Antis,

Wi 2000.

E/1525

60

M. Nagler
München

Die

Sittenlehre des Talmud

und der

zerstörende Einfluß des Judenthums

im

Deutschen Reich.

Dritte, mit Citaten und Belägen stark vermehrte Auflage.

Berlin, 1876.
Verlag von M. Ant. Niendorf,
SW., Alte Jakobsstraße 7.

Posman Werner Bibliothek
der Israel. Kultusgemeinde München

[Rare]
BM
585
.S28
1876

Vorwort.

Dies Buch ist ein Stein des schwersten Anstoßes für Viele in Israel. Täglich kann man den Klageruf in den semitischen Zeitungen lesen: Wir regten das Deutsche Volk auf zu einer neuen „Judenhetze". Nichts ist thörichter als diese Behauptung. Die fast vollendete Herrschaft des Judenthums über das deutsch-christliche Volk bekämpfen wir mit den reinen Machtmitteln des Geistes, mit dem schwachen Wort, indem wir dem Volke diejenigen Thatsachen vorführen, die da geeignet sind ihm die Augen zu öffnen.

Wir schließen diese Vorrede mit einem Wort aus der „Deutschen Landes-Zeitung" vom 11. Dezember 1875:

> Zur Judenhetze! Jeder unserer Leser weiß, daß wir nicht im geringsten daran denken, den Juden als solchen zu Leibe zu gehen und daß wir wiederholt ausgesprochen haben: wie wir nicht die Juden, sondern nur den wirthschaftlichen Gedeihensraum des unredlichen Handels beseitigen wollen. Wenn der Jude, nachdem wir dies vollendet, alsdann noch als Mensch unter Menschen sich mit uns der redlichen Arbeit widmen will, nun gut, dann wollen wir selbst die Ersten sein, die mit ihm Arm in Arm friedlich und verträglich dem Ende des Jahrhunderts entgegen wandeln wollen.

Der Herausgeber.

I.

Die Sittenlehre des Talmud.

Die deutschen Juden bilden etwa 1,2 Prozent der Bevölkerung des Deutschen Reichs — ein verschwindender Bruchtheil der Zahl nach, die Slaven (2,850,000) bilden 7 Prozent, und trotz dieser sechsfachen Anzahl wird doch Jedermann zugeben, daß gerade im Bereich des eigentlichen öffentlichen Verfassungslebens das jüdische Element bei dieser verschwindenden Anzahl zehnmal und mehr Einfluß entwickelt als z. B. das slavische Element! Die Ursache hiervon liegt auf der Hand — die Juden sind derzeit die erste Großmacht unter den europäischen Völkern, sie sind die Könige des mobilen Kapitals, die Beherrscher aller Handelsconjuncturen, die Inhaber und Leiter der Tagespresse, ja, allen unzweideutigen Anzeichen nach dirigiren sie eben so geschickt wie geheim die herrschenden Ministerien der meisten Staaten. Der eben verstorbene Dichter Chr. Andersen hat ein Märchen gedichtet: „Des Kaisers neue Kleider!" wo gewisse Betrüger ein derartiges Netz woben, daß der Kaiser selbst sich nackend im Triumphzuge herumführen ließ und trotzdem alle Welt in Entzücken über die schönen Kleider desselben ausbrach, bis sie endlich alle klug wurden, als ein einfältiges Kind ausrief: „Aber mein Gott, der Kaiser ist ja ganz nackend!" . . .

Also ist's auch heutzutage in den meisten Staaten bestellt, viele Herrscher derselben sind gar nicht mehr die Herrscher, — Gliederpuppen in den Händen einer Juden- und Börsenconsorterie sind sie, — geschickt vorn gestellte Decorationswesen des ärmlichsten Scheins, das Wesen der Gewalt und Macht und der unbeschränktesten Entscheidung gehört den jüdischen Börsenfürsten der goldenen Inter-

nationalen, der alle Reiche der Welt zu Füßen liegen. „Und wenn du niederfällst und mich anbetest", so sagt dieser Versucher auch Dir verheißend: „dies Alles will ich Dir geben!" . . . Gleißnerei ist das freilich, aber stets verlockend bleibt dieser Ruf und erklärt am besten den fast unerklärlichen Anhang, den dies völkerverderbende Judenprinzip auch unter den Christen gewonnen, sowie es der feine fast unsichtbare Faden ist, aus dem das ganze Truggewebe gewoben wird, welches den Sinn dieser Völker immer noch gefangen hält.

Doch wir wollen hier von etwas Anderem reden. Jeder unserer Leser, welcher dreißig Jahre im politischen Leben zurückdenken kann, wird sich noch ganz deutlich erinnern: unter welchen als selbstverständlich vorausgesetzten Bedingungen die Frage der Judenemanzipation bei jedem Unbefangenen ein williges Ohr fand. „Gleiches Staatsbürgerrecht" verlangten die Juden, sie wiesen nach, daß sie nicht Richter, Beamte, Rechtsanwälte, Aerzte werden könnten und daß, weil gewisse Erwerbszweige ihnen verschlossen, sie allein darum ausschließlich dem Handel obliegen müßten. Das Gerechtigkeitsgefühl der Nation sagte: Gut, auch die Juden sind Menschen wie wir, geben wir ihnen Gleichberechtigung; wollen sie, wie wir, dem redlichen Erwerb und der productiven Arbeit obliegen, fern sei es uns, sie daran zu hindern. Damit werden sie aufhören Juden zu sein und sich unter den Deutschen als Deutsche wiederfinden; kurzum, sie werden ihre Stamm- und Religionseigenthümlichkeiten ablegen und demgemäß auch Staatsbürger, wie wir Alle werden."

Es hat sich klärlich gezeigt, daß diese Annahme ein verhängnißvoller Irrthum war. Die Juden bilden nach wie vor eine enggeschlossene Gemeinschaft, einen Staat im Staate, sie denken nicht daran sich mit den Deutschen zu amalgamiren, und daß dies auch gar nicht möglich ist, liegt in ihrer eigenthümlichen Moral, welche aus ihrer Religion fließt. Wir wollen die Grundsätze derselben hier ausführlich darlegen, indem wir den Forschungen des Dr. Aug. Rohling folgen, der sein Leben daran gesetzt, ihren Talmud zu studiren. Was seine Glaubwürdigkeit betrifft, so führen wir hier nur an: daß er einen Preis von 1000 Thalern ausgesetzt, wer ihm etwa ein falsches Citat nachweise, und zum entscheidenden Richter hat er die „Deutsche morgenländische Gesellschaft" ernannt. Trotz des entstandenen heftigsten Federkriegs ist es noch Niemand gelungen, diesen Preis von 1000 Thalern zu erwerben. Endlich bevor-

worten wir noch, daß nach der Religionslehre der Juden die Sätze des Talmud mehr Geltung und Gewalt haben als der Pentateuch und die Bibel, wie dies spätere Anführungen beweisen werden.

Der Name Talmud. Die heutige Synagoge ist die leibliche Tochter der pharisäischen Schule, die rechtmäßige Erbin aller jener Lehren, welche die Pharisäer zu Christi Zeit und bald nachher unter den Juden verbreiteten. Um diese Lehren vor dem Untergang zu bewahren, legte ein Rabbiner Namens Judas um 450 n. Chr. ein Buch darüber an, welches Mischna genannt wurde. Mischna bedeutet aber das wiederholte oder zweite Gesetz, weil das erste Gesetz oder das Gesetz der fünf Bücher Mose's auf gewisse Art darin wiederholt wird; denn die Mischna bezweckt, die Schwierigkeiten des ersten Gesetzes im rechten Verstand zu erklären und die vermeintlichen Lücken desselben auszufüllen.

Während der folgenden Jahrhunderte ward in den Judenschulen Palästinas und Babylons das Mischnabuch durch verschiedene Commentare bereichert. Diese Auslegungen zur Mischna heißen Gemara und werden gewöhnlich mit der Mischna zusammen, oft aber auch allein Talmud d. i. „Lehrbuch" der jüdischen Glaubens- und Sittenregel genannt. Die in Palästina um 230 n. Chr. vollendeten Commentare, einen Folianten stark, bilden den Talmud von Jerusalem; die Gemara von Babylon, wieder mit wie ohne Mischna der babylonische Talmud genannt, war um 500 n. Chr. fertig und liefert ein Material zu 14 Folianten.

Mit dem babylonischen Talmud beschäftigten sich die Juden am meisten; ihn meint man, wenn nicht ausdrücklich der von Jerusalem bezeichnet wird. — Nimmt man einen in den letzten 200 Jahren gedruckten Talmud in die Hand, so staunt man, eine Menge Blätter zu finden, wo ganze Stellen weiß gelassen oder mit einem Kreis ausgefüllt sind. In den alten Ausgaben z. B. von Venedig aus dem Jahre 1520 und Amsterdam vom Jahre 1600, welche Ausgaben für dieses Buch benutzt wurden, stehen aber an jenen Stellen Schmähungen auf Christus, Maria und die Apostel; ebenso befinden sich dort die Erklärungen, daß unter den Nichtjuden besonders die Christen gemeint seien, wo der Talmud z. B. von Gojim, von „Ketzern" und dergleichen spreche. Diese absolut vollständigen Ausgaben nennen wir kurz den alten Talmud; der neue ist die Amsterd. Edition von 1644 ff.; noch jüngere Editionen

wurden für wichtige Stellen, wie man sehen wird, mit verglichen. Die Citirweise ist für alle Ausgaben dieselbe, weil alle, selbst die in Quart und Octav in den Blättern und Seiten übereinstimmen. Was nicht ausdrücklich mit Ven. oder Amst. bezeichnet wird, findet sich im neuen wie im alten Talmud. — Als die Christen von jenen Schmähungen erfuhren und laut ihren Unwillen äußerten, befahl die polnische Judensynode vom Jahre 1631 (vgl. die Actensammlung der Synode bei Des Mousseaux, le Juif etc. Paris 1869 S. 100), künftig solche Stellen durch einen leeren weißen Raum oder durch einen Kreis auszufüllen und jene Dinge, z. B. daß die Christen sehr lasterhaft seien und daß man keine Gerechtigkeit und Nächstenliebe gegen sie üben dürfe, in der Schule blos mündlich zu lehren. Advokat Hartw. Radowsky aber bezeichnet als bis auf unsere Tage reichende Erfahrung: „Von hundert Juden hat selten einer den Talmud gesehen; aber die verderblichen Grundsätze des Talmud werden von denen, die sie kennen, unter ihren Glaubensgenossen als göttliche Vorschriften verbreitet, von diesen auch willig geglaubt und nur zu oft sehr thätig befolgt." (Neuer Jugendspiegel S. 174, Cannstadt bei Richter.) Wir werden genau den Citirungen Dr. Rohlings folgen, damit man uns Seitens unserer Gegner nicht vorwerfen kann, das sei Alles nicht wahr.

Die Juden halten von jeher, wenige Dissidenten abgerechnet, den Talmud im Allgemeinen für ein ebenso göttliches Buch, als die Bibel des alten Testamentes. Nimmt man die Sache aber genau, so stellen sie ihn gar über die Bibel. Bei Jesaias 33, 6, sagt der Talmud (Tr. Schabbath f. 31. c. 1.), seien bereits seine verschiedenen Abtheilungen beschrieben. Derselbe Talmud schreibt (Rosch. hasch. 19. 1) von sich: „Die Worte der mündlichen Lehre sind dem Gesetze gleich." Und anderswo (Soph. 13. 2) sagt er: „Die Bibel gleicht dem Wasser, die Mischna dem Wein, die Gemara dem Würzwein. Die Welt kann nicht sein ohne Wasser, Wein und Würzwein, und ein Reicher wird von allen dreien erhalten; also kann auch die Welt nicht sein ohne Bibel, Mischna und Gemara. Ferner gleicht das Gesetz dem Salz, die Mischna dem Pfeffer, die Gemara dem Gewürz; die Welt kann nicht sein ohne Salz u. s. w." Und wiederum (Tr. Baba m. f. 33. c. 1): „Die in der ibel studiren, thun etwas, was eine Tugend oder auch keine Tugend ist; die in der Mischna studiren, üben eine Tugend und werden dafür belohnt; die aber in der Gemara studiren, die üben die größte Tugend." Ferner

(Tr. Erubin f. 21. c. 2): „Wer die Worte der Rabbiner verachtet, ist des Todes schuldig.“ Desgleichen (Tr. Chagiga f. 10): „Wenn der Mensch von den talmudischen Satzungen und Lehren zu der Bibel geht, so hat er kein Glück mehr.“ Und (Tal. J. Mas. Ber. cp. 1. f. 3): „Lieblicher sind die Worte der Talmudschreiber als die des Gesetzes.“ Deshalb (Tr. Sanh. f. 88. 2) „sind die Sünden gegen den Talmud schwerer als jene gegen die Bibel.“

Mit dem Selbstzeugniß des Talmud stimmt das Zeugniß der übrigen Rabbiner oder Lehrmeister Juda's. So heißt es (Kad hakk. f. 77. c. 3 von Bechai, einem berühmten Rabbi um 1291): „Wer die Bibel und den Mischna in den Händen hat, aber nicht den Talmud, mit dem soll man nicht umgehen.“ Und der berühmte Raschi († 1105) sammt dem Talmud sagt (Zu Tr. Gittin f. 57.; Eubin 21. 2): „Mein Sohn, gieb mehr Acht auf die Worte der Rabbiner als auf die Worte des Gesetzes.“ Anderswo (Men. hammaor zu Deut. 8, 5 [um 1470]) hören wir, in der Stelle: der Mensch lebt nicht von Brod allein, bedeute „Brod“ die Bibel und der Satz, „alles, was aus dem Munde Gottes geht“, die Halachoth d. i. die Bescheide und die Agaden oder Erzählungen und Fabeln im Talmud. In einem rabb. Buch vom Jahre 1500 u. Chr. (Schaare zed. f. 9) wird der talm. Satz bekräftigt: wer ohne Mischna und Gemara die Bibel lese, sei wie Jemand, der keinen Gott habe. Und ausdrücklich wird gelehrt (im Talmud tr. Berach. f. 5 und Rab. p. 47 zu Schem. f. 131 [um 300 n. Chr.]): „auf dem Sinai habe Gott das Gesetz gegeben nach der Ordnung der Bibel, der Mischna und der Gemara sammt den Agaden; den Talmud aber habe Gott blos mündlich durch Mose geben wollen, damit, wenn die Völker der Welt Israel unterthänig machten, ein Unterschied zwischen Israel und den Abgöttischen bestehen bleibe“; auch (Seph. Juch. f. 160 [1500 n. Chr.]): „weil, wenn er den Talmud hätte schriftlich machen wollen, das Maaß desselben länger als die Erde geworden wäre!“

Wenn wir aber für das Ansehen des Talmud auch jene Rabbiner nennen, die nicht selbst den Talmud machten, so hat das seine Gründe.

Es ist eine ausdrückliche jüdische Lehre, daß die Rabbiner bis auf den heutigen Tag göttliches Ansehen haben; was sie sagen, ist Gottes Wort. Der große Rabbi Menachem (Zum Pent. p. 28. f. 129. c. 3) [† 1200 n. Chr.] belehrt uns mit A., daß Gott der Herr sogar die Rabbiner

auf der Erde befragen lasse, wenn im Himmel eine schwere Frage über das Gesetz vorkomme. Und der Talmud sagt (Tr. Sanh. f. 92. c. 1), indem er Spr. 11, 25 verkehrt auslegt, daß die verstorbenen Rabbiner aller Zeiten im Himmel Andere unterrichten. Und ein jüdisches Buch vom Jahre 1590 sagt (Kapht. uph. f. 121): „Du sollst wissen, daß die Worte der Rabbiner lieblicher sind als die Worte der Propheten.“ Ja (Mid. mischle f. 1 [Ven. 1546]): „Der Rabbiner gemeines Gespräch ist dem ganzen Gesetz gleich zu achten.“ Wiederum (Bechai z. Pent. p. 44. f. 201. c. 4): „Die Worte der Rabbiner sind Worte des lebendigen Gottes.“ Und (Raschi z. Dt. 17, 11; Rab. Lipmann, Niz p. 176): „Wenn der Rabbiner dir sagt, deine rechte Hand sei die linke und die linke die rechte, so sollst du nicht abweichen von seinem Worte; wie viel mehr, wenn er zu dir spricht, daß die Rechte die Rechte, die Linke die Linke sei.“ Maimonides († 1204), der „Adler der Synagoge“, sagt (Jad ch. I. tr. Talm. Tor. 5, 1): „Die Furcht des Rabbiners ist die Furcht Gottes.“ Der Talmud selbst erklärt allgemein, ganz wie wir die spätern Rabbiner reden hörten: „Wer (Tr. Sanh. f. 10) seinem Rabbiner oder Lehrmeister widerspricht, mit ihm zanket, wider ihn murret, thut ebenso viel, als ob er der göttlichen Majestät widerspräche, mit ihr zankte, wider sie murrte.“ Da es aber passirt, daß die Rabbiner einander widersprechen, so hat der schon gen. Menachem (zu Exod. 20, 1 f. 98 par. 31) diese Noth durch die ausführlich erlassene Behauptung beseitigt, daß alle Worte der Rabbiner, zu welcher Zeit und in welchen Geschlechtern immer sie leben, ebenso wie die Worte der Propheten Gottes Worte seien, wenn sie auch ganz einander zuwider wären; daher, wer ihnen widerspreche, mit ihnen zanke, gegen sie murre, ebenso viel thue, als ob er dies gegen Gott selber thäte. So berichtet der Talmud ausführlich über die ewigen Streitigkeiten der Häuser Hillel und Schammai; es mag einer Mücke gelten oder einem Kameel, wichtigen oder nichtigen Fragen, die Ansichten, beider Schulen sind immer conträr das Gegentheil; dennoch sagt der Talmud: es ist beides Gottes Wort, was Schammai lehrt und was Hillel lehrt (Tr. Erubin f. 13 c. 2). Anderswo widersprechen sich abermals die Ansichten, und auf die Frage, wie denn das Gesetz zu erkennen sei, erfolgt die Antwort (Tr. Chagiga f. 3. 2. aufgenommen in die Rabboth zu Remidbar par 14 f. 210, (ein Comment. zum 4. Buch Mosis, welches mit bemidb. beginnt, um 300 nach Chr.): Gott redet alle diese

Worte, schaffe dir also Ohren gleich einem Trichter, und ein Herz, das die Worte der Verbietenden und der Erlaubenden hört. Das heißt ohne Blume: da alles Gottes Wort, so führe aus, was dein Herz begehrt, je nachdem die Ausführung möglich ist. Mag demnach in alter oder neuer Zeit eine edle Stimme aus dem Schooße des Rabbinismus für Recht und Wahrheit sich erheben, der Talmudjude ist nicht daran gebunden, weil die entgegengesetzten Lehren der Rabbiner ebenso göttlich sind. Unverblümt und gerade heraus sagt darum auch der Talmud, zu sündigen sei erlaubt, doch möge man es heimlich thun (Tr. Chagiga f. 16, 1; Kiddusch. f. 40, 1).

Da somit die Rabbiner des Talmud und die spätern sich für gleich göttlich halten, sogar auf dieselbe Manier die Vernunft verhöhnend schreiende Widersprüche für Gottes Wort erklären, so werden wir sie alle mit gleichem Respect behandeln und die Einen wie die Andern hören, indem wir daran gehen, etliche Hauptstücke aus der Glaubens- und Sittenlehre des Talmudjuden kennen zu lernen.

Wir müssen Dr. Rohling folgen und erst Einiges aus der Glaubenslehre des Talmud mittheilen, weil nur dadurch viele Moralgrundsätze verständlich werden. So absurd und fast komisch diese Talmudphantasieen sich ausnehmen, so haben sie doch einen merkwürdig jüdischen Beigeschmack, wenn man sie auch nur als Redefiguren, Hyperbeln und Allegorieen aufzufassen geneigt wäre.

Von Gott. Der Talmud sagt (Tr. Aboda sara f. 3, 2.): Der Tag hat 12 Stunden; in den 3 ersten sitzet Gott und studirt im Gesetz, in den 3 andern richtet, in den folgenden 3 ernährt er die ganze Welt, in den 3 letzten aber sitzt er und spielt mit dem Leviathan, dem Könige der Fische. Und in der Nacht, fügt Menachem bei, studirt er den Talmud. (Zum Pent. f. 97. 3. p. 17; ebenso das Targum zu Cant. 5, 10.) Die hohe Schule, in der Gott selber sammt den Engeln im Himmel studirt, ist nach dem Talmud (Tr. Gittin f. 68.) auch Aschmodai, dem König der Teufel, geöffnet, der alltäglich zum Firmament hinaufsteigt und dort lernt. Was aber den Leviathan betrifft, so erklärt der Talmud (Tr. Aboda s. f. 3 und Baba b. f. 74, 1 u. 2), daß ein Fisch von 300 Meilen Länge in seinen Rachen gehe, daß aber Gott ob so gewaltiger Größe dem Leviathan das Weib entziehen mußte, da die Welt sonst mit gigantischen Ungeheuern erfüllt worden wäre, die alles vernichtet hätten; drum habe der große Gott das

Männlein verschnitten und das Weiblein umgebracht und eingesalzen für die Mahlzeit der Gerechten im Paradies.

Das Spielen mit Leviathan hat aber nur bis zur Verwüstung des Tempels gedauert. (A. a. O.) Von da spielet Gott nicht mehr, tanzt auch vor der Hand nicht mehr, wie er vor Zeiten mit der Eva den ersten Tanz gethan, nachdem er sie aufgeputzt und ihr die Haare geflochten hatte. (Tr. Berach f. 61.) Seit (Tr. Chagiga f. 5. 2.) der Zerstörung des Tempels weinet Gott vielmehr, denn er hat schwer daran gesündigt. So groß ist diese Sünde auf Gottes Gewissen, daß er nach dem Talmud (Tr. Berach f. 3. 1.) in allen drei Theilen der Nacht sitzet und brüllet wie ein Löwe nnd ruft: wehe mir, daß ich mein Haus verwüsten, den Tempel verbrennen, meine Kinder wegführen ließ; ja er hat seitdem in der Welt, die er sonst ganz füllte, nicht mehr Platz, als nur 4 Ellen weit; (ibid. f. 11. 1.) und (Tr. Ber. 1. c.) wenn man ihn lobt, so muß er das Haupt schütteln und sagen: glückselig der König, der in seinem Hause gelobt wird; was gebührt aber einem Vater, der seine Kinder ins Elend gehen läßt? Daß man aber die große Reue Gottes recht begreife, ist zu wissen, daß jener Löwe, nach dessen Art er brüllt, der aus dem Walde Elai ist. Diesen Löwen wollte einst der römische Kaiser sehen; man holte ihn also, und da er noch 400 Meilen vom Kaiser entfernt war, brüllte er, daß alle Gesegneten mißgebaren und alle Mauern zu Rom umfielen; als er aber noch 300 Meilen entfernt war, brüllte er wiederum, und es fielen den Leuten die Augenzähne und die Backenzähne aus, der Kaiser fiel von seinem Thron auf die Erde und bat um die Heimführung des Löwen (Tr. Collin f. 59. 2).

Die Vertreibung der Juden ins Elend bereut der heil. Gott nach dem Talmud auch als eine besondere Sache für sich, indem er täglich zwei große Thränen mit solchem Getön ins Meer fallen läßt, daß man von einem Ende der Welt bis zum andern den Schall davon hören kann; selbst Erdbeben entstehen durch den Fall dieser Thränen (Tr. Berach. f. 59. 1; Chagig. f. 5. 2.) — Auch vor Uebereilung ist der heil. Gott nicht gesichert; wird er vom Zorn überrascht, so handelt er übereilt (Tr. Aboda s. f. 2. 2). — Selbst den Eid hat der heilige Gott mißbraucht; denn er hat ein großes Unrecht mit einem Eid bekräftigt, indem er schwur, die Israeliten, welche in der Wüste zogen, sollten keinen Theil an dem ewigen Leben

haben; darnach hat er den Schwur bereut und ist von ihm abgegangen (Tr. Sanh. f. 110, 2). Eine andere Stelle im Talmud meldet aber, daß Gott, wenn er einen schlechten Schwur gethan, eigentlich nöthig hat, durch einen Andern entbunden zu werden. Denn ein Weiser Israels hörte einst, wie Gott rief: weh mir, wer entbindet mich meines Schwures? (Tr. Baba b. f. 74. 1). Und als der Rabbiner dies seinen Amtsgenossen erzählte, schalten sie ihn Esel, daß er nicht selber Gott des Eides entbunden habe (ibid.). Indeß steht zwischen Himmel und Erde ein mächtiger Engel Namens Mi, welcher den heil. Gott von all' seinen Eiden wie auch Gelübden entbinden und absolviren kann. (Meg. amukk. f. 1. 4.) — Wie Gott schlecht geschworen, so hat er nach dem Talmud auch gelogen, um zwischen Abraham und Sara Frieden zu stiften, weshalb man des Friedens wegen, wie der Talmud beifügt, lügen darf. (Tr. Baba m. f. 87. 1.)

Ja der heilige Gott ist auch die Ursache der Sünden auf Erden, weil er die böse Natur des Menschen erschuf (Tr. Berach. f. 32. 1. u. 61. 1.), durch ein Verhängniß die Menschen zur Sünde bestimmt (Tr. Aboda s. f. 4. 2.) und die Juden durch Zwang zur Annahme des Gesetzes genöthigt hat (Tr. Aboda s. f. 2; schabb. f. 88.). So begreift man, daß David's Ehebruch (Tr. schabb. f. 56. 1.) und die Frevel der Söhne Eli's (ibid. f. 55. 2.) nach dem Talmud keine Sünde waren.

Von den Engeln. Einige Engel bleiben in Ewigkeit, und diese wurden am 2. Tag erschaffen, andere vergehen, und diese wurden am 5. Tag erschaffen. (Bechai 1. c. par. 7. f. 37. 4; Pirke El. cp. 4 u. v.). Auch heute noch und fortwährend werden aus einem Feuerstrom neue Haufen Engel erschaffen; die singen Gott zu Ehren, wie der Talmud (Tr. Chagiga f. 14. 1.) sagt, ein Lied und vergehen dann wieder; einen ganzen Haufen Engel hat Gott mit seinem kleinen Finger verbrannt (Pesikt. rab. f. 35. 2. ff.). Ja durch ein jeglich Wort, das Gott spricht, entsteht ein neuer Engel (Chag. a. a. O.). Ueber die Kräuter sind 21,000 Engel gesetzt, denn so viel Kräuter giebt es auf Erden (M. amukk. f. 32. cf. 107.). Jorkemo heißt der Engel des Hagels, Michael ist der Fürst des Wassers, Gabriel des Feuers und der Früchtereifung (Tr. pesach. f. 118; Sanh. f. 95 [Raschi]; ammudeha schibba f. 49). Auch gute und böse Liebe, Gunst und Gnade, Furcht und Friede, Vögel und Fische, Winde,

wilde Thiere, Arzneien, Sonne, Mond und Sterne haben ihre besonderen Engel und von jedem wissen die Rabbiner den Namen (Berith men. f. 37. 1. u. a. B.). — Gute Engel sind nach dem „Adler der Synagoge" die Seelen der Himmelskörper, weshalb die Himmelskugeln einen Verstand haben, die Dinge zu begreifen und zu erkennen. (Maim. More 2, 5. f. 61; auch Bechai zum Pent. f. 9. p. 1.) Der Engel Hauptgeschäft bei der Nacht ist, den Menschen Schlaf zu machen (Jalk. chad. f. 118). Sonst beten sie für den Menschen, und der Mensch muß sie anrufen; aber die Engel verstehen nach dem Talmud kein Syrisch und Chaldäisch, weshalb der Israelit in diesen Sprachen kein Anliegen durch sie empfehlen darf. (Tr. schabb f. 12, 2 u. Tos.) Diese Unkenntniß der Engel hat aber doch einen Vortheil; denn die Juden haben ein ganz vortreffliches Gebet, welches sie auf chaldäisch beten, wie der Talmud sagt, damit die Vorzüglichkeit des Gebetes den Neid der Engel nicht erwecke (Tr Berach. f. 3. 1. Tos.) Nach Andern verstehen die Engel alle Sprachen, haben aber vor den genannten einen Abscheu, weshalb sie nicht darauf achten (Jalk. chad. f. 117. 3.).

Von den Teufeln. Am Freitag Abend in der Dämmerung erschuf Gott die Teufel; da alsbald der Sabbath einbrach, kam er nicht soweit, ein Kleid, den Leib, für sie zu schaffen (ibid. f. 107 n. 27). Nach Andern bekamen sie keinen Leib zur Strafe, weil sie nicht wollten, daß der Mensch einen Leib erhalte (ib. f. 115. 116.). Das Wesen der Teufel ist gleichwohl Feuer und Wasser (Mischm. chajim f. 117. 2.); einige sind auch aus Luft, andere aus Erde gemacht, und die Seelen der Teufel sind von einer Materie, die unter dem Monde liegt und zu sonst nichts nützet (Tub. haar. f. 9. 2.).

Einige Teufel stammen von Adam, der sich von Gott mit dem Fluche belegt der Eva zu nahen weigerte, um nicht Kinder des Unglücks zu haben; da erschienen ihm zwei Weiber der Teufel und gebaren von ihm neue Teufel (Jalk. rub. n. 3. u. d. T. Leda). Nach dem Talmud hat Adam 130 Jahre lang mit Lilith, einem vornehmen Weib der Teufel, nur Geister, Teufel und Nachtgespenster gezeugt (Tr. Erubin. f. 18. 2). Uebrigens hat auch Eva 130 Jahre lang nur Teufel geboren, indem sie genöthigt wurde, die Frau männlicher Teufel zu sein (Bechai par. 1. f. 16, 1; Nischm. ch. f. 114. 2.). Nach dem Talmud endlich sind auch die Teufel unter sich fruchtbar; sie ver-

mehren sich wie die Menschen, sie essen und trinken wie die Menschen und viele sterben wie die Menschen (Tr. Chagiga f 16. 1).

Vier Weiber sind als der Teufel Mütter berühmt; Salomo soll Gewalt über sie gehabt, sie seine Mägde genannt und zu seinem Dienst gebraucht haben (Menachem l. c. f. 33. 3 und viele Rabb.). Eins dieser Weiber geht nach dem Talmud in den Nächten der Donnerstage und Sabbathe mit 180,000 Teufeln aus, die Macht haben, zu verderben; dieses Weib und dessen Tochter sind zumal die Frauen des Teufels Sammael (Tr. pesach. f. 112. 2.). Lilith, eine andere jener vier, war ungehorsam gegen Adam, ihren Gatten; sie mußte die Strafe annehmen, daß täglich 100 ihrer Kinder sterben, zugleich auch versprechen, die kleinen Kinder, worüber sie Gewalt hat, beim Anblick dreier Engelnamen nicht zu tödten (Seph b. Sira f. 9. 1 u. 2; emek. hammel. f. 84. 2.). Lilith heulet immerfort, von 480 Engeln des Verderbens begleitet; ein anderes jener vier Weiber tanzet ohne Ende und führt 479 böse Geister mit sich (Jalk. chad. f. 108. 3.). — Aehnlich wie durch Adam entstehen auch jetzt noch immerfort neue Teufel; die Erzählung davon ist aber zu schmutzig. Uebrigens kann der Mensch solche Teufel tödten, wenn er z. B. Osterkuchen backt und sich dabei stark anstrengt (Hanhag. f. 16). Von den sterblichen Teufeln hat Noe hingegen einige mit in die Arche genommen, um sie am Leben zu erhalten (Nischm. ch. f. 115. 3.).

Ueber den Aufenthalt der Teufel hören wir: einige wohnen in der Luft und bewirken die Träume der Menschen; andere sind in den Abgründen des Meeres und würden die Welt zerstören, wenn sie losgelassen würden; andere wohnen in den Juden und bewirken deren Sünden (Bechai l. c. p. 17. f. 90. 1.). Nach dem Talmud (Tr. pes. f. 112. 2.) tanzen die Teufel auch zwischen den Hörnern eines Ochsen, der aus dem Wasser steigt, und (Jore deah n. 348 ff.) zwischen Weibern, die von einem Begräbniß kommen. Gern, sagt der Talmud, sind die Teufel in der Nähe der Rabbiner, weil ein dürrer Acker nach Regen dürstet (Tr. Berach. f. 6. 1.); desgleichen auf Nußbäumen, worunter zu schlafen gefährlich sei, da auf jedem Blatt ein Teufel wohne (Jalk. chad. f. 108. 2.).

Wegen der Teufel soll Niemand an einsamen Orten oder bei Ab- und Zunahme des Mondes allein gehen; bei Nacht, wie der Talmud sagt, Niemanden grüßen, da der Begrüßte ein Teufel sein könnte; früh Morgens soll man

sich die Hände waschen, weil der unreine Geist sich auf unreine Hände setzt — und des Wahnsinns vielerlei sonst. Man hat ganze Bücher über den Aberglauben und die Zauberwirthschaft der jüdischen Schriften; der Talmud, sagt der französische Professor der Magie, der Jude Eliphas Levi, ist das Grundbuch aller Magie (Eliphas, hist. de la magie p. 46, Paris 1860). Wir setzen nur Einiges bei von etlichen großen Zauberern des Talmud. — Einer von den Stiftern des Talmudjudenthums konnte nach der Meldung des Talmud, nachdem er einen Menschen todt geschlagen, einen neuen durch Zauber erschaffen (Tr. Sanh. f. 65. 2; Tr. Megilla f. 7. 2.). Mit einem andern Rabbi vereint, erschuf er alle Abende ein dreijährig Kalb und verspeiste es (Sanh ibid). Desgleichen verstand es ein Talmud-Rabbi, aus Kürbissen und Melonen Hirsche und Rehe zu machen (T. Jer. Sanh. cp. 7.). Rabbi Elieser konnte das Feld besprechen, daß es voll Kürbisse war (Tr Sanh. f. 68. 1.). Rabbi Jannai verwandelte Wasser in Skorpionen und ein Weib in einen Esel, auf dem er zu Markte ritt (ib. f. 67. 2 und tr. Soph. f. 13.). Der Erzvater Abraham selbst hat Zauberei getrieben und sie Andere gelehrt (Tr. Sanh. f. 91. 1.): an seinem Hals trug er einen Edelstein, mit dem er alle Kranken gesund machen konnte (Tr. Baba b. f. 16. 2.) Die Talmudrabbiner hatten aber gar einen Edelstein, mit dem sie Todtes wieder lebendig machten: ein Rabbi, erzählt der Talmud, biß einer Schlange den Kopf ab, und als er sie mit dem Stein berührte, wurde sie wieder lebendig; selbst eingesalzene Vögel berührte er mit dem Stein und sie wurden lebendig und flogen davon (Baba b. f 74 2.).

Der Rabbiner Fabius von Lyon sagte in seiner Rede für das jüdische Neujahrsfest 1842, Offrande au Dieu de l'Univers par Fabius, Lyon 1842: die jüdische Religion habe vor der christlichen u. A. den Vorzug, ohne Mysterien zu sein; alles in ihr sei reine Vernunft, voll Aufklärung; bei den Christen aber heiße es: Vernunft schweige, Wahnsinn rede!

Der Talmud sagt u. A. Folgendes, wozu bereits Berichtetes recapitulirt werden kann. Nachdem Gott allen Staub der Welt zusammengebracht, machte er einen Klumpen daraus, der sodann zum Menschen wurde, aber zunächst zum Doppelmenschen mit zwei Gesichtern, den Gott in zwei Theile schnitt, um Adam und Eva zu haben (Tr. Sanh. f. 38 1 u. 2; Berach. f. 61, 1; Erubin

f. 18. 1). Adam war so groß, daß sein Kopf das Firmament berührte; und wenn er sich niederlegte, waren seine Füße im äußersten Westen und sein Kopf im äußersten Osten (Tr. Sanh. f. 38. 2.); zugleich hatte Gott für Adam ein Lichtloch gemacht, wodurch er von einem Ende der Welt bis zum andern sehen konnte (Tr. Chagiga f. 12. 1). Als Adam aber gesündigt, da hat ihn Gott klein gemacht wie die gewöhnlichen Menschen (ib.).

Og, der König in Basan, von dem die Bibel erzählt, erhielt seinen Namen, weil er den Abraham beim Backen der Osterkuchen (hebr. ugga) fand (Tr. Nidda f. 61. 1. Tos.). Zur Zeit der Sündfluth wurde Og mit einem Einhorn gerettet, indem er neben der Arche ging; das Wasser bei der Arche war nämlich kalt, das übrige siedendheiß Tr. Seb. f. 113. 2). Og's tägliche Speise waren 2000 Ochsen und ebenso viel Wildpret, sein Trank 1000 Maaß (Tr. Soph. f. 14. 4.). Als Israel nach Basan kam, hörte Og, daß Israels Lager 3 Meilen groß sei. Da riß er einen Berg von 3 Meilen aus der Erde und nahm ihn auf den Kopf; aber Gott ließ Ameisen auf den Felsen kommen, die fraßen ein Loch hinein, daß der Berg um den Hals des Og fiel; und seine Zähne wuchsen durch die Kinnlade in den Felsen, daß er den Hals nicht wieder herausziehen konnte. Da kam Mose herzu, nahm eine Axt von 10 Ellen Länge, sprang 10 Ellen in die Höhe, schlug dem Og an die Knöchel der Füße und brachte ihn um (Tr. Berach. f. 54. 2.). Dennoch ist Og nach demselben Talmud lebendig in's Paradies gekommen (Tr. Derech. erez, f. 20. 3.). Und trotzdem sagt der Talmud wieder, daß Rabbi Jochanan einmal das Schienbein eines Todten fand und 3 Meilen dem Schienbein nachlief, ohne an das Ende des Schienbeins gelangt zu sein; das Bein aber gehörte dem Og von Basan (Tr. Nidda f. 24. 2.).

Abraham hat nach dem Talmud soviel gegessen und getrunken, als 74 Menschen zusammen; darum ist er auch so stark gewesen als 74 andere (Tr. Soph. f. 14. 4.). Dennoch war er gering gegen Og; denn als dem Og einst ein Zahn ausfiel, machte sich Abraham eine Bettlade aus dem Zahn; doch streiten die Rabbiner, ob eine Bettlade oder ein Sessel aus dem Zahn geworden (ib.). — Solche Geheimnisse haben die Christen freilich nicht, weder in Sache noch in Bild, obwohl auch sie aus dem Orient stammen.

Von den Seelen. Alle Seelen der Menschen, welche immer bis zum Ende der Welt sein werden, wurden in 6

Tagen der Erschaffung der Welt erschaffen (Nischm. ch. f. 70. 2.); dann (Raschi zu Tr. Chag. f. 5. 1.) gab sie Gott in die Schatzkammer des Himmels, von wo sie, wie „alle Weisen Israels lehren", bevor eine Mutter den Menschen an die Welt bringt, von Gott hinausgelassen werden (Nischm. f. 72. 1.).

Nach „allen jüdischen Lehrern" (Bodenschatz 3, 135.) aber schuf (Jalk. chad. f. 155. 1.) Gott 600,000 Seelen der Juden, weil jeder Vers in der Bibel 600,000 Auslegungen hat und jede Auslegung eine Seele angeht. Die jüdischen Seelen haben den Vorzug, daß sie ein Theil Gottes sind, in derselben Weise von Gottes Substanz, wie ein Sohn von dem Wesen seines Vaters ist (Schefa tal. f. 4; scheue luch. hab. f. 262. 3 und viele Rabbiner); darum ist eine jüdische Seele Gott lieber und angenehmer als alle Seelen der andern Völker in der Welt, deren Seelen vom Teufel herstammen (Schefa t. f. 4. 2; Menachem p. 53 f. 221. 4.) und Seelen sind, wie sie das Vieh und die Thiere haben (Jalk. chad. f. 154. c. 2 n. 7. T. nesch.); weshalb auch der Talmud sagt, der Same eines Fremden, der kein Jude ist, sei Viehsame (Tr. Jebam. f. 94. 2 Tos.). Am Sabbath, sagt der Talmud, bekommt der Jude eine zweite Seele zu der ersten (Tr. Taanith f. 27. 2.); durch die zweite, sagt Raschi, wird dem Menschen die Lust zum Essen und Trinken erweitert (Zu Taan l. c.).

Nach dem Tode wandert die Seele der Juden in einen andern Körper, indem die Seelen der sterbenden Voreltern den Leib des Kindes beleben, das eine Mutter der jüngern Generation unter dem Herzen trägt (Nischm. ch. f. 159. 2; 160. 12, 4. maam.). Kain hatte 3 Seelen: die eine fuhr in Jethro, die andere in Kore, die dritte in den Egypter, den Mose todtschlug (Jalk. rub. n. 9 Tit. Gilg.). Die Seele Japhets fuhr in Samson, Tare's Seele in Job, Eva's Seele in Isaak, der Buhlerin Rahab Seele in Heber, die Seele Jael in Eli (ib. n. 18. 24. 61. 1; jalk. chad. f. 127. 3; f. 3. 2. n. 8 T. adam; Abarb. zu Js. f. 54. 3.), und Esau's Seele, sagt der große Abarbanel, fuhr in Jesus —, Esau's, von dem der Talmud (Tr. baba b. f. 16. 2.) lehrt, daß er ein Mörder und Ehebrecher war. Gottlose Juden, die z. B. einen Israeliten tödteten oder vom jüdischen Glauben abfielen, werden nach dem Tode in Gewächse und Thiere geschickt, dann 12 Monate in der Hölle gestraft, dann wieder neu erschaffen und wandern nun, um gebessert zu werden, erst in

leblose Dinge, darauf in Thiere, sodann in heidnische Menschen und endlich wieder in Israeliten (Emek. ham. f. 16 2 cp. 3 T. schaar tik. hat). Diese Wanderung ist aber eine Einrichtung der Barmherzigkeit Gottes für den Zweck, damit das ganze Israel Theil am ewigen Leben bekomme (Abodath hak. II, f. 48. 2. Nischm. ch. f. 163. 2. 4. maam).

Vom Paradies und Hölle. Im Paradies, sagt der Talmud, riecht es überaus herrlich; denn Elias bestreute einst den Mantel eines Talmud-Rabbiners mit Blättern von den Bäumen des Himmels; und als der Rabbiner den Mantel wieder an sich nahm, blieb der Geruch daran haften, weshalb er den Mantel für 150 Reichsthaler verkaufen konnte (Tr. Baba m. f. 144. 2). Im Himmel, hörten wir bereits, essen die Gerechten das eingepökelte Fleisch des Leviathanweibes; auch das Fleisch von einem großen wilden Ochsen, der täglich 1000 Berge abweidet, wird nach dem Talmud dort gegessen (Tr. Baba b. f. 74. 2.); ferner wird dort ein großer leckerer Vogel, wie der Talmud sagt, präparirt und die vierte Speise besteht in ungemein fetten Gänsen (ib. f. 73. 2.). Als Trank dazu giebt es nach dem Talmud einen schönen sehr alten Wein, der von den 6 Tagen der Erschaffung der Welt aufbewahrt ist (Tr. Sanh. f. 99. 1.).

Doch nur die Gerechten, d. h. die Juden, sagt der Talmud, kommen in's Paradies, die Gottlosen fahren zur Hölle (Tr. Chagiga f. 15. 1; Erub. 19. 1.). Dort ist Verwesung und Koth, Weinen und Finsterniß, in jeder Wohnung 6000 Kisten und in jeder Kiste 6000 Fässer mit Galle (Reschit chokm. f. 37. 2.). Die Hölle ist aber sechzigmal größer als das Paradies (Tr. Taan. f. 10. 1.). Denn alle Unbeschnittenen, in Sonderheit aber die Christen, welche die Finger hin und her bewegen (das Kreuz zu machen) und auch die Türken, welche nur Hände und Füße, nicht aber das Herz waschen, müssen hinein (Zeror h. par Told. Jizch. f. 27. 2; Bechai l. c. p. 6. f. 34. 4 u. p. 51. f. 220; Abarbanel, masch. Jesch. f. 19. 4.) und ewig darin bleiben (Talm. Tr. rosch. hasch. 17. 1; Bechai l. c. f. 171. 3. p. 38.)

Vom Messias. Wenn der Messias kommt, sagt der Talmud, dann bringt die Erde Kuchen und wollene Kleider hervor, auch Weizen, dessen Korn so dick ist als zwei

Nieren von den größten Ochsen (Tr. Kethub. f. 111. 2; schabb. f. 30. 2). Der Messias wird den Juden das königliche Regiment zurückgeben, alle Völker werden ihm dienen und alle Königreiche ihm unterthänig sein (Tr. Schabb. f. 120. 1; tr. Sanh. f. 88. 2; 99. 1). Dann wird jeder Jude 2800 Knechte (Jalk. Schim. zu Js. f. 56. 4. n. 359; Bechai l. c. f. 168 p. 37. u. a.) und 310 Welten haben (Tr. Sanh. f. 101. I.). Aber ein großer Krieg geht vorher, worin zwei Drittel der Völker umkommen, so daß die Juden 7 Jahre nöthig haben, die eroberten Waffen zu verbrennen (Majene jesch. f. 74. 4; 76. 1; Abarb. maschm. J. f. 49. 1—3). Auch der „Adler der Synagoge", Maimonides (Zu Tr. Schabb. 1. c.), glaubt an die jüdische Weltherrschaft. Israels alten Feinden werden dann die Zähne aus dem Munde wachsen 22 Ellen lang (Oth. Akib. u. Schin.).

Von allen Völkern wird der Messias Geschenke annehmen, nur von den Christen nicht (Tr. pes. f. 118. 2 u. viele Rabb.). Die Juden werden da unermeßlich reich; denn alle Schätze der Völker kommen in ihre Hand; zu einer Schatzkammer, sagt der Talmud, gelangen sie dann, so groß, daß 300 Eselinnen nöthig sind, die Schlüssel der Thore und Schlösser zu tragen (Tr. pes. f. 119; tr. San. f. 110; Bechai l. c. p. 16. f. 62. 4. u. a.). (Das scheint sich jetzt zu erfüllen!) Alle Völker werden dann den jüdischen Glauben annehmen, aber die Christen werden dieser Gnade nicht theilhaftig, sondern ganz und gar ausgerottet (Tr. Jebam. f. 24. 2.; tr. aboda s. f. 3. 2.; Abarb. maschm. J. f. 65; Bechai l. c. 85. 3 u. v. a.), weil sie vom Teufel herkommen (Zeror. ham. f. 125. 2.).

Während so das messianische Reich genau wie zu des Heilandes Zeit durch irdische Schwärmereien entstellt wird, erfährt der wahre Messias eine Behandlung, die ein Christ nicht aussprechen kann. Es ist doch viel, daß ein Israelit in christlichen Landen den Erlöser öffentlich als einen Abgott, geboren in Unzucht, geboren in Ehebruch, schmähen darf (Fabius, offrande l. c. nach Talm. (Am. Ven.) tr. Sanh. f. 67 u. f. 107; tr. Kalla f. 18; Raschi zu Schabb. 104. 2 u. a.) Nach dem Talmud (V. A.) hat Christus auch Zauberei (tr. Sanh. f. 43 u. 107) und Abgötterei (tr. Sota f. 47 u. schab. f. 104) getrieben u. s. w. Vgl. auch die betreffenden Stellen in Renan's Leben Jesu (von dem jüd. Gelehrten Dr. Neubauer).

Wenden wir uns nun zur eigentlichen Sittenlehre:

Vom Nächsten sagt der Talmud (Tr Chollin. f. 91. 2): Die Israeliten sind Gott angenehmer als die Engel. Wer einem Israeliten einen Backenstreich giebt, thut soviel, als ob er der göttlichen Majestät einen Backenstreich gäbe, sagt der Talmud (Tr. Sanh. f. 58. 2) abermals, und die übrigen Rabbiner wiederholen es, wie oben gezeigt, mit den Worten, daß ein Jude von Gottes Substanz ist, wie ein Sohn von dem Wesen seines Vaters. Darum ist ein Goi, der einen Juden schlägt, nach dem Talmud des Todes schuldig (ibid.). Wenn die Juden nicht wären, so gäbe es, wie der Talmud sagt, keinen Segen auf Erden (Tr Jebam. f. 63. 1), auch nicht Sonnenschein und Regen (Bechai z. Pent. p 34. f 153. 3), weshalb die Völker der Welt nicht bestehen könnten, wenn die Juden nicht wären (Zeror h. f. 107. 2). Wie die Menschen über den Thieren stehen, so die Juden über allen Völkern der Welt (ib. f. 101. 2). Ja, sagt der Talmud (Tr. Jebam. f. 94 2. Tos.), Viehsame ist der Same eines Fremden, der kein Jude ist. Fremde (Nochrim) und Nichtjuden sind nach Rabbi Kroner dasselbe (vergl. K.'s Gegenschrift 1, 47). Ein Fremder, sagt auch der Talmud, ist, wer nicht beschnitten ist, und ein Fremder und ein Heide sind dasselbe (Tr. Berach. f. 47. 2; tr. Gittin f. 70. 1 und tr. Aboda S f. 26. 2. Tos. wechseln goi und nochri als Synonyma). Und der Talmud lehrt abermals, daß die Gräber der Gojim Israel nicht verunreinigen, weil die Juden allein Menschen sind, die übrigen Nationen aber die Art eines Thieres haben (Tr. Baba m. f 114. 2). Ja Hunde sind dem Talmud die Nichtjuden, indem er zu Ex. 12, 16 von den heiligen Festen schreibt, sie seien für Israel, nicht für die Fremden, nicht für die Hunde (Tr. Megilla 7. 2). R. Mose b. Nachman wiederholt dies mit der Variante: „Für euch, nicht für die Gojim, für euch, nicht für die Hunde" sind die Feste (f. 50. 4. par Bo.). Ebenso Raschi zu Ex. 12 in der Venediger Ausgabe, während in dem Amsterd. Pentateuch der Commentar von Raschi den Beisatz „nicht für die Hunde" wegläßt. Wie Hunde, so sind die Nichtjuden auch Esel (Tr Berach. 25. 2.), und Abarbanel sagt: das auserwählte Volk ist des ewigen Lebens würdig, die übrigen Völker sind den Eseln gleich (Zu Hos. 4. f. 230. 4.). Die Häuser der Gojim sind Häuser der Thiere (Leb. tob. f 46. 1.); und Ben Sira antwortete, als ihm Nabuchodonosor seine Tochter zum Weibe bot: Ich bin ein Menschenkind und kein Vieh (Sira f. 8. 2.). Der große Menachem (L. c. f. 14. 1. par 1.)

sagt: Ihr Israeliten seid Menschen, die übrigen Völker aber sind keine Menschen, weil ihre Seelen vom unreinen Geiste herkommen, Israels Seelen aber von Gottes heiligem Geist. Der Jalkut (Jalk. rub. f. 10. 2.) schreibt in demselben Sinn, die Israeliten würden Menschen genannt, die Abgöttischen aber (wozu natürlich auch die Christen gehören, weil sie „einen Götzen" verehren,) kommen von dem unreinen Geist und werden Schweine genannt. Ein fremdes Weib, das keine Tochter Israels ist, lehrt auch Abarbanel, ist ein Vieh (Matk. h. in p. tavo.).

Nach diesen Principien müssen die Menschen, welche nicht Juden sind, vor Allem aber abgefallene Juden, wie nach dem Talmud Jesus einer war, der zur Abgötterei abfiel und viele verführte (Aboda. s. 26. 2. V. und oben B 7.): alle diese müssen darauf verzichten, daß der Jude sie als seinen Nächsten anerkenne. Gegen das Thier übt man keine Nächstenliebe. Dem hartnäckigen Sünder gebührt sogar Strafe. Der Heide, der nicht Jude wird und der Christ, der Jesu treu bleibt, sind dem Juden auf seinem Standpunkt Gottes Feinde und Feinde der Juden. Der Talmud sagt darum, das Bibelwort, Gott habe keinen Zorn (Is. 27, 4), gelte von den Juden, und das andere Wort, Gott zürne (Nah. 1, 2) gelte von den Völkern der Welt (Tr aboda s. f. 4. 1.). Der Name Sinai, sagt der Talmud (Tr. schab. f. 89. 1.), bedeutet, daß der Haß auf die Völker der Welt herniedergestiegen ist. Darum sagt der Talmud (Tr. Jebam. f. 123. 1. pisk. Tos. 23), „von allen Völkern gilt: Du sollst ihnen keine Gunst erweisen." Und anderswo (Tr. Sanh. f. 92. 1.): „es ist verboten, sich zu erbarmen über einen Menschen, der unverständig ist." So auch Rabbi Gerson (Zu 1. Kön. 18. 14.): „dem Rechtschaffenen steht es nicht an, sich zu erbarmen über die Bösen;" und Abarbanel (Mark. ham. f. 77. 4.): „es ist nicht recht, seinen Feinden Barmherzigkeit zu erweisen." So ist es den Gerechten, den Freunden und Verwandten Gottes auch nach dem Talmud erlaubt, die Gottlosen zu betrügen, weil geschrieben stehe: gegen den Reinen zeigst du dich rein und gegen den Verkehrten zeigst du dich verkehrt (Tr. Baba b. f. 123. 1.; tr. Megilla f. 13. 2.). Wie ein Mohr von allen Creaturen, sagt aber zum Ueberfluß noch Rabbi Elisor (Pirke ep. 53.), unterscheidet sich Israel von den Völkern der Welt durch seine guten Werke. Es ist darum, sagt der Talmud (Tr. Gittin f. 62. 1.), verboten, den Gottlosen zu grüßen; doch eine Perle ist der Ausspruch, der Mensch soll allezeit listig sein

in der Furcht Gottes (Tr. Berach. f. 17. 1.); deshalb grüße man auch den Fremdling, der kein Jude ist, um des Friedens willen, um sich werth zu machen und keine Widerwärtigkeit zu haben (ib. und tr. Gittin f. 61. 1.). Gleißnerei, sagt Bechai (Kad. hac. f. 30 1.), ist auf diese Weise erlaubt, daß der Mensch (d. i. Jude) sich gegen den Gottlosen (d. i. Nichtjuden) höflich stelle, ihn ehre und ihm sage, daß er ihn liebe: dies ist erlaubt, sagt Bechai, wenn der Mensch, d. i. der Jude, es nöthig hat und sich fürchtet (sonst ist es Sünde); denn der Talmud (Tr. Sota f. 41. 2.) lehrt: es ist erlaubt, gegen den Gottlosen in dieser Welt zu heucheln. Die Völker der Welt aber, alle Nichtjuden, sind Gottlose: denn alles Gute, was sie etwa thun, alles Almosen, das sie geben, alle Barmherzigkeit, die sie üben, sagt der Talmud (Tr. Baba b. f. 10. 2.), gilt für sie als Sünde, weil sie es nur thun, um sich groß zu machen. Selbstverständlich, denn alle Unbeschnittenen sind nach dem Talmud Heiden, Gottlose, Bösewichter (Tr. Nedarim f. 31. 2.; pes. f. 92. 1.), und die Beschneidung der Türken ist nach dem Talmud nicht die rechte (Tr. Aboda s. f. 27, 1. Tos.). Darum mag der Jude den Gottlosen Gutes thun, ihre Kranken besuchen oder Todten begraben, wie der Talmud lehrt, — aber nur um des Friedens willen, daß sie ihm nicht wehethun (Tr. Gittin f. 61. 1).

Wir kommen jetzt zum Begriff **des Eigenthums:** Weil Israel und die göttliche Majestät nach dem Talmud dasselbe bedeuten, so gehört den Juden die ganze Welt. Darum sagt auch der Talmud ausdrücklich: „Wenn eines Juden Ochs eines Fremdlings Ochsen stößt, so ist der Jude frei; wenn aber eines Fremdlings Ochs eines Juden Ochsen stößt, so muß der Fremdling ihm den ganzen Schaden ersetzen. Denn die Schrift sagt: „Gott stand und maß die Erde und übergab Israel die Gojim; er sah die sieben Gebote der Kinder Noe's, und weil sie dieselben nicht gehalten, stand er auf und übergab ihr Gut den Israeliten (Tr. Baba k. f. 37. 2. f.)." Kinder Noe's sind nach dem Talmud und den Rabbinen alle Völker der Welt im Gegensatz zu den Kindern Abrahams (Tr. Megilla f. 13. 2; Schek. f. 7. 1; Sota f. 36. 2; Kad. hak. f. 56. 4; Bechai zu Gen. 46. 27. f. 56. 1.). Darum sagt auch Rabbi Albo mit A., daß Gott den Juden Gewalt über Gut und Blut aller Völker gab (Seph. Ik. 3, cp. 25; it. Jalk. Schim. zu Hab. f. 83. 3 n. 563). Und es erklärt der Talmud (Tr. Jebam. f. 47. 2.): Ein Kind Noe's,

das weniger als einen Heller stiehlt, muß getödtet werden; und: Einem Kinde Noe's ist das Rauben verboten, doch ob es gleich hochpriesterlich ist, wenn das Kind Noe's die sieben noachischen Gebote studirt (Sanh. f. 59. 1; Aboda s. f. 3. 1, Tos.), so wird das Kind Noe's doch nicht besser vor dem Stehlen gewarnt, als wenn man es umbringt (Tr. Aboda s. f. 71. 2. Tos.). Dagegen einem Israeliten, sagt der Talmud (Tr. Sanh. f. 57. 1. Tos.). ist es erlaubt einem Goi Unrecht zu thun, wo nicht geschrieben: dem Goi sollst du nicht Unrecht thun. Die Beraubung eines Goi, sagt der Talmud abermals, ist erlaubt (Baba m. f. 111. 2.). Und: „du sollst den Tagelöhner von deinen Brüdern nicht drücken; die Andern sind ausgenommen (ib.)." Rabbi Aschi, sagt der Talmud, sah eine Rebe mit Trauben und sagte seinem Diener: wenn sie einem Goi gehört, so bringe sie mir; gehört sie einem Juden, so bringe sie nicht (Tr. Baba k. f. 113. 2.). Das Gebot „du sollst nicht stehlen" bedeutet nach dem „Adler" Maimonides, daß man keinen Menschen, nämlich keinen Juden, bestehlen solle (Seph. miz. f. 105. 2; und anderswo (Jad. chas. 4, 9, 1; und Raschi zu Lev. 19, 11) fügt er bei, daß man einen Nichtjuden bestehlen dürfe. Ganz recht nach dem Grundsatz, daß den Juden die ganze Welt gehört: da ist das Stehlen kein Stehlen mehr; und wenn darum ein Talmudrabbiner auch sagt, stehlen sei Sünde, so muß er doch immer denken: ein Jude kann nicht stehlen, er nimmt bloß, was sein ist — natürlich, soweit es ihm möglich ist, soweit seine Gewalt reicht. Ein Rabbiner kann selbst sagen: einen Goi und einen Juden bestehlen, ist gleich unerlaubt; aber er muß denken: wenn vom Bestehlen eines Goi jemals Rede sein könnte. Pfefferkorn geht also nicht mit Unwahrheit um, wenn er schreibt: „Das Besitzthum der Christen gilt nach dem Talmud als verlassenes Gut, als der Sand am Meer; der Besitzergreifer ist der wahre Eigenthümer (Dissert. philol. p. 11.).

Ueber den **Betrug** lehrt der Talmud: „Einen Goi darfst du betrügen und Wucher von ihm nehmen; wenn du aber deinem Nächsten etwas verkaufest, oder von ihm kaufest, so sollst du deinen Bruder nicht betrügen (Tr. Baba m. f. 61. 1. Tos.; tr. Megilla 13. 2.)." „Wenn ein Jude mit einem Nichtjuden einen Prozeß hat," sagt der Talmud, so läßt du deinen Bruder gewinnen und sagst dem Fremdling: so will es unser Gesetz (hier ist von einer Commune die Rede,

wo die Juden regieren); wenn die Gesetze der Völker dem Juden günstig sind, so läßt du wieder deinen Bruder gewinnen und sagst dem Fremden: so will es euer eignes Gesetz; wenn keiner von diesen Fällen zutrifft (daß die Juden Herren im Lande sind oder das Gesetz für sich haben), so muß man die Fremden durch Ränke plagen", bis daß der Gewinn dem Juden bleibt; dann folgen „Worte R. Ismaels", wonach Akiba aber gelehrt habe, man müsse sorgen, bei der Affaire nicht entdeckt zu werden, damit das Judenthum, die jüdische Religion, nicht in Verruf komme (Tr. Baba k. f. 113. 1.). Und von Rabbi Samuel, einem seiner größten Patriarchen, erzählt der Talmud, er sage, einen Goi zu betrügen, sei erlaubt; so habe er selbst von einem Goi eine goldene Flasche für 4 Drachmen gekauft, da der Goi sie für eine messingene hielt, und eine Drachme (7½ Sgr.) habe er ihm überdies noch abgezogen. Rabbi Kahana aber habe von einem Goi 120 Fässer Wein statt 100 gekauft; ein dritter Rabbi wohl einem Goi Palmbäume zu spalten verkauft und seinem Knecht befohlen: geh, nimm von den Stämmen etwas weg, der Goi weiß wohl die Zahl der Bäume, weiß aber nicht, wie dick sie sind (ib.). Eine Vorschrift der heiligen Klugheit ist es wohl, wenn Rabbi Mose (Sephz. miz. g. f. 132. 3.) sagte: „Wenn der Goi eine Rechnung macht und sich irrt, so spricht der Israelite, ich weiß es nicht; aber den Goi irren zu machen, geht nicht an, sofern der Goi wissentlich irren könnte, um den Juden zu erproben." Der alte Rabbi Brentz schreibt in seinem „Judenbalg" (S. 21.): „wenn die Juden eine Woche herumgelaufen und bald da, bald dort einen Christen betrogen, so kommen sie am Sabbath zusammen und rühmen sich ihrer Bubenstücke und sagen: man soll nehmen den Gojim das Herz aus dem Leibe und todtschlagen soll man den Besten unter den Christen," — natürlich, wenn man kann.

Ueber **gefundene Sachen** sagt der Talmud (Tr. Sanh. f. 76. 2; Tr. Baba k. f. 113. 2.): Wer einem Goi das Verlorene wiedergiebt, dem wird Gott nicht vergeben." Und (Tr. Joma f. 88. 4. pisk. Tos. 62.): Es ist verboten, einem Goi das Verlorene wiederzugeben." Darum lehrt auch R. Mose (l. c. f. 132. 3.), den Ketzern und Abgöttischen und allen, die öffentlich den Sabbath entheiligen, das Verlorene wiederzugeben, sei verboten. Und der gefeierte Raschi (zu Tr. Sanh. 1. c.) erklärte:

„Wer einem Goi das Verlorene wiedergiebt, der macht ihn einem Israeliten gleich.“ Und der „Adler“ Maimonides (Jad. ch. 4. 11. 3. f. 31. 1.) sagt: „Wer dem Nichtjuden sein Verlorenes wiedergiebt, thut Sünde; denn er stärkt die Macht der Gottlosen.“ Und Rabbi Jeruchaam (Seph. mesch. 51. 4.) sagt: „Wenn ein Goi eines Juden Pfand in seiner Hand hat, worauf ihm der Goi Geld geliehen, und der Goi verliert es und ein Jude findet es, so darf es dieser dem Goi nicht wieder zustellen; denn die Obligation hat ein Ende, weil ein Jude das Pfand gefunden hat. Wenn aber der Finder sagen sollte, ich will es dem Goi wegen des heiligen Namens Gottes wiedergeben, so soll man ihm sagen: willst du Gottes Namen heiligen, so thu es mit dem, was dir gehört.“

Die Lehre vom **Wucherzins** lautet: Mose erlaubte für den bloßen Verbrauch vom Nichtjuden (selbstredend nicht unbilligen) Zins zu nehmen: „Von dem Fremden darfst du Zins nehmen“, Dt. 23, 20. Dagegen lehrt eine ganze Reihe der „unfehlbaren“ Rabbiner, Mose habe gesagt: Du sollst von den Fremden Zinsen nehmen. Der „Adler“ Maimonides schreibt: „Gott hat uns befohlen, von einem Goi Wucher zu nehmen und erst dann ihm zu leihen (wenn er den Zins geben will), so daß wir ihm keine Hülfe leisten, sondern ihm Schaden zufügen sollen, selbst in einer Sache, worin er uns nützlich ist, während wir einem Israeliten solches nicht thun sollen“ (Seph. mizv. f. 73. 4). Das mosaische Wort Dt. 23, sagt ein anderer Rabbi, ist ein befehlendes Wort (Psikta rab. f. 80. 3. Teze). Desgleichen schreibt der Talmud: „Es ist verboten, den Gojim ohne Wucher zu leihen; aber auf Wucher ist es erlaubt“ (Tr. Aboda s. f. 77. 1 pisk. Tos. 1). Levi b. Gerson (Z. Pent. f. 234. 1 Teze) u. A. wiederholen dies. Mit dieser wesentlichen Verdrehung der h. Schrift ward jeder Wucher in der Moral des Juden legitim. Der berühmte Bechai zeigt durch eine Aeußerung, daß man sich wohl bewußt war, Mose habe den unbilligen Zins verworfen, denn Bechai schreibt: „Die Rabbiner gesegneten Andenkens haben gesagt, man dürfe nur so viel Zinsen von dem Goi nehmen, als sein (des Juden) Lebensunterhalt es erheische“ (Z. Pent. f. 213. 4 Teze); aber besessen vom Geist des Widerspruchs und im Bewußtsein der eigenen Unfehlbarkeit erklärte derselbe Mann über den abgefallenen Juden, somit über den Nichtjuden überhaupt, dem sich der abgefallne ja beigesellte: „Sein Leben ist in deiner

Hand (o Jude), wie vielmehr sein Geld" (ib. 214. 1) — was offenbar die Schrankenlosigkeit des Zinsfußes, ja den Diebstahl und Raub legitimirt, da es schlechthin Gut und Blut preisgiebt. Der Talmud sagt: „Samuel hat gesagt, daß die Weisen (die gelehrten Rabbiner) von einander auf Wucher leihen dürfen. Weshalb, da sie doch wissen, daß der Wucher verboten ist? Es ist (der Zins) ein Geschenk, daß Einer dem Andern (zum Dank für das Geliehene) giebt. Samuel hat zu A. b. Jhi gesagt: Leihe mir 100 Pfund Pfeffer für 120 Pfund, denn es ist recht, (als ein Geschenk zum Ausdruck der Dankbarkeit). Rab Jehuda spricht, daß der Rab gesagt, es sei dem Menschen (d. i. Juden) erlaubt, seinen Kindern und Hausgenossen auf Wucher zu leihen, damit sie den Geschmack des Wuchers schmecken mögen" (Tr Baba m. f. 75. 1). Die Stelle redet nicht vom erlaubten Zins, da sie vom „Verbot des Wuchers" spricht, das Mose für Alle, die Lehrer nicht ausgenommen, gab; sie handelt also vom ungerechten Zins und zwar erstens für den Fall des bloßen Verbrauchs, wie das Beispiel vom Pfeffer zeigt; zweitens von dem über Gebühr hinausgeschraubten Zins, wie die 20 Procent beweisen; sie enthält eine dritte durch heuchlerisches Spiel mit dem Titel des Geschenkes begangene Sünde, weil Mose den Zins für bloßen Verbrauch unter Juden schlechthin, also auch unter Scheintiteln, kurz, weil er auch den verdeckten Wucher verboten hat. Die Stelle ist endlich eine perfid berechnete Erziehung zum Wuchern; denn wenn der Rabbi dem Rabbi „weil es recht und billig sei" unerlaubten Zins und zwar in jenen frühen Zeiten 20 Procent anbot, wieviel mehr werden sie den Kindern „Geschmack" beizubringen suchen, erst recht von dem „Fremden" in den Fällen des bloßen Verbrauchs, wie in den übrigen, ungerechten Zins zu nehmen, beispielsweise (wie es unlängst den Gerichten unerreichbar einem armen Tropf noch geschah) für 70 Thaler sich 100 Thaler quittiren und von den 100 noch 8 Prozent bezahlen zu lassen. Da sich Rabbi Kroner l. c. 2, 37 damit tröstet, daß unsere heutigen Staatsmänner eine andere Meinung über den Zins haben, als die von mir vorgetragene, so findet er offenbar auch in dem genannten Beispiel keine Verkehrtheit, und man begreift um so eher, wie Juda das vom Talmud (Baba m. 70. 2) angeeignete Wort Dt. 23 von beliebig hohen Zinsen verstehen und also übersetzen muß: „Du kannst (sollst) wuchern" (nicht: Zins nehmen). Dies drang denn auch dem Rabbinismus so in's Fleisch, daß der späte Abarbanel gar nicht darauf

denkt, mit einem Neuern zur Verdeckung der ungerechten Schinderei zu sagen: Die Thora erlaubt ja das Zinsennehmen. Denn Abarbanel verheimlicht nicht, daß die Juden ihr Gesetz von beliebig hohen Zinsen verstehen, entschuldigt sich aber mit der Bemerkung: „Unter den Fremden, welche wir bewuchern dürfen, sind aber nicht die Christen zu verstehen, die ja dem himmlischen Vater keine Fremden sind" und — dann erklärt derselbe große Abarbanel, der einstige Finanzminister Spaniens, er habe indeß jene Worte, die Christen seien keine Fremde, „nur um des Friedens willen" gesprochen, damit die Juden friedlich, unangefochten unter den Christen leben könnten (Mark. hammisch, f. 77. 4 Teze). Wahrhaftig, er hat die Lehre von der erlaubten Gleißnerei gut studirt! Ein anderer Rabbi schreibt denn auch wieder rundweg: „Unsere Weisen haben die Wahrheit gesehen, da sie einem Israeliten erlaubten, von dem Christen-Goi Wucher zu nehmen (Maggen Abrah. cp. 72)." Sollte also der convertirte Rabbi Schwabe Unrecht haben, wenn er meldet (Jüdischer Deckmantel S. 171): „Wenn ein Christ Geld bedarf, weiß der Jude ihn meisterlich zu hintergehen; er rechnet den Wucher zum Wucher, bis er die Summe so hoch gebracht, daß sie der Christ ohne Veräußerung seiner Güter nicht bezahlen kann; oder bis die Summe sich an etliche 100 oder 1000 je nach dem Vermögen beläuft und der Jude zu rechten begehrt und bei der Obrigkeit anhält, daß er in die Güter des Christen eingesetzt werde." Sonach kann man auch die Aeußerung des Juden Bédarride nur verstehen lernen, welcher im Jahr 1861 schrieb: „Israel wuchert nicht, weil es nicht wuchern kann, nämlich: der Begriff des „Wuchers" ist für die Juden als eine ungerechte Handlung gar nicht vorhanden. Wie kann auch dies überraschen? Hat nicht der fortgesetzte Einfluß der jüdischen Presse es dahin gebracht, daß auch in den Paragraphen des öffentlichen Rechts der strafbare Begriff des Wuchers als „abgeschafft" erklärt worden ist? — Nur in der Volksmeinung der christlichen Gesellschaft ist trotzdem derselbe Begriff noch mit einem Makel behaftet geblieben, der ihn ähnlich wie den Betrug kennzeichnet. — Warum aber das semitische Princip unausgesetzt darnach trachtete, den ausschließlichen Erwerbszweig der Juden, den ungemessenen Handel in jeder Form als ehrlich und gesetzmäßig erlaubt hinzustellen, auch das erklärt der Talmud zur Genüge. Das „auserwählte Volk" fühlt sich ja religiös berufen, von auserwählten Privilegien zu leben, und darum lehrt das

auch der Talmud mit folgenden Worten: „Es giebt keine schlechtere Handthierung als den Feldbau. Wenn Jemand 100 Silbermünzen in der Handlung hat, so kann er alle Tage Fleisch und Wein genießen; wenn er aber 100 Silbermünzen zum Feldbau anwendet, so kann er nur Salz und Kraut essen. (Tr. Jebam f. 63. 1.). Man kann also unmöglich annehmen, daß die Juden nicht wüßten, warum sie den Handel und Wucher allen anderen Beschäftigungen vorziehen und daß sie nicht bloß darum beim Handel heut noch bleiben, weil ihnen andere Beschäftigungsarten verschlossen blieben.

Der Talmud sagt in Bezug auf **das Leben des Nächsten** (Tr Aboda s. f. 26. 2. Tos. und Ven. Soph. 13. 3): „Den Rechtschaffensten unter den Abgöttischen bringe um das Leben" — versteht sich, wenn es möglich ist. Und einige Blätter vorher (Tr. Aboda s. f. 20 1. Tos.): „Wenn man einen Goi, der in eine Grube fiel, herauszieht, so erhält man einen Menschen zur Abgötterei." Und der „Adler" Maimonides sagt (Jad. chas. 1. 10 1. f. 40. 1.) ebenso: „Es ist verboten, sich des Abgöttischen zu erbarmen; deswegen, wenn man ihn sieht umkommen oder in einem Fluß untergehn, oder daß er dem Tode nahe ist, so soll man ihn nicht retten." Und Abarbanel sammt dem „Adler" sagt: „Wer ein Stück des jüdischen Glaubens leugnet, ist ein Ketzer und Epikuräer und man ist schuldig, ihn zu hassen, zu verachten und zu vertilgen, da gesagt ist: soll ich die nicht hassen, Herr, die dich hassen?" (Abarb. rosch. am. f. 9. 1; Maim. zu Sanh. 121. 2.). Wer ein Thier tödten will, sagt der Talmud (Tr. Sanh. f. 78. 2.) und tödtet (durch Versehen) einen Menschen, wer einen Heiden (eine andere Lesart: „Fremden") tödten will und tödtet durch Irrthum einen Israeliten, der ist straffrei. Es ist erlaubt, schreibt der Talmud (Tr. pes. f. 122. 2. Tos.), den Glaubensleugner zu tödten. Wenn ein Ketzer und Verräther, lehrt abermals der Talmud (Tr Aboda s. f. 26. 2.), in eine Grube fällt, so zieht man sie nicht heraus; wenn eine Treppe in der Grube steht, so zieht man sie weg und spricht: ich thue es, damit mein Vieh nicht hinabgehe; wenn ein Stein auf dem Loch war, so legt man ihn wieder darauf und spricht: ich thue es, damit mein Vieh darüber gehen kann u. s. w." Es ist Recht, sagt der Talmud (ib. f. 4. 2. Tos.), den Minaeer, d. i. Ketzer, mit den Händen umzubringen. Wer das Blut der Gottlosen (d. h. der Nichtjuden) vergießt, sagten

die Rabbiner (Jalk. Schim. f. 245. 3 z. Pent.; Bemidb. r. p. 21. f. 229. 3.), bringt Gott ein Opfer dar.*) Das Gebot, du sollst nicht tödten, sagt ja auch der „Adler" (Jad. ch. 4, 1. f. 47, 1.), bedeutet, daß man keinen Menschen von Israel tödte: — Gojim, Kinder Noe's und Ketzer sind aber keine Israeliten. Wer aber eine Seele aus Israel umbringt, sagt der Talmud (Tr. Sanh. f. 37, 1.), dem wird es angerechnet, als ob er die ganze Welt umgebracht hätte; und wer eine israelitische Seele erhält, als wenn er die ganze Welt erhalten hätte. Darum schreibt der Talmud abermals und der „Adler" hat es wiederholt: „Ein Kind Noe's, das fluchet, Abgötterei begeht oder seinen Gesellen (ein Kind Noe's) umbringt oder bei dessen Weibe war, ist frei, wenn es hernach den jüdischen Glauben annimmt; hat es aber einen Israeliten getödtet und wird ein Jude, so ist es schuldig und wird um des Israeliten wegen umgebracht (Tr. Sanh. f. 71, 2; Jad. ch. 4, 10. f. 295, 2.).

Lernen wir die Lehre des Talmud in Bezug auf **das Weib** kennen:

Mose hat gesagt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib," und, „wer die Ehe bricht mit seines Nächsten Weibe, ist des Todes schuldig." Der Talmud Tr. Sanh. f. 52. 2. lehrt, Mose verpöne für den Juden bloß den Ehebruch an des Nächsten, d. h. des Juden Weibe, das Weib **der Andern**, d. h. **der Nichtjuden**, sei aber **ausgenommen**. Die Tosephoth des Talmud und der gefeierte Raschi (zum Pent. Lev. 20, 10) bemerken dazu, man lerne daraus, daß der Nichtjude keine Ehe habe. (!) Dieser schändliche Grundsatz ist die natürliche Folgerung aus jenem andern, welcher dem Nichtjuden die Menschenwürde abspricht; denn die Ehe, ein sittliches Institut, besteht nur unter Menschen, bezüglich der Thiere spricht man bloß von Begattung. Die Rabbinen Bechai, Levi, Gerson u. A. sagen dasselbe, so daß man aus vieler „Weisen" Munde nun weiß, der Jude glaube keinen Ehe-

*) Hierbei sagt Dr. Rohling sehr bezeichnend von sich selbst:

„Da es sich nun von selbst versteht, daß ein vermeintlicher Angriff auf Juda besonders gottlos machen muß, so begreift man, daß mein Leben doppelt verwirkt ist; unter dem Postsiegel von Hamm schrieb mir ein jüdischer Anonymus, ich solle wie Haman am Galgen sterben, und von Kreuzthal aus sandte mir ein Jude die Drohung: Wir erachten es für ein gottgefälliges Werk, Dich aus dem Wege zu räumen; durch unsere Hände sollst du von dieser Erde geschafft werden." — Uebrigens ist Dr. Rohling jetzt verschollen, man sagt, er sei nach Amerika gegangen. Wahrscheinlich indeß hat er sich nur der Verfolgung entzogen.

bruch zu begehen, wenn er eine Christin schände. Selbst der „Adler", sonst doch ein Philosoph, bemerkt: „Es darf Einer ein Weib in ihrem Stande des Unglaubens (d. h. eine Nichtjüdin) mißbrauchen" (Jad. chas. 2, 2 von den Königen num. 2. 3); in einigen Ausgaben soll dies aber weggelassen sein. Wer im Traume, meint der Talmud, seine Muttter (per coitum) schände, habe wegen Spr. 2. 3 („Eine Mutter sollst du die Weisheit nennen") Hoffnung auf Weisheit; auf Vertrautheit mit dem Gesetz, wer eine Verlobte, (wegen Dt. 33, 4); auf Erkenntniß, wer seine Schwester (wegen Spr. 7, 4) und auf das ewige Leben, wer das Weib des Nächsten schände (Berach. 57. 1.). Wird auch beim letzten Fall beigefügt, man solle nicht Abends vor dem Schlafen nach dem Weib begehrt haben, so liegt doch zu Tage, daß die Stelle wirklich zur Wollust erzieht. Denn haben jene schändlichen Dinge so großen Lohn, wie den genannten, so wird der Mensch doch lebhaft nach solchen Träumen begehren dürfen, was schon vor der Vernunft nicht Stand hält; er wird auch leicht denken, wenn der Traum solche Aussichten gebe, so werde die Wirklichkeit es noch mehr thun und talmudisch destinguirend auch wohl zu dem Schlusse kommen: wenn ich Abends die Sache nicht begehren darf, so darf ich sie jedenfalls ausführen, oder wenn ich es Abends nicht darf, so zu einer andern Zeit. (Es kommen noch weit schlimmere Unzuchtlehren vor, die wir garnicht mittheilen können!) Sodann erzählt der Talmud (Tr. Joma 18. 2.), daß einige seiner ersten Meister, Rabbi Rab und Nachmann, öffentlich ausrufen ließen, wenn sie in eine fremde Stadt kamen, ob nicht ein Weib auf einige Tage ihre Frau sein wolle. Rabbi Elias erklärt im Talmud, er wolle trotz des Versöhnungstages viele Jungfrauen schänden, da ja die Sünde draußen vor der Thür des Herzens, das Innere der Seele von den Bosheiten des Menschen unberührt bleibe (Tr. Joma f 19. 2). Von Rabbi Elieser erzählt der Talmud, daß es keine H . . . in der Welt gäbe, die E. nicht gebraucht hätte; als er von einer hörte, die eine Kiste Gold verlange, nahm er die Kiste und reiste ihretwegen über sieben Ströme (das Uebrige ist gar zu garstig) [Tr. Aboda s f. 17. 1.] Diese Stelle ist um so entsetzlicher, weil es am Schlusse heißt, Gott habe bei E.'s Tode vom Himmel gerufen, E. sei zum ewigen Leben eingegangen; da es nun kurz vor der Geschichte E.'s heißt, die Ketzer würden selbst umkehrend den Pfad des Lebens nicht finden, so ist die Moral aus dem Ganzen: bleibe nur hartnäckig

Jude, so wird dir schließlich alles nachgesehen! Von Akiba, in der Synagoge „der zweite Mose" genannt, berichtet der Talmud: Da Akiba einst ein Weib auf einer Palme sah, faßte er den Baum und stieg hinauf; aber es war Satan in Weibsgestalt, und Satan sprach: wenn man im Himmel nicht sagte, behutsam mit dem Akiba und seinem Gesetz zu verfahren, so würde ich dein Leben nicht für zwei Heller achten (Tr Kidduchin f. 81. 1). Dasselbe erzählt der Talmud von den Rabbinern Meir und Tarpon. Dabei ist aber zu bemerken, daß nach dem Talmud (Tr Berach. f. 62. 1; Chagiga f. 5. 2) die Thaten der Rabbiner für eine Beobachtung des Gesetzes gelten. — Daß der Talmud nun auch viele Dinge enthält, die unter Christen unfläthige Zoten, ärgerliche Reden und Späße genannt werden, läßt sich hiernach begreifen (z. B. Tr. Sanh. f. 2?; schabbath f. 149. 2; nasir f. 23; sota f. 10; moëd. k. f. 18 u. s. w.); es vorzulegen, geht aber nicht an. — Was sagt aber die jüdische Frau dazu, wenn ihr Gemahl gar unter dem eigenen Dach zu einer anderen geht? Sie hat nach dem Talmud kein Recht, etwas zu sagen. Als Jochanan gewisse unnennbare Dinge überaus garstiger Natur für Unsittlichkeit erklärte, schrie man gegen ihn: Nein, das Gesetz ist nicht so, denn die Weisen haben gesagt: Alles, was ein Mann mit seinem Weibe thun will, darf er thun, wie mit einem Stück Fleisch, das kommt vom Metzger, das man essen kann gebraten, gekocht, geschmoren, oder wie mit einem Fisch, der kommt vom Fischer. Als Beleg wird dann ein Beispiel angeführt, wie eine Frau beim Rabbi klagte, von ihrem Manne sodomitisch behandelt zu sein, und wie der Richter geantwortet habe: Meine Tochter, ich kann dir nicht helfen, das Gesetz (das talmudische selbstredend) hat dich preisgegeben. Diese schändliche Lehre findet sich nicht bloß im alten Talmud, sondern auch im neuen Amst. 1644 ff., Sulzbach 1769, Warschau 1864 im Tr Nedarim f. 20. 2. Und Sanh. 58. 2 wird diese Sache in denselben Ausgaben kurz wiederholt mit der auf eine falsche Bibelauslegung basirten ebenso schändlichen Zugabe, der Jude dürfe in der genannten Weise machen, was er wolle, der Noachide aber d. h. der Nichtjude dürfe nur das Weib eines andern Noachiden sodomitisch behandeln. Die öffentlichen Gebete in der Synagoge verlangen ferner nach dem Talmud Tr Megill. 23. 2 die Gegenwart von 10 Männern; neun Männer und eine Million Weiber machen die Versammlung nicht vollständig, Gottes Gegenwart fehlt, denn das Weib ist nichts

(Drach., harmonie 2, 335, Paris 1844). Deshalb hat auch die jüdische Frau kein Recht, zu klagen, wenn ihr Eheherr zu einer Goja geht, zumal ja die Schändung einer Goja oder Nichtjüdin niemals für den Juden Ehebruch sein kann. Hat also die Kirche allein auf Grund der jüdischen Schriften nicht volle Ursache gehabt, christlichen Mädchen den Dienst bei Juden zu verbieten? Und sollte man die so häufige Entehrung christlicher Jungfrauen durch Judenburschen nun noch unerklärlich finden? Die Gegenbemerkung Rabbi Kroners in Münster, daß Juda wenige illegitime Kinder für die Statistik liefere, dürfte jetzt nicht minder zu ihrem wahren Werth gelangen. Während der Talmud nämlich eine Sache à la Rabbi Rab gestattet, doch aber die Zusammengehörigkeit der Familie geachtet wird, so sind solche talmudisch erlaubten Mittel die Ursache, die à la Rab Erwählte, wenn sie Jüdin ist, vor Kindern, die Familie vor Fremdlingen zu bewahren. Dies auf jüdischer Seite und bei Nichtjuden eine angestammte Abneigung, sich mit einer Jüdin Werk zu machen, ergiebt wichtige Ursachen, weshalb die Statistik wenig von illegitimen Judenkindern spricht. Der Jude weiß die mißbrauchte Jüdin vor der Mutterschaft zu hüten und die Kinder, welche eine Goja d. h. Nichtjüdin von einem Juden empfing, zeichnet die Statistik nicht auf den Namen des Juden. Zudem haben die Juden das Geld und damit die Zaubermacht, sich alle sonst christlichen Tempel der Lust zu erschließen. Dies erklärt eine andere höchst auffällige Erscheinung in den Großstädten, z. B. Berlin. Berlin hat unter 900,000 Einwohnern kaum 30,000 Juden, und doch begegnet man, wenn man darauf achtet, auf Schritt und Tritt in den Straßen den ausgeprägtesten jüdischen Physiognomien. Ja, die ganze Bewohnerschaft unserer norddeutschen Großstädte sticht merkwürdig ab von dem sonstigen deutschblonden Typus mit weißer Hautfarbe, die den geborenen Deutschen des Landes eigen ist. Man hat dies braune oder schwarze krause Haar, die dunklen Augen, die gelbliche Hautfarbe als Residuum des Wendenthums bezeichnet, doch ist der nördliche Slave, z. B. der Pole, gar nicht so imprägnirt semitisch gekennzeichnet, er gleicht dem deutschen Bauer auf ein Haar. Woher anders stammt daher die dunklere Bevölkerung der Großstädte, als von der heimlichen Kreuzung mit semitischem Blut? Mit ihrem Gelde vermögen sie Alles, und wollüstig sind sie hinlänglich, das ist bekannt; Unrechtes in der außerehelichen Berührung mit Christinnen thun sie auch

nicht, — nehmen wir dazu die lockeren Sitten jeder Großstadt — und wir glauben, daß dies Alles genug Licht wirft auf die Abstammung und Blutsvermischung der niederen Bevölkerungsschichten der Großstädte. — Aber auch der eigenthümliche jüdische Character und die Denkweise artet damit nach, und das ist keineswegs zu unterschätzen für die Ausbreitung des eigenthümlichen Aroma's der öffentlichen Meinung in diesen Städten, die so sichtlich für alle spezifisch jüdischen Ideen inclinirt.

Ich kenne Juden, sagt Rohling, welche aus ihrer persönlichen Erfahrung diese Dinge zu bestätigen in der Lage sind. Es dürfte sich aus den beigebrachten Stellen aber weiterhin ergeben, daß die Sittlichkeit des nichtjüdischen Weibes vor der Jüdin nicht deshalb in Schatten treten kann, weil von illegitimen Geburten einer Jüdin selten Rede ist; denn durch den Talmud und also, da nach dem Reformrabbi Kroner selbst der Talmud gar die Bibel conserviren soll, durch eine heilige Autorität den widernatürlichen Lastern unterworfen, hat die Jüdin auch auf dem Lande und in den Provinzen keinen Grund, ihr Geschlecht über dasjenige der nichtjüdischen Bevölkerung zu erheben. Daß die Jüdin wenigstens um nichts besser ist, zeigt das Hetärenthum der Großstädte, auch arme Jüdinnen bekommen nicht so leicht einen ehelichen Mann und der Lastererwerb schlägt sehr stark in das Handelselement, darum stellt hier die Jüdin das relativ größte Contingent, dort sich offen zeigend wie sie ist. Ein israelitisches Blatt unserer Tage schreibt: „Seit 25 Jahren und länger schon bemerkt man, daß unter den Dirnen der großen Städte Europa's mehr Jüdinnen als Christinnen sind. Zu Paris, London, Berlin, Hamburg, Wien, Warschau, Krakau sieht man aus der sog. Demimonde auf den öffentlichen Plätzen und in den Häusern der Prostitution im Verhältniß zu der Bevölkerung mehr Jüdinnen als Christinnen sind. Das ist sehr traurig aber wahr (Archives israélites 15, p. 711; 1867)." Doch genügt es nach demselben Blatt, israelitisch zu bleiben, um ein Recht auf Nachsicht zu haben. „Fräulein J. F. hatte sich der Bühne gewidmet; ihre Exequien waren israelitisch, wie es ihre Seele stets gewesen, und wenn sie gleich so vielen Damen den Lockungen nachgab, die an ihrer Carriere haften, so hat sie doch fromm die häuslichen Traditionen bewahrt u. s. w. (Ib. 2, p. 523; 1868.)." Wenn diese Enthüllungen in den letztgenannten Aussprüchen des Talmud eine Erklärung finden, so ist das Bewußtsein vom Blute des auserwählten Volks zu sein, geeignet, den

Ausspruch Cerfbeer's zu verdeutlichen: „Die Jüdin verleugnet weniger als andere Weiber den Charakter ihres Geschlechtes. Sie ist herrisch, schwach, leichtgläubig, zänkisch, verläumderisch. Sie verachtet tief die Christinnen und tadelt die Jüdinnen. Sie ist feinfühlend und nobel; die Liebe ist eine Tugend, die sie mehr übt als die Demuth und den Gehorsam. Wenn sie den ersten Familien angehört und eine sorgfältige Erziehung erhielt, macht sie die Ehre eines Salons mit seltener Auszeichnung, mit Geist und Würde (Les Juifs p. 49 ff., Paris 1847);" „auf dem Ball und in der Abendgesellschaft," fügt ein jüdisches Blatt bei, „zeichnen sich die israel. Damen, Prinzessinnen vom Stamme Davids, durch den Reichthum und die Pracht ihrer Toiletten aus (Univers isr. 7, 295; 1867)."

Wir kommen nun zum Capitel **des Eides.** Die Israeliten haben sich wiederholt beklagt (Arch. isr. 15. Dec. 1866), daß man ihren Eid gegen Nichtjuden mißtrauisch ansehe, und einzelne christliche Gelehrte haben sich zu einer mildern Auffassung geneigt. Es wäre uns lieb, folgen zu können; doch unsere Ueberzeugung ist leider eine andere.

Faßt man die Sache zunächst principiell, so hat ein zuverlässiger Eid im System des Rabbinismus gar keinen Platz. Denn was soll der Eid gegen „ein Thier?" Er ist ein Unding; denn der Eid ist das letzte Mittel, einen Streit zwischen Menschen beizulegen. Muß also der Talmudjude einen Eid für oder gegen den Christen schwören, so nöthigt man ihn zu einem Unsinn, den er aus sich selbst nie begehen würde, man zwingt ihn, ein Wort zu sprechen, das er für eine Phrase, einen leeren Schall zu halten berechtigt ist, das somit keine Folgen für sein Gewissen hat. Ferner: wenn der Talmud Gut und Blut des Nichtjuden als Eigenthum des Juden erklärt, wie kann der Nichtjude über Mein und Dein jemals mit dem Juden streiten? Der Jude hat auf dem rabbinischen Standpunkt das Recht, zu nehmen, was ihm erreichbar ist: es ist bereits sein Eigenthum. Die Macht der äußern Umstände widerspricht dem zwar, indem sich die Nichtjuden im Besitz von Eigenthum befinden und sich darin behaupten. Allein nach den Lehren des Talmud fehlt ihnen jeder Rechtstitel. Ein Jude aus redlicher Ueberzeugung, der nicht lügen will, dürfte vor seinem Gewissen also gar keinen Schwur leisten. Giebt der Talmudgläubige aber aus Schwäche, die Furcht vor Schaden über die Wahrheit stellend, die verlangte Erklärung, so wird er denken: das Geld ist dennoch mein,

ich werde es wiedernehmen, wo ich kann, quia res clamat domino. Folglich ist jener Eid, jene Erklärung null und nichtig.

Sodann finden sich im Talmud mehrere Beispiele der angesehensten Rabbiner, welche als thatsächliche Lehre für den Talmudjuden gelten müssen. Rabbi Akiba schwur einen Eid und dachte im Herzen, er sei nichtig (Tr. Kalla f. 18. 2.). Rabbi Jochanan schwur einer vornehmen Frau wegen eines Geheimnisses: dem Gotte Israels — nicht will ich es offenbaren d. h., wie es die Frau wegen Gottes der Belehrung nicht bedürftigen Allwissenheit nehmen mußte, Gott zu Ehren (oder Bei Gott!) will ich es verborgen halten; und er dachte bei sich: aber seinem Volke Israel will ich es offenbaren (Tr. Aboda s. f. 28. 1 Joma f. 84. 1.). Ueber dieses Vernichten des Eides in Gedanken stellen aber die Rabbiner den Grundsatz auf, es sei erlaubt, wenn man zum Eide gezwungen werde (Schulch. a jore d. n. 232. § 12. 14). Hält also die christliche Obrigkeit den Talmudjuden zum Eide an, so kann man in Rücksicht auf die erörterten Principien nicht umhin, zu denken, der Jude erachte sich wegen Zwang nicht verpflichtet, die Wahrheit zu sagen. Wenn ein König, sagt das zuletzt angezogene Buch, Befehl giebt, zu schwören und von einem andern Juden zu sagen, ob derselbe sich mit einer Goja versündigte, um denselben mit dem Tode zu bestrafen, so wird dieser Eid ein gezwungener genannt und muß im Sinne vernichtet werden (ib.). Ein anderer Rabbiner sagt (Scheel uteschuvoth f. 25. 2): Wenn ein Fürst einen Juden schwören läßt, daß er nicht aus seinem Lande gehen wolle, so soll der Jude denken: heute (will ich nicht gehen); wenn aber der Fürst deutlich verlangt, daß er niemals herausgehen soll, so soll der Jude denken: unter der und der Bedingung. Ausdrücklich wird dann weiter gelehrt (Sch. ar. jore l. c): „Dieses alles gilt nur, wenn man den Eid übertreten kann, ohne daß der Abgöttische es erführe; wenn es aber der Abgöttische erfahren könnte, so ist es wegen der Entheiligung des Namens Gottes verboten; deshalb ist auch Zedekias bestraft worden, weil er seinen dem Nebukadnezar geleisteten Eid übertrat, wiewohl der Eid ein gezwungener war." Wenn der Jude mitunter auf die treue Haltung seines Soldateneides pocht, so könnte man ihn demnach erinnern, daß dem „Abgöttischen" der Bruch eines solchen Eides überaus leicht in Erfahrung zu bringen wäre; urgiren ja überhaupt doch die Rabbiner,

das heimliche Sündigen sei wohl erlaubt, man müsse sich aber hüten, entdeckt zu werden, damit die jüdische Religion, das Judenthum, bei der Affaire nicht blamirt werde (Chagiga 16; Kidd. 40; Maim. Jad. ch. 4, 11 f. 31, 1; Mose. Mikk. seph. miz. gad. f. 132 u. a.; vgl. Baba K. 113). Ferner lehrt eine Reihe jüdischer Bücher, daß der Jude fest glaube, es würden ihm am Versöhnungstage alle Sünden vergeben, auch die schwersten und darunter die falsch geschworenen Eide, ohne daß hierbei von irgend einer Pflicht der Restitution die Rede ist (Midr. tephill. zu Ps. 15 f. 13. 2; Jalk. Schim. (Psalmen) f 94. 4. n. 605; Jalk. chad. f. 121. 1, 3. n. 1. 11; Kad. hakk. f. 43. 4; Seph. Chas. f. 4. n. 20. u. a.); auch der Christ glaubt an die Vergebung der Sünden, aber er weiß, daß die unerläßliche Bedingung die Restitution des Eigenthums und die Wiederherstellung der beschädigten Ehre des Nächsten ist.

Die genannten Momente haben auch den bezeichneten christlichen Gelehrten ihre Bedenken freilich nicht genommen; nur schlugen sie vor, den unter furchtbaren Flüchen üblichen Synagogeneid ablegen zu lassen, weil dies doch den einigermaßen Empfänglichen von dem Meineid zurückhalten werde. Das läßt sich in der That hören. Aber consequent muß ich mir dennoch sagen: wenn ich das Lehrgebäude des Rabbinismus für wirklich göttlich hielte, so würde ich glauben, folgerichtig zu handeln, ja ich würde mich für verpflichtet halten, den mir aufgenöthigten Eid im Geiste zu vernichten. Denn wer hat ein Recht, von mir den Eid zu fordern, mein Haus sei nicht mein Haus? Ich würde Gott durch eine Lüge beleidigen, wenn ich es einräumte; und da ich als Rabbinist nach Akiba's des „zweiten Mose" Beispiel den weitgedehntesten geistigen Vorbehalt machen dürfte, nun, so würde ich schwören, was man begehrte und das Gegentheil denken. Oder es handelt sich um der Güter Höchstes, das Leben, so dürfte ich als Talmudjude des Mordes eines Nichtjuden bezüchtigt schwören, es sei kein Mensch erschlagen worden und denken: ein Thier ist getödtet. Solche Eide mögen feierlich oder privat abgelegt werden, für den urtheilsfähigen Mann der Consequenz bleibt sich das gleich.

Diese eigenthümlichen Ansichten des Juden vom Eid und seine Stellung zu einem solchen ist übrigens früher sehr wohl bekannt gewesen. Hieraus resultiren die Bestimmungen unserer heut noch geltenden preußischen Gerichtsordnung, deren geistiger Urheber bekanntlich der be-

rühmte Cocceji gewesen. Ihre vollständige Fertigstellung datirt aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und im § 230 Nr. 12 Theil I. Tit. 10 steht: „Nicht als Beweiszeugen, sondern der Erkundigung wegen (informationis causa) werden abgehört: Juden, wenn sie in einem Prozesse zwischen einem Christen und einem ihrer Glaubensgenossen von letzteren vorgeschlagen werden." — Diese Zeugenbeschränkung beweist deutlich, daß unsere Altvorderen ganz richtige Kunde von den betreffenden Lehren im Talmud hatten, wiewohl auch die häufige Erfahrung falscher Zeugeneide bei Juden sie zu dieser Bestimmung geführt haben mag. Erst im Edict vom 12. März 1812 wird bestimmt, daß die im Lande ansässigen Juden (Unterthanen) dasselbe Zeugenrecht, wie die übrigen, besitzen sollen; ausländische (internationale) aber nicht. Dies wird bestätigt im Gesetz vom 30. Juli 1847 und im Art. 12 der Verf.-Urk. Ausländische Juden sind also heut noch unfähig des Zeugeneides und dürfen nur informationis causa vernommen werden, — wenn darauf von den Gerichten noch geachtet wird (was in den internationalen Börsenprozessen uns nicht unwichtig erscheint). Ferner befindet sich ein Satz in der Criminal-Ordnung, wonach Juden nicht gezwungen werden können zum Eide in Sachen, bei welchen die Strafe über 50 Thlr. oder 6 Wochen Haft hinaus geht, sie durften auch hier nur „Erkundigungshalber" vernommen werden. Dies sieht fast wie ein Privileg aus, es hat aber offenbar nur den Sinn, daß des Juden Zeugniß trotz aller Eide als ein unsicheres angesehen wurde und daß auf ein solches hin die peinliche Gerichtsordnung lieber den Angeklagten loszulassen, als ungerecht zu schwerer Strafe zu verurtheilen in der Lage bleiben sollte.

Einige andere Punkte seien nur obenhin berührt, weil das Gesagte schon genügt. So haben die Israeliten folgende besondere Gebetsübung am Versöhnungstag, die aber von der erwähnten Generalvergebung verschieden ist. „Alle Gelübde und Verbindlichkeiten" — heißt das Gebet, — „Strafen und Eide, welche wir von diesem Versöhnungstag bis auf den folgenden geloben und schwören und zusagen, die sollen aufgelöst, erlassen, vernichtet, unkräftig und ungültig sein. Unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre keine Schwüre sein." Dieser Act wird auf feierliche Art am Abend des Festes vorgenommen; der Vorsteher, assistirt von 2 der ersten Rabbiner, spricht das bezeichnete Gebet, nachdem alle drei mit heller

Stimme eine solenne Einleitung im Namen Gottes gesprochen haben (Machsor Prag. II. f. 91. a.). Außerdem kann ein Israelit zu jeder Zeit, wenn er einen Eid geschworen, der ihm leid geworden, zu einem Rabbiner oder drei gewöhnlichen Männern gehen und von seinem Schwur entbunden werden (Seph. mizv. gad. f. 70. 1.). Nun bemerken mehrere jüdische Schriften, diese beiden Uebungen bezögen sich nur auf übereilte Gelübde und Schwüre in Betreff der eigenen Person, nicht bezüglich Anderer. Dem möchte ich gern beistimmen. Aber die große Feierlichkeit des Vorgangs am Versöhnungstag nöthigt mich, an der Wahrheit dieser Aussage zu zweifeln. Dazu kommt, daß convertirte gelehrte Juden bis in die Gegenwart behaupten, die Entschuldigung sei leere Ausrede. Die Conversion dieser Männer kann doch kein Grund sein, ihnen nicht zu glauben, es muß im Gegentheil als eine Pflicht erkannt werden gegen die Gesellschaft, Grundsätze, welche ihren Anschauungen verderblich widersprechen, aufzudecken. Johann Schmidt gehört zu jenen und erinnert, daß die Rabbiner im Talmud selbst Gott von seinen Eiden absolviren zu können meinen. Auch Brenz mit andern und zuletzt der obscur gescholtene, aber hoch begabte und gelehrte (S. Rosenthal, Convertitenbilder 3, 1.) Drach (Lettre 2e d'un rabbin cet. p. 82 sq., Paris 1827) berichten so.

Hören wir, wie der Talmud über **die Christen** sagt, wobei wir daran erinnern, daß alles frühere vom „Nächsten" Dargelegte, auch gegen die Christen als Nichtjuden gilt:

Da Jesus von Nazareth nach jüdischer Lehre nicht Gott, sondern ein Geschöpf, ein bloßer Mensch war, so sind die Christen in den Augen eines Juden nothwendig Heiden oder Götzendiener. Denn Götzendienst besteht darin, daß man einem Geschöpf göttliche Ehre erweist; sind auch die verschiedenen Formen des Götzendienstes dem Grade nach sittlich verschieden, die einen reiner als die andern, der alte persische Götzendienst z. B. etwas weniger abscheulich als der kanaanitische, so ist doch unmöglich, irgend eine Religion, die einem Geschöpf göttliche Ehre erweist, nicht heidnisch, nicht götzendienerisch zu nennen. Von diesem Standpunkt aus begreift Jeder, daß die Christen nicht ausgenommen sind, wenn in den jüdischen Büchern allgemein, wie in den bisan vorgeführten Stellen, von Gojim d. i. Heiden gesprochen wird, sowie, daß die ver-

blümte Benennung der Christen mit Namen heidnischer Völker, die gar nicht mehr existiren, ganz in dem Wesen der jüdischen Lehre begründet ist. So wird denn auch von dem alten Rabbi Zevi berichtet, daß er den Christen, nachdem er die Thatsache, sie würden von jeher und immerfort Gojim u. s. w. genannt, vergebens in Abrede gestellt hatte, einzureden suchte, Goi sei gar kein Schimpfwort; dieser Versuch wurde bald dadurch beseitigt, daß man den ersten besten Israeliten mit Goi anredete: der Israelit verstand das aber und verbat sich mit größtem Unwillen solche Benennung. Beachtenswerth ist auch, daß die neueste Warschauer Edition des Talmud (1863 ff.) das Wort Goj der alten Ausgaben auffällig meidet und durch ein anderes umschreibt.

Wenngleich nun der Talmud die Christen einmal, wie oben bezüglich der Perser und Kanaaniter gesagt, von den übrigen Heiden unterscheidet und dies in einem Zusatz des 12. Jahrh. noch wiederholt (Tr. Choll. f. 13. 2 und Tos. h. l. f. 2. 1; Aboda s. l. 1. Tos.), so sind sie ihm doch wahre und wirkliche Gojim, Heiden, Götzendiener. So sagt der Talmud (Tr. Aboda s. f. 2. 1. u. f. 6. 1; f. 7. 2.), zu den Festtagen der Götzendiener gehöre auch der erste Tag des Nazareners, d. i. der christliche Sonntag. Daß der Nazarener im Talmud „der Sohn des Tischlers" heißt (ib. f. 50 2.), stimmt mit der Benennung, welche der Herr nach Mt. 13, 55 bei seinen Lebzeiten von den Juden erhielt. Daß sein Name im Talmud ferner (Tr. Aboda s. f. 17. 1.), zu einem Worte verstümmelt wird, das die Bedeutung hat: „Sein Name und Gedächtniß werde vernichtet," stimmt mit der früher genannten Talmudlehre, daß der Jude (wenn er kann) die Ketzer, welche den jüdischen Namen verlassen, ausrotten soll; Jesu Name und Gedächtniß kann aber nicht ausgerottet werden ohne die Vertilgung der Christen. Daß der Talmud Christum einen Abgott oder Götzen (Tr. Aboda s. f. 27. 2.) nennt, hat zur Folge, daß die Christen Götzendiener sind. Raschi (Zu Exod. 14. ed. Am. 7 a; in der ed. Ven. heißt es: „unter den Ketzern") nennt auch ohne Umschweife das Kind beim Namen: „den Besten unter den Christen muß man erwürgen." Und damit der Talmud den Seinigen tief einpräge, daß er die Christen meine, sagt er ein ander Mal: Ein Goi, der im Gesetz studirt, ist des Todes schuldig (Tr. Sanh. f. 59. 1). Denn das Gesetz kann dem Goi nur gestattet werden, wenn er durch die Beschneidung Jude wird; Jeder weiß aber, daß die Christen

von Anfang an das Gesetz Mose's studirten. Wenn einige Rabbiner einwerfen, der Talmud (l. c.) sage aber auch, ein Goi, der im Gesetz studire, sei dem Hohenpriester gleich, so erklärt der Talmud (Tr. Aboda s. f. 3. 1.) selber, daß hier das Gesetz der sieben Gebote Noe's verstanden werde, abgesehen davon, daß Widersprüche des Talmud nur beweisen, der Talmudgläubige dürfe zu Werke gehen, wie es ihm eben auskomme. Ausdrücklich heißt es denn auch im Talmud wieder (Tr. Aboda s. f. 2. 1.): „die Christen sind Götzendiener; doch ist es erlaubt an ihrem Feiertage, dem ersten Tage der Woche Handel mit ihnen zu treiben." Einige Blätter weiter (ib. f. 14. 2) geschieht des christl. Gottesdienstes, der Priester (als rasi), Kerzen und Kelche Erwähnung und wird Alles Götzendienst genannt. Weiter (ib. 21. 1) wird gefragt, ob der Jude den Heiden, unter denen er zur Zeit lebe, Häuser vermiethen, dürfe und die Antwort ist: „ja, denn sie bringen ihren Abgott nicht in das Haus zum bleibenden Aufenthalt, sondern bloß, wenn Jemand sterben will", oder, „wenn (ib. f. 83. 4) Jemand krank ist", und ausdrücklich heißt es dabei: „alle Völker ohne Unterschied sind Götzendiener" (Tr. Aboda s. f. 26. 2.). — Die späteren Rabbiner denken nichts anders. Raschi (Zu Tr. Aboda s. f. 6. 1.) sagt: Ein Nazarener ist, wer die Irrlehre eines Menschen annimmt, der den Seinigen vorschrieb, den ersten Tag der Woche zu heiligen. Der „Adler" Maimonides (Zu Aboda misch. 3. f. 78. 3.) schreibt: „Die Christen, welche Jesu nachirren, obwohl sie in der Lehre Verschiedenheit haben, sind alle zumal Götzendiener und man muß nach der eigenen Erklärung des Talmud mit ihnen verfahren, wie man mit den Götzendienern verfährt." Der „Adler" sagt also ehrlich heraus, was wirklich im Talmud steht. Und anderswo sagt er (Jad. ch. hilch. abod. s. 9, 4 ed. Ven. 1550.): „Die Edomiter (= Christen) sind Götzendiener, der erste Tag der Woche ist bei ihnen ein heiliger Tag." Der berühmte Kimchi weiß sogar, weshalb speziell die Christen in Deutschland zu der schlimmsten Sorte von Heiden, zu den Kanaanitern, gehören. „Die Einwohner von Deutschland", sagt er (zu Obdj. 1, 20), „sind Kanaaniter; denn als die Kanaaniter vor Josua flohen, gingen sie in das Land Allemannia, welches Deutschland genannt wird; und werden die Deutschen noch heutigen Tages Kanaaniter genannt." Und anderswo sagt er: „Die Christen sind Abgöttische, weil sie vor dem Kreuze niederfallen (zu Jes. 2, 18. 20)."

Weiterhin nennt der Talmud Christum einen abtrünnigen Juden (Tr. Gittin 57. 1). Und der „Adler" schreibt (Jad. ch. hilch. Ab. s. cp. 10): „Es ist geboten, die Verräther Israels und Ketzer (Minim), wie Jesus von Nazareth und seine Anhänger (einige Ausgaben: wie Zadok und Beithos und deren Anhänger), mit der Hand umzubringen, und in die Grube des Verderbens zu stürzen." Die Lehre Jesu von Nazareth, sagt auch der neue Talmud (Tr. Aboda s. f. 17. 1), ist eine Ketzerei; Jakobus, sein Jünger, ist ein Ketzer, heißt es abermals (ib. f. 27. 2) und anderswo auch im neuen Talmud werden die Evangelien Bücher der Ketzer genannt (Tr. Tchab. f. 116. 1). Die Christen, lehrt Abarbanel, sind Ketzer, weil sie glauben, daß die Gottheit Fleisch und Blut sei (Mark hammisch. f. 110. 3. zu Dt. 32, 21). Wer sagt, Gott habe einen Leib angenommen, ist ein Ketzer auch nach dem „Adler" (Hagg. Maim. Meir's Hilch. Seschuka c. 3). „Die Ketzer sagen", schreibt der alte Nizzachon S. 47, „daß Num. 17. 8 (was man indeß nur anwandte) auf die Charja (stercus) das heißt — wie es wörtlich dort steht, auf die Maria gehe, die Jungfrau gewesen sei, da sie Jesum geboren habe; es zerberste ihr Geist." Und S. 70 lehrt dasselbe Buch über Jer. 31, 41: „Hier sagen die Ketzer, der Prophet habe dies auf Jesus geweissagt, der ihnen die schändliche Taufe statt der Beschneidung und den ersten Tag der Woche statt des Sabbath einsetzte." R. Lippmann's Nizzachon sagt n. 76: „Die dritte Gattung der Ketzer lehrt, daß Gott einen Leib und eine Gestalt habe". So noch viele Rabbiner. Wenn ein Jude Gewalt habe, sagt ein jüdisches Rechtsbuch (Arba Tur. Jore deah 4, 158. f. 35. 4 und chos. ham. f. 138. 1, 2), soll er die Ketzer öffentlich tödten, sonst unter einem Vorwand; mit gewaltthätiger Hand, sagt der Talmud (Tr. Aboda s. f. 4. 2. Tos.), darf man sie tödten. Indem aber der Talmud von den abscheulichsten Lastern wie Mord, Unzucht, Päderastie und Bestialität handelt, wirft er diese und zwar allgemein unleugbar auch den Christen vor (Vgl. mit Aboda s. f. 25. 2; f. 26. 1; ab. s. T. Jerus. f. 40 3 die Tos. zu Abod. s. f. 2. 1 initio; f. 14. 2 med.; f. 21. 1. fin.; f. 81. 4 med.; f. 83 2 fin.; Raschi zu Abod. s. f. 15. 2 und A.): das stimmt allerdings mit dem talmudischen Urtheil, die Christen seien einfach Gottlose.

Wir kommen zur **Excommunication.** Das Gesetz des Talmudjuden haben wir kennen gelernt. Da es einer

jeden Gemeinschaft, insbesondere einer religiösen, im Interesse der Selbsterhaltung geboten ist, widerspenstige Mitglieder, welche dem Gesetz nicht dienen wollen, auszuschließen, so hat auch das conservative Judenthum des Talmud und der Rabbiner seinen Bann. Gerade in unsern Tagen, wo die liberale und jüdische Welt nicht genug zu reden weiß von der Excommunication und den Zuchtmitteln der christlichen Kirchen, lohnt es sich doppelt, die Weisen des jüdischen Kirchenbannes ihren Hauptzügen nach kennen zu lernen.

Unter den Ursachen (Schulchan a. joreh. deah num 334; vgl. Choschen ham. n. 28; Talm. Baba k. 113 b.), weshalb man dem Bann verfällt, verdienen folgende Erwähnung. Gebannt wird, wer einen Rabbi verachtet und wäre es auch nach des Rabbi Tode; gebannt wird, wer die Worte der Rabbiner und des Gesetzes verachtet; gebannt wird, wer Andere von der Haltung des Gesetzes abhält; gebannt wird, wer seinen Acker einem Nichtjuden verkauft; desgleichen, wer vor einem nichtjüdischen Gericht Zeugniß wider seinen Glaubensgenossen ablegt u. s. w.

Der Bann hat aber drei Grade; der dritte ist indeß schon lange außer Uebung gekommen und wir beschreiben deshalb die beiden ersten, welche Niddui und Cherem heißen.

Der unterste Grad, Niddui, bewirkt (J. deah l. c; Choschen ham. n. 11; Jad. Chas. hilch. talm. tora c. 6. 7; Reschith chok. c. 7.), daß der Gebannte von Andern abgesondert leben muß, der Art, daß er mit Ausnahme von Weib und Kind und Hausgenossen Jedem auf 4 Ellen fern zu bleiben hat und sich in der Zeit des Bannes nicht scheeren und nicht waschen darf. Zehn Männer bilden, wie bereits berichtet wurde, eine heilige Gemeinde; finden sich ihrer nur neun, so darf der Gebannte nicht den zehnten machen; kommt er in die Versammlung einer heiligen Zehn, so sitzt er in der Entfernung von 4 Ellen getrennt. Stirbt er im Bann, so läßt der Richter einen Stein auf den Sarg legen, um anzudeuten, der Verstorbene sei der Steinigung werth gewesen, weil er keine Buße gethan und aus der Gemeinde gestoßen ward. Deshalb auch betrauert man ihn nicht und giebt seiner Leiche kein Geleite, nicht einmal die leiblichen Eltern. Diesen Bann, der nach Umständen noch verschärft werden kann, darf selbst eine Privatperson verhängen. Er dauert 30 Tage und wird, wenn keine Besserung erfolgt, auf 60 und weiter auf 90 Tage aus-

gedehnt; zeigt sich aber auch dann keine Umkehr, so erfolgt der große Bann, welcher Cherem heißt.

Während der Niddui noch ein Zusammensein des Gebannten mit Andern in der Entfernung von 4 Ellen zuläßt, untersagt der Cherem (ib. cf. Buxdorf lex. talm. n. 828.) jede Gemeinschaft. Der Gebannte darf weder mit Andern lernen noch andere lehren; er darf mit Keinem essen oder trinken; Niemand darf ihm dienen oder Dienst von ihm annehmen; nur Speise darf man ihm verkaufen, daß er nicht sterbe. Der Cherem wird von wenigstens zehn Personen ausgesprochen. Die Sache geht mit großer Feierlichkeit vor sich; es werden Wachslichter angezündet, Hörner geblasen und grauenhafte Flüche über den Sünder ausgestoßen; ist die Handlung vollendet, so löscht man die Lichter aus, um anzudeuten, daß der Frevler nunmehr von dem Licht des Himmels ausgeschlossen ist. Die Bannformel (Buxdorf l. c.) des Cherem lautet also: „Nach dem Urtheil des Herrn sei im Bann N., der Sohn des N., in beiden Gerichtshäusern, im obern und im untern, im Bann der obern Heiligen und im Bann der Seraphim und Ophanim und endlich im Bann der großen und kleinen Gemeinden. Es sollen über ihn kommen große Plagen, große und schreckliche Krankheiten. Sein Haus sei eine Wohnung der Drachen. Sein Gestirn in den Wolken werde verfinstert; es sei gegen ihn zornig und grausam und grimmig. Sein Leichnam soll den wilden Thieren und Schlangen vorgeworfen werden. Freuen sollen sich über ihn seine Feinde und Widersacher. Sein Gold und Silber werde Andern gegeben und seine Söhne sollen in der Gewalt seiner Feinde sein. Ueber seinen Tag sollen sich entsetzen seine Nachkommen. Er werde verflucht durch den Mund Addirions und Achtariels, durch den Mund Sandalphons und Hadraniels, durch den Mund Ansisiels und Patchiels, durch den Mund Seraphiels und Saganfaels, durch den Mund Michaels und Gabriels, durch den Mund Raphaels und Mescharetiels. Er sei gebannt durch den Mund Zaphzavifs und durch den Mund Hafhavifs, welcher ist der große Gott, und durch den Mund der 70 Namen des dreimal großen Königs, endlich durch den Mund Zortacks des Großkanzlers. Er soll verschlungen werden wie Kora und dessen Rotte. Mit Schrecken und Furcht soll seine Seele aus ihm gehen. Das Schelten des Herrn soll ihn tödten. Er möge erdrosselt werden wie Achitophel. Wie der Aussatz Giezi's sei sein Aussatz. Er soll fallen und nicht wieder aufstehen. Er soll nicht be-

graben werden in dem Begräbniß Israels. Sein Weib werde Andern gegeben und in seinem Tod sollen Andere sich beugen über sie. In diesem Bann sei N., der Sohn des N., und das sei sein Erbtheil. Ueber mich aber und über ganz Israel breite der Herr Frieden und seinen Segen aus. Amen."

Außerdem haben wir erst jüngst aus den Zeitungen erfahren, z. E. in dem Vorfall zu Neu-Sandec in Galizien, daß die jüdische Gemeinde mit dem Rabbi an der Spitze mittelst dieser Excommunicationsformen förmlich Gericht über Vergehen und Verbrechen zwischen Juden abhält. Der Judenschriftsteller Emil Franzos erzählte auch erst neulich sehr erbaulich in den Feuilletons der Börsenzeitungen (und zuerst in der größten Judenzeitung, „der Neuen Fr. Presse in Wien"), wie dies jüdische Gericht einen Todtschlag durch den großen Bann aburtheilte.

Man hielt solche Dinge bis jetzt für — Mährchen einer längst vergangenen Zeit, allein leider scheint Dr. Aug. Rohling nur zu sehr Recht zu haben, wenn so die allerneueste Zeit durch Thatsachen, welche alle Zeitungsspalten füllten, diese Bannflüche bestätigte.

II.

Von den Folgen der talmudischen Lehre.

Wenn wir hiermit die Blumenlese aus der Sittenlehre des Talmud beendigt haben, so könnten wir getrost es dem Urtheil des Lesers überlassen, was er davon denkt. Sicher ist das gewiß, daß eine solche wahrhaft erschreckliche Sittenlehre weit hinaus geht über die einzelnen Lehrsätze der Jesuiten, derentwillen man doch diese gesammte Verbindung für staats- und gesellschaftsgefährlich erklärte und sie auflöste und aus dem Lande relegirte. Desgleichen waren die Weigerungen der katholischen Geistlichen, den Staatsgesetzen in Bezug auf die Besetzung der vacanten Pfarrstellen zu gehorchen, nicht einmal gegen das Sittengesetz verstoßend, und dennoch wurden solche Geistliche aus dem Lande gewiesen. Sollte man der salus publica wegen nicht eigentlich ebenso thun mit jedem Juden, der nicht diesen ganzen Talmud abschwört? Doch o weh! wie würde die gesammte öffentliche Presse, die ja derzeit in den Händen der Juden ist, da über Religionsverfolgung aufschreien! Sie würde dies einen Eingriff in die inneren Glaubenslehren ihrer Synagoge nennen, wie es denn ja auch hinlänglich bekannt ist, daß in Bezug auf die neuen Kirchengesetze und die Civilehe, soweit davon die jüdischen Gemeinden betroffen werden, die Rabbiner durchaus nicht so weit dem Staat Folge geleistet haben, als dies die öffentliche Presse noch täglich von den christlichen Gemeinden verlangt, wonach z. B. eine Kirchengemeinde sich nicht unterstehen soll, eines ihrer Mitglieder auszuschließen, wenn es sein Kind nicht taufen läßt. Man kann sich dies augenfällige Gebahren, wonach man den Rabbinern durch die Finger sieht, nur eben dadurch erklären, daß die sämmtlichen neueren Staatsreformen, soweit sie sich auf die christlichen Kirchen erstrecken,

nur einen politischen Zweck verfolgen, der nicht unschwer zu erkennen ist.

Nun kann man einwenden, der größte Theil unserer modernen Juden seien keine Talmudjuden mehr; freigeistig, philosophisch, allgemein humanistisch ständen sie auf dem Boden des allgemeinen Sittengesetzes und — verachteten diese scheußlichen Verirrungen des Talmud. Wohl mag es einige solcher gutmüthigen Doctrinäre geben, — wo sie sich indeß alsdann vom ganzen Judenthum nicht förmlich losgesagt haben, da hegen wir ganz entschieden Zweifel über die Befolgung des „allgemeinen Sittengesetzes", denn sie hängen sicherlich, schon zur Beruhigung ihres Gewissens, mit irgend einem verborgenen Haken bis in die innersten Lehren des Talmud noch zusammen. Selbst die vorgeschrittensten Reformjuden nennen den Talmud ein „Juda werthes" Buch und wenn sie auch dabei den Offenbarungscharakter des alten Testaments leugnen, so erklärten z. E. die französischen Reformjuden, an deren Spitze Cremieux mit der ganzen berüchtigten Alliance israëlite (sive goldnen Internationalen) steht, buchstäblich: „Was den Talmud angeht, so bekennen wir seine unbedingte Superiorität über das Gesetz Mose's". Natürlich, denn der Talmud hat ja erst dies moderne Handelsjudenthum in ein dem jüdischen Gewissen bequemes Recht und Gesetz gebracht. Ebenso kommt von selbst ein Räuberhauptmann dazu unter seinen Genossen zu bestimmen, was Recht und Gesetz sein soll, und jeder, der dieses erfüllt, ist in den Augen des Andern ein Mensch, wie er sein soll.

Wir haben an andern Stellen vielfach nachgewiesen, wie der Jude ausnahmslos nicht von positiver redlicher Arbeit lebt und leben will, sondern vom geheimen Prozentchenabschneiden an der redlichen Arbeit Anderer, des ganzen Volks und vor allem der öffentlichen Staatsfinanzen und Regalien. Nur da, wo sich ein Sondervortheil finden läßt, der über die allgemeine Concurrenz hinaus Gewinnchancen bietet, fängt er an Hand und Fuß zu rühren. — Selbst sein Handel ist nicht redlich. Wir können hier nur eine Stelle aus einem Blatt, der „Augsb. Allgemeinen Ztg." citiren, das am wenigsten der Judenfeindlichkeit geziehen werden kann, um den „modernen Juden" zu kennzeichnen:

„In der civilisirten Welt hat der Jude in seiner äußeren Erscheinung sich den gesitteten Verhältnissen angepaßt, und nichts an Tracht und Haarschmuck würde ihn von den arischen Nebenmenschen ringsumher unterscheiden,

hätte nicht mit unvertilgbaren Zügen die Natur ihm seinen Heimathsschein ins Antlitz geschrieben. Auch in der Sprache, möge diese irgendwelche sein, erinnert die gutturale Härte des Ausdrucks an die nationale Stammes-Verschiedenheit, selbst mitunter bei vollkommen Gebildeten. Diese Merkmale erhalten sich mit der vollen Zähigkeit von Rassenunterschieden von Geschlecht zu Geschlecht und treten selbst in dem jetzt häufigeren Falle der Kreuzung mit arischem Blute gemeiniglich noch in späteren Generationen mit sehr bestimmter Schärfe auf. Wir vermögen uns daher selbstredend auf den Standpunkt Jener nicht zu stellen, welche von einem Aufgeben des Judenthums als religiösen Bekenntnisses eine Besserung erwarten; man könnte zwar einen Glauben aufgeben, nicht aber seine Rasse, und auf diese allein kommt es hier an. Nicht ohne ungeheuchelte Bewunderung kann man zu der sozialen Höhe emporblicken, welche die jüdische Rasse in der überraschend kurzen Spanne Zeit von etwa fünfundzwanzig Jahren erklommen hat. Ja noch mehr, sie hat theilweise sogar schon unserer Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Das Judenthum hat seine eigene Art zu denken, seine eigene Art zu fühlen.

Der Jude bemächtigt sich der Elemente des Wissens und der Bildung durchschnittlich in einem sehr viel größeren Maße, als die den christlichen Confessionen angehörenden Arier. Man merke wohl, daß wir sagen: der Elemente des Wissens. Alle Lehrer stimmen darin überein, daß ein Judenknabe im Alter von zwölf Jahren mehr gelernt hat, mehr weiß, als ein anderer von sechszehn bis siebenzehn Jahren. Allein dann bleibt er auch meistens stehen. Sein praktischer Sinn läßt ihn so rasch als möglich so viel erfassen, als er zum praktischen Leben benöthigt; gepaart mit seinem scharfen Verstande ist diese Wissenssumme groß genug, um manchen weitaus gelehrteren Kopf zu überflügeln. Dem entspricht auch die Stellung, welche die Juden auf geistigem Gebiete einnehmen. Die hervorragendsten Bühnenkünstler beiderlei Geschlechts, ein großer Theil der schöngeistigen Schriftsteller, Dichter und Musiker, nicht zu reden selbstverständlich von Allem, was sich auf Handel und Volkswirthschaft bezieht, endlich die Vertreter der gesammten Zeitungspresse, mit sehr geringen Ausnahmen, sind Juden. Damit allein sind sie so zu sagen zu Beherrschern der Situation herangewachsen.

Unter den Schattenseiten des jüdischen Wesens sind hervorzuheben: ein oft bis ins Lächerliche getriebenes Bewußtsein der eigenen Vorzüge und ein grenzloser Egois-

mus, der sich alles Andere als nebensächlich unterzuordnen bestrebt ist. Dank diesem Egoismus sind dem Juden Selbstaufopferung, Hingebung, Vaterlandsliebe fremde Begriffe. Ueberall fühlt sich der Jude als Kosmopolit, der er auch wirklich ist.

Der Jude ist ein Fremdling in Europa, vaterlandslos und daher überall bemüht, sich in der Fremde so wohnlich als möglich einzurichten. (Ubi bene, ibi patria!)

Die gesammte Tendenz des jüdischen Strebens läßt sich in dem Einen Wort: **„Ausbeutung"** zusammenfassen. Sie sind tonangebend geworden, sie haben es verstanden, in ihren Händen die größten Reichthümer zu concentriren, sie haben den alten historischen Adel auf seinen verfallenen Schlössern gestürzt und an deren Stelle Actienpaläste gebaut, eine neue Geldaristokratie geschaffen, die alle Nachtheile der alten ohne einen einzigen ihrer Vorzüge besitzt. Das Gemeine, Niedrige schwimmt oben auf. Der Geist der Zeit hat durch sie eine erstaunliche Umwandlung erfahren, ein Jagen nach jähem Erwerb, richtiger: Gewinn, bemächtigt sich der Menge, die oft unerfahren theures Lehrgeld zahlt und doch wieder stets in dieselbe Falle stürzt; die Unsolidität in Industrie und Handel nahm überhand, das Börsenfieber, also das Spiel, ist zum normalen Zustand der civilisirten Gesellschaft geworden, die ruhige ernste Arbeit ist in Mißcredit gerathen, überall ein Jagen, Drängen und Ueberstürzen, was über kurz oder lang zu einer wirthschaftlichen Katastrophe führen muß. (Die Katastrophe ist jetzt da!).

Daß unter solchen Umständen die Menge nicht sehr wählerisch in den Mitteln wird, welche ihrer Ansicht nach dem Zweck entsprechen, bedarf kaum der Erwähnung. Wollen wir diesen Zustand mit einer einzigen Bezeichnung charakterisiren, so stellt sich uns unwillkürlich nur das Eine Wort zur Verfügung: Corruption. Die Macht des gedruckten Wortes auf den großen Haufen kennend und wohl berechnend, waren die Juden bemüht, vor Allem die zu immer erhöhter Wichtigkeit anschwellende Tagespresse in ihre Hände zu bekommen. An vielen Orten ist ihnen dies auch vollständig gelungen; dort ist Journalist und Jude gleichbedeutend. So sind z. B. in Wien zwei der wichtigsten Zweige des öffentlichen Lebens, die Vermittelung der Gedanken und des Geldes, schon vollständig in den Händen der Juden; das Bankgeschäft, die Börse und die Zeitungen mit Ausnahme von einigen Blättern. [In Wien deshalb auch der gründlichste „Krach", in Wien die größte

Bestechlichkeit der Presse.] Aber auch die Advokatur, welcher nicht blos die Vertheidigung des Rechts, sondern auch die Auslegung desselben obliegt, und von welcher der sicherste Weg zu den höchsten Aemtern führt, ist bereits zum größten Theil in den Besitz der Juden übergegangen. Von etwa 360 Advokaten Wiens sind kaum 60, von 400 Aerzten etwa 150 Nichtjuden. [Die Angriffe auf die barmherzigen Schwestern vor Jahren in Wien gingen fast nur von jüdischen Aerzten aus und fanden in jüdischen Preß-Organen ihre Nahrung.]

Es heißt dann weiter:

„Mit seichtem Halbwissen, das schlimmer ist denn gänzliche Unwissenheit, dasselbe aber im Gewande einer geschickten bestechenden Darstellung verhüllend, treten die Juden auf als Lehrmeister des Volkes, jedwedem Einfluß zugänglich, sobald er in klingender Münze sich ausdrückt, und bilden mit ihren prunkenden Leitartikeln, mit ihren nach Scandal haschenden Feuilletons, ihren bezahlten volkswirthschaftlichen Notizen, marktschreierischen Inseraten und pikanten Tages- und Lokalneuigkeiten einen Heerd der Corruption, wie er nicht verheerender gedacht werden kann. Wem diese Schilderung der in den Händen des Semitenthums befindlichen Presse zu drastisch erscheinen sollte, der nehme sich die Mühe, an Ort und Stelle hinter die Coulissen zu blicken und den Dingen auf den Grund zu gehen. Es steht sehr zu befürchten, daß es ihm ergehen möge, wie dem Jünglinge vor dem verschleierten Bilde zu Sais."

So die „Augsb. Allg. Ztg."

Sehen wir uns an dieser Stelle die Verbreitung der Juden auf Grund des vorhandenen statistischen Materials an.

Man rechnet sechs bis sieben Millionen Juden, der Religion nach, ohne Berücksichtigung der zu anderen Religionen übergetretenen Juden, auf der ganzen Erde. Von diesen sechs bis sieben Millionen fallen nach dem österreichischen Statistiker Brachelli 5,110,000, nach Kolb 4,500,000 auf Europa, das heißt, die Juden bilden nach ersterem 1,69, nach letzterem 1,49 pCt. der gesammten Bevölkerung Europa's. Auf die einzelnen europäischen Staaten vertheilen sich die Juden in folgenden Ziffern:

	Kolb.	Brachelli.
Rußland (europäisches	2,277,000	2,621,179*)
Oesterreich-Ungarn . .	1,375,000	1,375,861
Deutsches Reich	512,000	512,160
Türkei (europäische) . .	100,000	100,000
Holland	68,000	68,003
Frankreich	49,400	40,439**)
Großbritannien	40,000	50,000
Italien	40,000	35,000
Schweiz	7,000	6,996
Dänemark	4,300	4,290
Griechenland	2,600	2,582
Schweden	1,800	1,836
Belgien	1,500	2,000
Luxemburg	600	523
Norwegen	25	25

Für Spanien und Portugal weiß Kolb keine Ziffer; Brachelli nimmt für Spanien 5000 Juden an und nennt deren Zahl in Portugal „unbedeutend". Für Rumänien giebt Brachelli die Ziffer 274,000, für Serbien 1560; Kolb für Rumänien 247,034, für Serbien dieselbe Ziffer wie Brachelli. Bei der Gesammtübersicht hat Kolb aber Rumänien und Serbien ausgelassen, und hieraus wie aus dem Unterschied der Ziffer Brachelli's und Kolb's für Rußland klärt sich die Differenz beider in der Gesammtziffer der europäischen Juden fast schon ganz auf. — Hierbei sei bemerkt, daß in neuester Zeit, wie schon früher erwähnt, der Zuzug und die Vermehrung der Juden gerade in Rumänien und Serbien ganz enorm gestiegen ist.

Die Zahl der Juden des deutschen Reiches ist genau 512,158, das heißt 1,25 Prozent der Bevölkerug; sie vertheilt sich nach der Zählung von 1871 auf die einzelnen Staaten wie folgt:

Preußen	325,540
Bayern	50,662
Elsaß-Lothringen . . .	40,928
Baden	25,703
Hessen	25,373
Hamburg	13,796
Württemberg	12,245
Sachsen	3,357

*) Davon im eigentlichen Rußland 1,829,100, in Polen 783,079.
**) Davon die Hälfte in Paris.

Mecklenburg-Schwerin .	2,945
Anhalt	1,896

u. s. w.

Judenfrei ist kein einziger deutscher Bundesstaat. Die kleinsten Ziffern sind:

Reuß jüngere Linie	20
Reuß ältere Linie	19
Lauenburg	14
Sachsen-Altenburg	10

In den preußischen Provinzen vertheilen sich die Juden nach der Zählung vom 1. December 1871 also:

Posen	61,982
Brandenburg	47,484
Schlesien	46,629
Preußen	41,057
Rheinprovinz	38,423
Hessen-Nassau	36,390
Westphalen	17,245
Pommern	13,036
Hannover	12,799
Sachsen	5,917
Schleswig-Holstein . . .	3,729
Hohenzollern	711

endlich bei den Truppen und den Marinemannschaften, welche am 1. December 1871 außer Landes waren, 149.

Die vorstehend mitgetheilten Ziffern geben Anlaß zu den verschiedenartigsten Reflexionen. So ist die überaus kleine Ziffer der Juden gerade in solchen Ländern, in denen sie schon seit Generationen „emancipirt" sind, wie z. B. in Belgien und Frankreich, auffallend. Wäre in den Juden der Freiheitsdrang, den sie so gern für sich in Anspruch nehmen, sehr stark, wöge nicht vielmehr die Rücksicht auf das Geschäftemachen vor, und daher die Zuneigung zu jenen Gegenden, in denen die Bevölkerungen der jüdischen Ausbeutung sich noch am leichtesten preisgeben, so hätte sich doch ein förmlicher Strom jüdischer Auswanderung nach jenen Landen der „Freiheit" ergießen müssen. Aber nichts von dem ist geschehen! Auch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die jedem Bekenntniß unbedingte Freiheit sichern, sind die Juden nicht einmal verhältnißmäßig so zahlreich ausgewandert, wie die christlichen Europäer. Kolb zählt in den ganzen Vereinigten Staaten nur 31 Synagogen! Mit Ausnahme von Holland, dessen zahlreiche Judenschaft sich historisch leicht erklärt, hält sich die Masse der Juden

nur im Osten Europas auf, in Rußland, Oesterreich, dem östlichen Preußen, Rumänien, obgleich die Juden in diesen Staaten theils noch heute vielfach unterdrückt sind, theils, wie in Oesterreich und Preußen, erst in den letzten Decennien ihre Emancipation erreicht haben.

Nunmehr freilich ist Preußen auf dem besten Wege, das Hauptland des Judenthums zu werden. Leider liegen uns neuere statistische Berichte aus dem preußischen Amt über die prozentische Vermehrung der Juden nicht vor. Auch diese reine Zahlenwissenschaft, welche man doch als die am meisten objective erachten sollte, entwickelt ihre Neigungen und Abneigungen, uns scheint es, als ob man auch in diesem Bereich der Parole folgte: „von den Juden als solchen darf möglichst wenig gesprochen werden." Es liegt uns daher nur aus Engel's Jahrbuch Thl. I eine vergleichende Statistik der Volksmehrung nach der Religion von 1816 bis 1858 vor. Hiernach vermehrten sich je 1000 Evangelische (von 1816—1858) auf 1738. 1000 Katholiken auf 1664, 1000 Juden auf 1948 im Durchschnitt des Staats. Die Christen überhaupt vermehrten sich nur bis auf 1710; die Juden in der Provinz Preußen von 1000 bis auf 2425, in der Provinz Brandenburg (offenbar in Berlin) gar auf 3371, in der Provinz Pommern endlich auf 4279. Dagegen zeigt die Provinz Posen blos eine Zunahme der Juden von 1000 auf 1389; die letztere Zahl erachten wir als einen deutlichen Fingerzeig, woher die Vermehrung der Juden in den erwähnten deutschen Provinzen außer der Kindererzeugung stammt, nämlich durch Zuzug des sogenannten polnischen Judenelements. Man muß aber hierbei bedenken, daß seit dem Jahre 1858 erst recht die Aera der Juden-Ausbreitung begonnen, und die Vermehrung sicherlich nicht im Rückgang begriffen sein kann.

Hierbei ist noch ein anderes Moment in Anschlag zu bringen: Von den Millionen Christen tritt Niemand zum Judenthum über, — es müßte denn der seltene Zufall einer Verehelichung eines Juden mit einer armen Christin den Fall veranlassen; die Juden wollen auch gar keine Convertiten, der Uebertritt ist gleichsam mit siebenfachen Thoren Jedem verschlossen. Hingegen sind Juden, die sich taufen lassen und zum Christenthum übertreten, tausendfältig vorgekommen, so oft der sociale Vortheil der Stellung dies eben gebieterisch forderte. Der Corpsgeist der Juden sieht solchen Austritt sogar nicht ungern, denn er fühlt instinctiv, daß er als Parasit und Aristokrat nicht zu zahl-

reich werden dürfe, während gerade dieses oberflächlich convertirte Blut dem Stamm der Juden selbst die bequemsten Agenten und Helfershelfer zu ihren Geschäften und zur Verbreitung ihres Einflusses abgiebt. Ja, es muß sogar eine Talmudlehre existiren, wonach es unter dem Drang der Umstände dem Juden gestattet ist, Christ zu werden; wir werden dafür an einer anderen Stelle den Beweis aus einer Erzählung bringen, welche zur Erbauung des Judenthums geschrieben ist, und in welcher ein Jude darum Christ wird, weil er nicht anders dazu gelangen konnte, eine adelige Herrschaft in Galizien in seinen Besitz zu bringen, deren Inhaber ihn—gekränkt haben sollte! Dieser Abfall von seinem Glauben wird nicht getadelt, sondern indirect gebilligt, indem der Convertit trotzdem getreu seiner Nation blieb und namhafte jüdische Stiftungen ins Werk setzte! . .

Nun ist doch nicht zu verkennen, daß, wenn die Juden das Geld haben, also indirect die Besitzer und Beherrscher der Haushaltstellen in der Gesellschaft sind, welche Stellen erst die Vorbedingung bilden, daß die Familie Kinder zeugen und ernähren kann, daß auch die Juden alsdann nicht so blöde sein werden, von diesen Haushaltstellen das Beste für sich vorweg zu nehmen, und sich auch in der Vermehrung der Zahl nach auszubreiten. So bilden sie eine ganz eminent bevorzugte Klasse. Was meint man zur folgenden kleinen Notiz, die wir einmal in der „N. fr. Z." lasen:

„Im ganzen preußischen Staate, welcher rund 16 Millionen Evangelische, 8 Millionen Katholiken und 325,000 Israeliten zählt, besuchten während des verflossenen Jahres die höheren Lehranstalten nebst Vorschulen 123,598 Schüler. Davon waren 73 pCt. evangelisch, 14 pCt. katholisch und 10 pCt. israelitisch, d. h. nach der Seelenzahl der preußischen Bevölkerung kam je 1 Schüler höherer Lehranstalten auf 462 Katholiken, auf 133 Evangelische und auf 26 Juden. Hieran knüpft das Blatt schlankweg folgende Behauptung: „Bei den Juden ist mithin das Bildungsbedürfniß am lebhaftesten."

Ist es wohl allein „das Bildungsbedürfniß", welches die Juden die höheren Lehranstalten 35 Mal stärker zu frequentiren bestimmt, als die Christen? Man glaube uns nur: auch der christliche Bauer, ja der Arbeiter würde für seine Kinder ganz dasselbe „Bildungsbedürfniß" entwickeln, wenn er nur, wie die Juden, die Geldmittel besäße, seine Kinder die langen Jahre hindurch auf den hohen Schulen zu erhalten.

Aus ganz demselben Grunde erklärt sich die auffällige Vermehrung der Juden in Oesterreich, das seit 1866 und früher bisher das wahre jüdische Eldorado war.

Nach Brachelli gab es in Oesterreich-Ungarn bei der Volkszählung vom 31. December 1869 1,375,861 Juden, und zwar fielen auf das österreichische Staatsgebiet, mit dem wir uns allein eingehender beschäftigen wollen, 882,220, und auf das ungarische Staatsgebiet 553,641. Von jenen 882,220 Juden zählte man in

Galizien	575,433	
Böhmen	89,539	
Niederösterreich . . .	51,880	(mit Wien)
Bukowina	47,754	
Mähren	42,644	
Schlesien	6,123	
Küstenlande	4,729	
Steiermark	734	
Oberösterreich . . .	690	
Tirol mit Vorarlberg .	353	
Dalmatien	233	
Salzburg	44	
Kärnthen	22	
Krain	22,	

im activen Militär beider Reichhälften 3528.

Der Ziffer für 1869 in Niederösterreich: 51,880, stand im Jahre 1830 erst die Ziffer 1569 gegenüber, die Juden hatten sich in diesem Lande, vor Allem in der Hauptstadt Wien, also binnen 39 Jahren dreiunddreißigfach vermehrt, in Oberösterreich, Steiermark u. s. w. hatte es 1830 noch gar keine Juden gegeben. War also in diesen Landen eine bedeutende jüdische Einwanderung zu constatiren, so hatten doch auch in den Hauptlanden des österreichischen Judenthums, in Galizien und der Bukowina, die Juden sich im Jahre 1869 auf 623,187 gegen 249,208 im Jahre 1830 vermehrt! In den sämmtlichen im Reichsrathe vertretenen Ländern waren, wie schon bemerkt, am 31. December 1869 factisch anwesend 820,220 Juden, gegen 355,695 im Jahre 1830! Nach den Angaben für die einzelnen Perioden hatte sich die Zahl der Juden von 1830 bis 1850 jährlich um 1,70 pCt., von 1850 bis 1869 aber jährlich sogar um 3,80 pCt. vermehrt, während die Gesammtbevölkerung des cisleithanischen Oesterreichs 1830—1850 jährlich nur um 0,62 pCt. und von 1850—1869 jährlich um 0,81 pCt., in der ganzen Periode von 1830—1869 jährlich um 0,76 pCt. zugenommen hatte. Die Zunahme der Juden ist demnach

in der ganzen Periode mehr als als vier Mal, sage und schreibe vier Mal, und in den letzten 19 Jahren sogar beinahe fünf Mal so stark gewesen, als die Vermehrung der Bevölkerung im Ganzen!

Die Juden haben sich die Geldmittel verschafft, um sich so erstaunlich vermehren zu können. Das ist unsre Meinung und diese widerlege, wer kann.

Um alle diese Functionen der Herrschaft, der Ausbeutung und seines ganzen egoistischen Gedeihens als Parasit zu erfüllen, darum muß er sich als „Auserwählter" heut noch betrachten, darum bedarf er zwingend jener scheußlichen „Judenmoral", wie wir sie aus dem Talmud entwickelt. Denn die Natur seiner Stellung gebietet ihm vor allen Dingen, wenn er vor seinem Gewissen beruhigt, lediglich auf Unkosten anderer Millionen Nebenmenschen ohne redliche Arbeit leben und gedeihen will, daß er den Grundsatz eines gleichen wirthschaftlichen Rechts, vom Staat geordnet und überwacht, nicht anerkennen darf, er müßte denn seine eigene Existenz selbst verleugnen. Man mag daher auch den gebildeten Juden mit der reinen demokratisch-agrarischen Lehre von der Volkswirthschaft noch so in die Enge treiben, er wird immer einen Schlupfwinkel suchen, von dem aus er seine Talmudanschauung wieder zu vertheidigen sucht, und er wird in der Politik auch niemals anders handeln, als mit geheimem Vorzugsrecht für sich.

Mag diese Anschauung auch sog. „civilisirte" Formen angenommen haben: der Kernpunkt derselben liegt darin, daß sie erlaubt, eine gewisse Socialklasse dürfe sich als eine bevorzugte vor den andern ansehen, — geschickt genug hat man damit den Vorzug gemengt, den die Bildung giebt und damit gerade selbst jene humanistischen Doctrinärs unter den Deutschen in's Interesse gezogen, sowie alles dasjenige Element, welches in den Großstädten darum sich als weit höher wie das Landvolk „gebildet" ansieht, weil es in Mode und Genüssen aller Art mehr Luxus entwickelt. — Alles das mag sonst gestattet sein, allein diese Dinge sollten doch an sich solchen „Gebildeten" kein staatliches und wirthschaftliches Vorrecht in der Gesetzgebung verschafft haben, wie dies thatsächlich geschehen. Hier liegt der erste Keim, aus dem unserere moderne Aristokratie, die Plutokratie (auch Bourgeoisie genannt), sich so großartig entwickelt. Sie hat ihren geistigen Führer im — Judenthum und stammt in letzter Instanz aus jener Talmudmoral, die dem Nächsten als Menschen nicht gleiches Recht zuerkennt.

Und wie egoistisch ist der Mensch und neigt sich in seinen Gedanken gern dem zu, was ihm angenehm ist! Darum allein schon muß diese laxe und doch so sonderbar geschickt aufgebaute Sittenlehre ihre warmen Anhänger finden, zumal sie obendrein den Vortheil bietet, daß man sie öffentlich ohne Sünde verleugnen kann! Ohnedies ist unsere ganze Geschichte seit drei Jahrhunderten vom jüdischen Geist — geschrieben worden, worin die Juden sich selbst als ewige Märtyrer verherrlicht sehen, so daß sie selbst glauben, diese behauptete, ihnen angethane Unterdrückung habe schon allein ihnen volle Absolution für ihre Zweizüngigkeit, List und Verschlagenheit, mit der sie ungescheut operiren, — zu ertheilen.

Es bezeugt aber eben ihre geschlossene Einheit und Solidarität durch ganz Europa, daß, mag der Einzelne vom Judenthum auch glauben und von dessen äußeren Satzungen halten, was er will: sie allesammt gerade auf Grund dieser talmudischen Sittenlehre zusammengehalten werden, wobei es ihnen auf bemäntelnde Phrasen durchaus nicht ankommt. Die Pariser „Archives israëlites" forderten ja schon „Juden, Christen, Türken auf, die äußeren Cultformen abzuthun und sich in dem Bekenntniß der Einheit Gottes und der allgemeinen Bruderliebe zu vereinen." Cremieux bezeichnete in einer glorioſen Rede die „allgemeine Menschenliebe" als eine „jüdische Idee", und bekannt ist es ja, daß gerade sie die Erfinder des „modernen Humanismus" sind, natürlich nur mit der Einen Ausnahme, daß alle Gesetzgebungen der Welt die Privilegien des mobilen Capitals in's Ungemessene, die „Handelsfreiheit" bis zum falschen Maß, falschen Gewicht, falschen Geld erweitern (wie dies ja auch Alles bereits bei uns geschehen), damit diese jüdische Idee der Bruderliebe alle „Brüder" gänzlich ungestraft beluchsen und begaunern könne.

Der ehrwürdige Geschichtsforscher W. Menzel machte einmal die treffende Bemerkung, daß in jedem abwärts gehenden Staat sich die auffällige Erscheinung zeige, wie in diesem Stadium alsdann die Juden überhand nähmen. Die Juden sind die Phönizier der alten Welt; als das centralistische Rom des Räuberthums mit seiner Weltherrschaft zusammenbrach, waren es die Juden, die als Parasiten die Fugen vollends zerstörten. Es ist bekannt, und die Juden rühmen sich dessen heut noch, daß im 16. Jahrhundert sie auf Grund des mobilen Capitals die factischen Herrscher in Spanien und Portugal waren. Seitdem sind jene Staaten in ihrem Innersten gebrochen, dennoch er-

mannte sich das spanische Volk und vertrieb die Juden; seitdem datirt der Haß gegen die Spanier, seitdem schreibt bis auf den heutigen Tag noch jede Judenzeitung: die Pfaffen hätten Spanien ruinirt, denn mittelst des christlichen Geistes konnte sich ja nur die Reaction gegen das Judenthum vollziehen, — während doch gerade die Juden es waren, welche Spanien an den Rand des Abgrundes gebracht haben.

Auch Deutschland hatte im Mittelalter von den Juden zu leiden; hier wurden sie ebenfalls verwiesen — und natürlich soll nach der Judenhistorie dies die „finsterste Zeit des Mittelalters" gewesen sein. Unsere sämmtlichen Geschichtsbücher stellen dabei die Juden als gänzlich unschuldige Märtyrer dar; als Grund wird höchstens angegeben, christlicher Fanatismus habe allerlei Mährchen gegen sie ersonnen. Indessen werden doch in ganz derselben Zeit die Magisträte der Reichsstädte in vielen anderen Disciplinen von denselben Geschichtserzählern als ganz gescheute Leute geschildert, während sie im Punkte der Expulsionsordres der Juden nicht schwarz genug gemalt werden können. Wie wäre auch eine so allgemein in Deutschland durchgeführte Maßregel ohne triftigsten Anlaß, d. h. ohne daß vorher die Juden durch ihr Wucherthum sich schuldig gemacht hätten, möglich gewesen? Kann ohne Samenkorn ein Halm wachsen? Die Schuldlosigkeit der Juden im Mittelalter ist eine Tendenzlüge, welche leugnen will, daß eine Wirkung gänzlich ohne Ursache vor sich gegangen sei. Und, wenn man hie und da geschrieben findet: „die gebildeten Klassen mußten der fanatisirten blinden Volksstimmung nachgeben", so müßte doch gerade die jüdische Partei, die ausnahmslos den liberalen Grundsätzen huldigt, auch diese Volksstimmung als vox Dei anerkennen; denn die ganze moderne liberale Doctrin gründet sich auf das Urtheil der Volksmasse, der sie darum allein das Wahl- und Repräsentationsrecht in die Hand gab. Ueberdies waren ja die Gemeindecorporationen der Reichsstädte allesammt solche Gewählte.

Die Sache liegt für uns klar: Das deutsche Volk befand sich auch damals in der Lage eines Bettlers, der sein Gewand voll — Ungeziefer entdeckt und handelte in kurzer Prozedur demgemäß.

Von Deutschland gingen die „Auserwählten" nach Polen, wo die polnische republikanische Anarchie ihnen ein reiches Feld bot, — und von dort, nachdem auch dies Reich untergegangen, bekommen gerade wir die meisten

Juden zurück. Die polnischen wie jetzt russischen Juden sprechen allesammt neben ihrer Judensprache deutsch, dies beweist unwiderleglich, daß sie aus Deutschland nach dort eingewandert sind.

Die Ansicht der Juden, daß sie jeden Nichtjuden ungestraft übervortheilen können, wenn's ihnen nur gelingt, ist denn auch die Veranlassung gewesen, daß zur Vermittelung dieses Betrugs die schlaueste aller Wünschelruthen, die Actie, erfunden und in die moderne Wirthschaftspraxis eingeführt wurde. Es stiehlt sich nämlich weit leichter und bequemer, wenn da Niemand sich melden kann, der bestohlen ist; das ist die einfache Erklärung der „Culturmission" dieser Actie. Es wird ein Strohmann, das Actiencapital, dahingesetzt, namentlich lassen sich alle dem Staat entfremdete Regalien, wie Eisenbahn-Concessionen, Bergwerke, Münzrechte, Abgaben (in Form der Staatsschulden) u. dergl. hierzu trefflich verwerthen. Wir können an dieser Stelle nicht den Vorgang in's Detail ausmalen: sicher aber ist es immer, daß in letzter Instanz die redliche Arbeit des Gesammtvolkes den verursachten gräßlichen Schaden an Eigenthum und Verdienst bezahlen muß.

So geschickt auch das jüdische Uebervortheilungsprincip im Verkehr des Lebens manipulirt, so schlau es auch dafür in neuerer Zeit gesorgt hat, daß ganze Kategorien solcher Handlungen vor dem Gesetz straflos gemacht wurden, so zeigt die Statistik der Straffälle doch, welch bedeutsames Contingent gerade die Juden trotz ihrer verschwindenden Minderzahl stellen.

Der Jude Bail bekannte schon 1816 (Les juifs au 19e siècle [Paris 1816] p. 24.): „Unter 12 Diebstählen oder Betrügereien, welche zu Leipzig abgeurtheilt wurden, waren 11 von Juden begangen." Bail will durch dieses Geständniß die Emancipation befürworten; denn er fügt bei: Frankreich gab den Juden die Freiheit, und dort ist der Jude ein ehrlicher Mann. Aber Cerfbeer (l. c. p. 2. 3. 39. Paris 1847.) bemerkt dagegen: „Die Statistik enthält leicht die Wahrheit. Die Verurtheilungen ergaben aber in Frankreich reichlich das Doppelte für die Juden, wobei schwer ins Gewicht fällt, daß die an Juden nachgewiesenen Verbrechen eine viel tiefere Verworfenheit an sich trugen, weil sie das Resultat einer voraufgehenden reiflichen Ueberlegung waren: betrügerische Bankerotte, Wucher, Falschmünzerei und alle Arten von Hinterlist und Betrug tragen diesen Stempel. Zugleich muß man beachten, daß ihre Schlauheit, ihre sog. geistigen Vorbehalte,

die jeden Eid illusorisch machen, ihr ganzer Charakter leicht die meisten Frevler dem Arm der Gerechtigkeit unerreichbar macht, so daß jene, die hinter Schloß und Riegel kamen, sicherlich noch die weniger Strafbaren sind." Vom Elsaß berichtet derselbe Autor: „Der Wucher hat den Juden das halbe Elsaß in die Hände gespielt; dies ist die große Plage unserer Zeit. Der kleine Besitz ist verschlungen von diesem Krebs, der Alles zernagt. Ein ganzes Buch wäre nöthig, die schändlichen und perfiden Mittel zu beschreiben, wodurch die Juden Grund und Boden an sich reißen; sie betreiben auf dem Lande den Wucher ebenso unverschämt als ungestraft, und die Bauern vor Allen sind es, welche unter den Verbrechen Israels seufzen. Auch in Deutschland ist die Sache nicht besser; der deutsche Jude ist stolz und rachsüchtig*) und hat nichts verloren von den Fehlern seiner Väter" (l. c. p. 39). Das Justizministerium legte demselben Landtag folgende Statistik vor: „Nach Tab. 37 war 1839 im Ganzen der 133ste Einwohner ein Angeschuldigter und von diesen der 135ste ein Christ, der 84ste ein Jude; 1834 war der 166ste Einwohner ein Angeschuldigter und von diesen der 162ste ein Christ, der 82ste ein Jude. Die meisten Verbrechen der Juden waren gegen das Eigenthum gerichtet und zwar aus Eigennutz und Gewinnsucht (ib. 19. Juni)."

Vom Elsaß berichtet derselbe oben erwähnte Cerfbeer: „Die Juden wissen auch sehr gut, daß sie weit häufiger mit dem Strafgesetz collidiren, als alle anderen Leute, schon ihre Art des Handelns bringt das mit sich." Nun aber ermesse man die Geschicklichkeit und Schlauheit des jüdischen Corpsgeistes, (der so Etwas nicht gerne offenbar werden läßt), welchen räthselhaften Einfluß man auch schon auf unsere deutsche und preußische Regierung auszuüben wußte: Seit etwa anderthalb Jahren ist aus den **sämmtlichen Steckbriefen** die Bezeichnung „Religion" (ob evangelisch oder katholisch oder jüdisch) ganz stillschweigend — **verschwunden!** Sonst wird doch, wenn so etwas

*) Durch seine Erziehung zum Haß der Völker bestimmt, schreibt Delamarre, traité de la police 1, 279, ist der Jude voll Rache; doch er hat Geduld, er weiß zu warten, mehr als jeder Andere, bis er durch Ränke und schändliche Lügen den stummen Haß in Rache gelöscht hat. Anläßlich des Merkurstreites sprach der Jude A. zu M. einem Christen unter vier Augen das Wort aus: „Die christliche Religion ist nobel, weil sie befiehlt, selbst den Feind zu lieben; aber die jüdische Religion ist practischer, weil sie erlaubt, daß ich Ihnen und wäre es nach Jahren erst in den Rücken trete, weil Sie mir heute den Fuß getreten."

„Mißliebiges“ weggeschafft werden soll, gar viel Lärm und Agitationen in der Presse gemacht, hierbei hat man nicht einmal eine öffentliche Verordnung des Justizministers vor Augen bekommen, daß diese Bezeichnung künftighin wegfallen solle!

Sie diente von Alters her zu einer practischen Handhabe des Vigilirens und Aufspürens geflohener Inculpaten, denn wo „jüdisch“ stand, da fand jeder Gensdarm seinen bestimmten Anhalt. Aber der eigentliche Grund der Abschaffung dieser Bezeichnung ist darin zu suchen: Gerade das jüdische Element wegen seiner heimlichen Unredlichkeit und wegen seines unsteten Aufenthalts fällt am häufigsten der Verfolgung durch den Steckbrief anheim. Nach der Statistik dürfte nur ein Steckbrief, der einen Juden verfolgt, auf 74 andere kommen; die Juden haben aber die traurige Ehre, wenigstens 10fach öfter in diesem offiziellen Catalog des Verbrechens öffentlich zu erscheinen, und weil das dem „guten Geruch“ der Juden schaden könnte, zumal in diesem Nachkrach der Schwindelzeit, wo der „Reißaus“ die beste Salvirung der Gründer und ihrer Helfershelfer ist: Darum hat die Judenclique das Verschwinden der Confessionsbezeichnung im Steckbrief ganz im Stillen durchgesetzt! Dieser Vorgang giebt zu denken.

Der Apotheker, welcher die ganze preußische Armee im Kriege von 1866 im großartigsten Maßstab mit gefälschten Arzneien betrog, dieser Verbrecher, der unsere armen Verwundeten hülflos machen wollte, war ein deutscher Jude. Und was ist die Wahrheit in dem viel verschrieenen Handel zwischen Juden und Rumänen? Professor Desjardins hat die Frage in einer eigenen Schrift behandelt und gelangt zu folgendem Resultat: „Für jeden Unparteiischen, der meine Broschüre aufmerksam liest, wird der Beweis geliefert sein, daß in Rumänien erst seit einer kurzen Zahl von Jahren über 400,000 Juden (1828 waren 25,000, 1844 schon 55,000, 1854 aber 160,000, 1868 nach Cremieux selbst 400,000, nach D. mehr und nach dem rumänischen Kammergericht über 500,000 Juden dort) sich etablirten, die größten Theils nach Geburt, Neigung, Sitten, Geist und Sprache dem Lande fern bleiben wollen; die auf's Aeußerste und mit allen Mitteln das Land ausbeuten; die alle Gesetze des Landes zu umgehen und allen Pflichten, welche dieselben den Bürgern auflegen, sich zu entziehen suchen; die unwissend, abergläubisch, geizig, die Lügner, Wucherer, Spitzbuben und entsetzliche Schmutzfickel sind, so

daß man für die öffentliche Gesundheit selbst in Besorgniß ist. Kein religiöses Motiv hat dagegen irgend Theil an den Maßregeln der Regierung (archives isr. p. 197, 168)." Der rumänische Kammerbericht, den dasselbe jüdische Blatt mittheilt, äußert sich ebenso. „Die Invasion der Juden in Rumänien," sagt die Kammer, „hat in den letzten Jahren so gewaltige Verhältnisse angenommen, daß die Bevölkerung des Landes darüber entsetzt ist. Diese Bevölkerung sieht sich überfluthet von einer feindselig gesinnten Sonderrasse, die den Eingeborenen fremd und ihren Interessen entgegen ist. Diese stille Eroberung unseres Landes hat in der Oekonomie des Staates große, täglich wachsende Mißstände hervorgerufen, und diese Eindringlinge zählen nun über 500,000. Ihre Geburt, ihre Moral, ihre hartnäckige Isolirung sondert sie von den Rumänen. Man hat sie ein Monopol gründen lassen, daß den Handel und die kleine Industrie gänzlich zerstörte. Die Capitalien, welche sonst in rumänischen Händen Frucht trugen, sind der Nation entzogen. Ohne die geringste Zurückhaltung ergaben sich die Juden dem Wucher, so daß sie Tausende von reichen Familien ausgeraubt und in's Elend gestürzt haben. Der Wucher und die Monopolisirung der Capitalien haben die Geldkrise herbeigeführt, welche seit so vielen Jahren das Land drückt. Selbst das Elend des Volkes wird durch zahllose Mittel von der unersättlichen Habsucht der Juden ausgenutzt; denn die Noth ist einträglich für jene, welche die Grausamkeit besitzen, sie auszubeuten. Der Jude hat das Geld monopolisirt, er hat Speise und Trank monopolisirt, das hat schreckliche Folgen zur Zeit der allgemeinen Noth gehabt und die arbeitende Klasse litt am meisten unter dieser Habsucht, welche tausend Fälschungen und tausend Mischungen zum Schaden der öffentlichen Gesundheit anwandte. 2000 Jahre charakterisirt sich der Jude geschichtlich durch den Geist schärfster Ausschließlichkeit. Genöthigt unterwarfen sich die Juden äußerlich der Autorität des nichtjüdischen Staates, ohne integrirender Bestandtheil desselben zu werden. Sie können aus ihrem Geist die Idee des jüdischen Staates nicht verbannen. Deshalb wird der Jude nie Pole, nie Franzose, nie Engländer, er bleibt ewig Jude, wie seine Vorfahren des bliblischen Zeitalters. Sie können keine Gemeinschaft mit den christlichen Völkern haben, da sie in allem deren Gegentheil sind. Im Großen wie im Kleinen sind sie überall die Keime der Zerstörung und Auflösung, denn ihre Tendenz ist, sich überall auf den Ruinen der Uebrigen

zu erheben. Dankbarkeit gegen die Völker, welche sie gastlich aufnahmen, kennen sie nicht, denn sie betrachten jene als Usurpatoren. Deshalb gebrauchen sie alle Mittel, um die Herrschaft über das Universum zu erlangen, worauf sie durch den alten Bund ein Recht zu haben glauben.

Die Juden sind keine „religiöse Confession", was sie selbst immer in den Vordergrund stellen, und Jeden sofort mit ihrem Anathema „mittelalterlicher Verfolgungssucht" belegen, der nur in der Presse von „Juden als solchen" öffentlich zu schreiben wagt: sie sind eine eigne Nation, das beweist jede Thatsache, sie bleibt Nation und hält unter sich erstaunlich zusammen, obwohl sie unter den andern Nationen parasitisch lebt, und ihre geistigen Führer wissen das auch und erstreben dies absichtlich; denn wie wären sonst die ängstlichen Warnungsrufe zu erklären, auf die man so oft in neuerer Zeit in Deutschland stößt, wonach die Juden sich durch die neuerliche Emancipation doch nicht gänzlich mit den Christen amalgamiren möchten?

Bezeichnend ist folgendes, das uns so eben zu Gesicht kommt:

Der Schriftsteller O. Glagau hatte in der „Gartenlaube" einige Artikel über das Gründerthum veröffentlicht. Dabei konnte er merkwürdiger Weise nicht umhin, auch die Juden zu berühren. Darüber waren dieselben natürlich verletzt und in der „Gartenlaube" wurde Herr Glagau darüber vorgenommen. Herr Glagau hat nun darauf folgende in mehrfacher Beziehung interessante Erklärung der „Schles. Presse" zur Aufnahme zugesandt. Dieselbe lautet:

„Es ist nicht wahr, sondern eine geflissentliche Verdrehung, daß ich in meinen, seit December v. J. in der „Gartenlaube" erscheinenden Artikeln: „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin" — Gründerthum und Judenthum irgendwie identificirt habe. Es ist nicht wahr, daß ich die jüdischen Gründer etwas schärfer behandelte, als die christlichen, sondern ich that just das Gegentheil; wie dies jeder Artikel und in jedem Artikel eine Reihe von christlichen Namen beweisen. Ich vergaß auch nicht den Gründungsadel, die adligen und hochadligen Genossen und Gehülfen der Gründer, sondern ich habe sie gleich im ersten Artikel und dann noch verschiedentlich sonder Schonung gekennzeichnet. Ich war endlich auch nicht so „ungeschickt", Herrn Lasker's „Enthüllungen" zu übersehen, sondern ich habe dieser „Enthüllungen" gleich wieder im ersten Artikel gedacht und ihre Bedeutung auf das richtige Maß zurück-

zuführen versucht. Ich kann aber nicht dafür, daß — wie ich dies allerdings mit Zahlen nachweisen werde — von den Gründern und Börsianern gut 90 pCt. Juden und höchstens 10 pCt. Christen sind. Es ist eine arge Empfindlichkeit und Ueberhebung der Juden, daß sie, selbst in Verbindung mit Christen, keine Rüge vertragen können. Es ist ein alter verbrauchter Kunstgriff, daß die Juden bei jedem Angriff auf Glaubensgenossen — auch wenn solcher Angriff nicht das Mindeste mit der Religion zu thun hat — über mittelalterliche Intoleranz schreien und den Angreifer zu denunciren suchen als einen Solchen, der ein neues „Hep! Hep!" in Scene setzen wolle. Berlin, 11. August 1875. O. Glogau.

Nun aber muß man noch erwägen, daß die Juden selbst nur 1,2 pCt. unserer Bevölkerung bilden, wodurch das Verhältniß der Juden an der betrüglichen Gründerei zu den Christen sich wie 74 : 1 stellt oder in Procenten ausgedrückt: auf 1000 Personen kommen Juden 988 und von Christen nur 12 (98,75 : 1,25) und — wer weiß nicht, wie viel Christen jüdisches Blut in den Adern haben!

„Die Juden", erklärt der Advocat Hallez, „haben ihre nationalen Sitten unverletzt bewahrt, Sitten, die gänzlich unvereinbar sind mit den Lebensbedingungen unserer Gesellschaft (Hallez, des Juifs p. 262, Paris 1845)." Die Juden, schrieben die hist.-polit. Blätter 1848, sind die Prediger der Unzucht und der Revolution. Das Kapitel „Unzucht" bezüglich der sogenannten gebildeten Juden hat J. Groß-Hoffinger denkwürdig behandelt. Er schildert die reichen jüdischen Banquiers, Börsenspeculanten u. s. w. von Wien, wie sie eine förmliche „Jagd auf schöne Mädchen machen. Ihre eigenen Weiber", sagt Hoffinger, „sind ihnen zu gut, um sie der Wollust zu opfern. Sie schützen sie und gehen nicht aus auf deren Verführung und Herabwürdigung und suchen daher unter den Stämmen, welche bestimmt scheinen, ihre Knechte zu sein, die reinsten und unberührtesten Jungfrauen. Und wenn sich die ganze jüdische Geldaristokratie an der Unschuld gesättigt hat, dann erst werden ihre Opfer der armen Christenheit überlassen, und sie versinken dann in die Abgründe der gemeinsten Prostitution. Der Adel verbindet noch mit seinen Lastern Reste altererbter Tugenden, er ist freigebig und bewahrt den Opfern seiner Wollust noch einen Rest von besseren Gefühlen; aber der Jude wirft sein Opfer weg und tritt es mit Füßen (Die Schicksale der

Frauen. Leipzig 1847, S. 40.)" „Die ärmeren Klassen der Juden aber," heißt es anderswo, „excelliren in der Betreibung des Kupplergewerbes, so zu Hamburg. Die obscönsten Bücher, Kupferstiche u. s. w. werden hier von den Juden verkauft; einer der berüchtigtsten dieser Sorte soll sich für die erhaltene Erlaubniß der Polizei zum Spion hingegeben haben (Entschleierte Geheimnisse der Prost. in Hamburg. Leipzig 1847, S. 84.)" Wie weit an manchen Orten die niederen Klassen Juda's selbst der Prostitution ergeben sind, wurde oben gelegentlich angeführt.

Und von der Revolution, deren Protection durch Juda 1848 noch in Aller Gedächtniß ist, hat der jetzige englische Premier-Minister Disraeli erklärt: „Die gewaltige Revolution, welche sich in Deutschland vorbereitet, entwickelt sich durch die Einflüsse der Juden (Disraeli, Coningsby p. 183, London 1844.)." Rougeyron macht 1861 dieselbe eingehend motivirte Bemerkung: „es giebt in Deutschland revolutionäre Elemente", schreibt er, „die furchbar sind, und dazu gehört vor Allem die Judenschaft mit ihren Publicisten, Philosophen, Dichtern, Rednern, Banquiers: sie ist revolutionär durch und durch; sie wird einen Tag schaffen, der furchtbar sein wird für Deutschland, doch wird wahrscheinlich ein anderer Tag folgen, der furchtbar ist für sie (R., antichrétien p. 28, Paris 1816)." Toussenel schrieb 1847 ein berühmtes Werk unter dem Titel: Les Juifs rois de l'époque. Er sagt: „Der Finanzfeudalismus hat, um den Leuten der nominellen Regierung seinen Willen kundzuthun, ein officielles Journal gegründet: das „Journal des Débats". Es ist das Journal der hohen Bank, der Herren von Israel in der Straße Bergère und Lafitte, nicht des Residenzschlosses. Man hat zu drucken gewagt, daß jedes Ministerium dem „Journal des Débats" eine enorme Kriegscontribution zu zahlen habe. Und in der That, es gab große Minister wie Villèle, welche sich von dem lästigen Protectorat des Blattes zu befreien suchten. Aber Villèle wurde gestürzt durch eine Coalition, worin die Débats eine große Rolle spielten; das Ministerium Martignac war genöthigt, den Débats die Rückstände Villèle's von 3 Jahren nachzuzahlen. Thiers versuchte, sich zu empören gegen den Despotismus; aber ein mächtiger Artikel warf den Kühnen zu Boden, daß er um Verzeihung bat und Frieden schloß mit dem Cassirer des Blattes; die Reue wurde acceptirt. Guizot und Duchâtel führen die geringsten Befehle der

Débats aus: das Mögliche wird gethan, das Unmögliche versprochen. Montalivet war mehr als servil, die Débats regierten das Ministerium des Innern; Montalivet stopfte die öffentlichen Stellen mit den Schreiberjungen der Débats voll, Montalivet gewöhnte die öffentliche Meinung, die Débats als das Organ des Hofes zu betrachten, ihre Redacteure figurirten unter dem Namen von Erziehern der königlichen Prinzen. Und dieses Blatt beschützt den Hof, so lange sich der Hof den Ansprüchen der mächtigen Herren der Straßen Bergère und Lafitte willig zeigt; sonst nicht, und seine Ergebenheit für die Dynastie geht nicht weiter. Schon viele Dynastien hat dieses Blatt in seinem Leben begraben. Das „Journal des Débats“ ist fast officiel anerkannt in Europa. Es kann sich herausnehmen, dem Kaiser von Rußland die Nase zu zupfen. Es giebt keine Krönung in Oesterreich, keine in England ohne einen außerordentlichen Gesandten der Débats. Gehen Sie in eine öffentliche Bibliothek, in das Collége de France, in die Sorbonne. Sie begegnen einem Redacteur der Débats; der Cassationshof, der Staatsrath, die Gesandtschaften, der öffentliche Unterricht, Alles ist vom Ressort dieses Blattes. Herr v. Broglie verordnete, die Consulate sollten den Eleven der Ecole des consuls reservirt sein. Aber die Verordnung hat nie eine Bedeutung gehabt; die wirkliche Schule, die einzige Schule der Consuln ist das „Journal des Débats.“ Dieses Blatt hat seine Consuln zu Bagdad, zu Alexandrien, zu Jerusalem, zu Genua u. s. w. Kurz, dieses Blatt ist der höchste Richter über die Geschicke der Nation (Bd. 2, S. 6 ff.).“ Vielleicht begreift man jetzt das folgende Wort des Ministers Disraeli: „Die Welt wird von ganz andern Leuten regiert,“ sagt der englische Minister Disraeli, „als diejenigen meinen, welche nicht hinter die Coulissen sehen. Die russische Diplomatie voll Geheimnisse, vor der ganz Europa erbleicht, wer organisirt und leitet sie? Juden. In Spanien, in Paris und anderswo steht es ebenso (l. c. p. 183).“ — „Ein neues messianisches Reich,“ sagt uns zur weiteren Verdeutlichung Cremieux als Präsident der seit 1860 den Erdball umschlingenden Alliance israëlite, ein neues Jerusalem muß erstehen an Stelle der Kaiser und Päpste (Archives isr. p. 615, 1861.).“: denn, sagt der Talmud, alle Völker, die Erde und was sie füllt, gehören Israel. 1866 starb zu Brüssel der Jude Bérend als Freigeist. Der Großrabbiner von Belgien, Astruc, hielt das Begräbniß und gab der Welt das verständliche Wort: „Bérend

konnte Freidenker sein und Israelit bleiben. Deshalb konnte die hohe Loge ohne Schwierigkeit an seinem Grabe als an dem Grabe eines Bruders, eines Freundes, eines Religionsgenossen stehen: Israeliten, Freimaurer, Freidenker beweinen ihn gleichmäßig (Archiv. isr. p. 927 f. 1866). So belehrt uns Israel selbst, und daß Cremieux Großmeister der französischen Loge und zugleich Präsident der Alliance israëlite ist, weiß man längst. Woher diese Eintracht zwischen Juda und der Loge? Wir antworten mit der Gegenfrage: woher die Lorbeerkränze, die Juda in alter Zeit dem Arianismus und in unsern Tagen, wie z. B. in den Archives israëlites pag. 463 anno 1867, Voltaire, Volney, Garibaldi wand? Das wahre Christenthum und der christliche Staat sind beiden gleich verhaßt. Gleichheit aller Menschen, gleiches Recht für Alle, heißt die schöne Parole; daher Theilung und dafür zunächst Beschlagnahme des Eigenthums, Sturz der hemmenden Gewalten in Staat und Kirche durch die Revolution: was folgt, ist Vertheilung der Beute unter die Räuber, wobei die Geplünderten das Zusehen haben. Dann wird Cremieux's, des Präsideuten der Alliance, neues Jerusalem an Stelle des Thrones der Kaiser und der Päpste stehen.

Der Jude Mendizabal war die Seele der Revolution in Portugal 1820, bewirkte die Einnahme von Oporto und Lissabon und trug 1830 die Revolution nach Spanien durch seinen mächtigen Freimaurereinfluß auf die Juntas; durch die Freimaurer-Revolution schwang er sich zum Ministerpräsidenten von Spanien empor (ib.). Und der jüdische Großmeister Cremieux ward Justizminister der französischen Republik von 1848, nachdem die Loge, wie Lamartine und Garnier-Pagès bekannten, die Revolution von 1848 wie die früheren von 1789, 1830 geschaffen hatte (ib.). — Wenn demnach auch der „Neujude" à la Cremieux und Consorten von den Märchen und Albernheiten des Talmud nichts mehr wissen will, so begreift man doch ohne Mühe, daß die Idee der Weltherrschaft fest in seinem Kopfe haftet. In diesem Streben, für dessen Erreichung nach dem Talmud alle Mittel erlaubt sind, kann der Talmudjude dem Neujuden allerdings die Hand reichen. Wie auch wäre es sonst erklärlich, daß auf dem großen Judenconcil zu Leipzig vom 29. Juni 1860, wo die Großrabbiner von der Türkei, von Rußland, Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden, Belgien u. s. w. anwesend waren und

Reformjuden und Orthodoxe zwei große sich das Gleichgewicht haltende Fractionen bildeten, wie wäre es sonst erklärlich, daß hier als die gemeinsame These Aller der Satz formulirt wurde: „Die Synode anerkennt die Entwicklung und Realisirung der modernen Ideen als die sichersten Garantien für die Gegenwart und Zukunft des Judenthums und seiner Kinder.“ Das ist so deutlich als möglich; die christlichen Ideen sind nicht der Art, sie sind für die Gegenwart und Zukunft, wie sie waren für die Vergangenheit, sie sind nicht von gestern, sie sind nahezu 2000 Jahre alt, ja so alt als die Welt; denn Christus hat Mose nicht gestürzt, sondern entwickelt und vollendet. Wie die Wahrheit überall nur eine ist, wie zweimal zwei für den Knaben auf der Schulbank und für den Lehrer, für den Kaufmann und für den Minister, für den Soldaten und für den Handwerker, für den Papst und für den Kaiser, für die Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft nur vier und nichts als vier macht, so kann es auch nur eine Sittenregel für den Menschen geben, die auf Wahrheit Anspruch hat. Es giebt keine doppelte Gerechtigkeit, keine Nächstenliebe, keine doppelte Tugend mit zweierlei Gewicht und Maaß. Wenn also der Christ aus jüdischem Munde das Lob moderner Ideen hört, so weiß er, daß er das Lob der Revolution und der socialen Zersetzung hört, die die ganze Gesellschaft bedroht. Zum Ueberfluß hat uns auch Juda selbst ausdrücklich dahin belehrt, indem es in einem Hauptorgan der Alliance israëlite 1867 die Revolution von 1789 mit ihrer Gleichheit und Brüderlichkeit als den Stern Juda's preiset, der das Dunkel über Israels Häuptern gelichtet und mehr noch lichten werde (Univers. isr. 5. Septbr. 1867).

Man denke nur an den Connex von 1789 mit der Commune von 1871. Wenn wir demnach unsere Arbeit mit einem Urtheile über den Talmudjuden beschließen, so gilt dieses Urtheil zugleich allen Feinden der Wahrheit, Allen, die zwar der Glaubenslehre des Talmud nicht befreundet, doch aber in Wort oder That unter dem Deckmantel schöner Phrasen oder unverhüllt seine sittlichen Grundsätze ganz oder theilweise adoptiren.

Das Itinerarium Philippi a Trinitate berichtet von der Reise eines Juden und mehrerer Christen. Der Eine war dem Andern ein treuer Gefährte, Alle halfen und erleichterten sich gegenseitig. Der Jude, gerührt über die Liebe der Christen, sagte Einem der Begleiter zum Abschied: „Du weißt, wie viele Zeichen des Wohlwollens wir

uns gaben auf dieser Reise. Wisse aber, daß der Haß, welcher in meinem Herzen brannte, gleichwohl groß war. Zur Belohnung für deine Dienste will ich dir den Rath geben: Vertraue dich niemals einem Juden an, wie groß die Freundschaft auch sei, welche er dir bezeugt."

Doch dieses Wort stammt aus dem „finstern" Mittelalter; hören wir also die „aufgeklärten" Weisen der neuen Zeit — Weisen, wie Fichte, Kant, Herder, welche gerade die Judenliteratur selbst als größte Koryphäen bis in den Himmel erhoben hat, — namentlich in allen solchen Aussprüchen, die ihnen bequem sind, während sie solche Stellen, wie die hier mitgetheilten, klüglich todtschweigen.

Kant sagt: „Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken, aber ebenso befremdlich scheint es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil durch einen alten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern den Verlust dieser letztern durch die Vortheile der Ueberlistung des Volkes, unter dem sie Schutz finden, und selbst ihrer unter einander ersetzen wollen. Nun kann dies bei einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten als nicht producirenden Gliedern der Gesellschaft auch nicht anders sein; mithin kann ihre durch alte Satzungen sanctionirte Verfassung, so sie zwar den Spruch: „Käufer thue die Augen auf!" zum obersten Grundsatz ihrer Moral im Verkehr machen, ohne Inconsequenz nicht aufgehoben werden. Statt der vergeblichen Plage, dieses Volk in Rücksicht auf den Punkt des Betrugs und der Ehrlichkeit zu moralisiren, will ich lieber meine Vermuthung vom Ursprunge dieser sonderbaren Verfassung, nämlich eines Volkes von lauter Kaufleuten, angeben (Anthropologie in pragm. Hinsicht, Leipzig 1833. 4. A. S. 127.)

Den Philosophen Fichte betrachtet die von den Juden beherrschte Literatur als den glorreichsten Vorkämpfer des Humanismus und der Neuzeit, und doch, was sagt dieser? — Es ist dies gar zu bezeichnend und illustrirt wiederum treffend die schlaue Dialektik des Judenliberalismus, der von Aussprüchen berühmter Leute nur Das heraus nimmt, was ihm in den Kram paßt, alles Andere aber tief mit — Schweigen begräbt. Fichte sagt: „Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger, feindseliger Staat, der mir allen an-

dern im beständigen Kriege lebt und fürchterlich schwer auf die Bürger drückt, es ist das Judenthum. Ich glaube nicht, daß dasselbe dadurch, daß es einen abgesonderten und so fest verketteten Staat bildet, sondern dadurch, daß dieser Staat auf den Haß des ganzen menschlichen Geschlechtes gegründet und aufgebaut ist, so fürchterlich werde. Von einem Volke, das in allen Völkern die Nachkommen derer erblickt, die es aus seinem schwärmerisch geliebten Vaterland vertrieben haben; das sich zu dem den Körper erschlaffenden und den Geist für jedes edle Gefühl tödtenden Kleinhandel und Wucher verdammt hat, das bis in die Seele des Allvaters uns Andere alle von sich absondert —; von so einem Volke sollte sich etwas Anderes erwarten lassen, als daß geschieht, was wir täglich sehen: daß in einem Staate, wo der unumschränkteste König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf und wo ich gegen den allmächtigen Minister mein Recht erhalte, mich doch jeder Jude, dem es einfällt, ganz ungestraft ausplündert (J. G. Fichte, Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franz. Revolution S. 186)". Und: „Menschenrechte müssen sie haben, ob sie gleich uns dieselben nicht zugestehen; denn sie sind Menschen, und ihre Ungerechtigkeit berechtigt uns nicht, ihnen gleich zu werden. Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel als das, ihnen in einer Nacht die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht Eine jüdische Idee ist; und um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dahin zu schicken, ib. S. 191)."

„Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" schreibt: „Wie die Aegypter, fürchteten die Juden das Meer und wohnten von jeher lieber unter andern Nationen; ein Zug des Nationalcharakters, gegen den schon Moses mit Macht kämpfte. Kurz, es ist ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eignem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. In den Wissenschaften, die ihre vortrefflichen Köpfe betrieben, hat sich jederzeit mehr eine gesetzliche Anhänglichkeit und Ordnung, als eine fruchtbare Freiheit des Geistes gezeigt, und der Tugenden eines Patrioten hat sie ihr Zustand von jeher beraubt. Das Volk Gottes ist eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen, ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das nirgends sich nach einem Vaterlande sehnt." Und abermals sagt

Herder (ib. 4, 38): „Die Juden betrachten wir hier nur als die parasitische Pflanze, die sich beinahe allen europäischen Nationen anhängt und mehr oder minder von ihrem Saft an sich gezogen hat. Nach dem Untergange des alten Rom waren ihrer vergleichungsweise nur noch wenige in Europa; durch die Verfolgung der Araber kamen sie haufenweise herüber. Daß sie den Aussatz in unseren Welttheil gebracht, ist unwahrscheinlich; ein ärgerer Aussatz war's, daß sie in allen barbarischen Jahrhunderten (das Mittelalter ist gemeint) als Wechsler, Unterhändler und Reichsknechte niederträchtige Werkzeuge des Wuchers wurden und gegen eignen Gewinn die barbarisch-stolze Unwissenheit der Europäer im Handel dadurch stärkten." Und endlich sagt Herder (l. c. 4, 157): „Ein Ministerium, bei dem der Jude alles gilt; eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Kasse führt; ein Departement oder Commissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben; eine Universität, auf welcher Juden als Mäkler und Geldverleiher der Studirenden geduldet werden: das sind auszutrocknende pontinische Sümpfe. Denn nach dem alten Sprüchwort: wo ein Aas liegt, da sammeln sich die Adler, und wo Fäulniß ist, hecken Insekten und Würmer." So schreibt Herder, diese Blüthe der „humanen" Menschen. —

Und die ebenso unverdächtige Feder des bekannten Rechts-Philosophen Klüber hat Folgendes verewigt. „Die Juden", sagt er, „sind eine politisch-religiöse Secte unter strenge theokratischem Despotismus der Rabbiner. Sie bilden eine erblich verschworene Gesellschaft für das gemeine Leben und den Handelsverkehr, für eigene Volksbildung, für kastenartigen Familiengeist. Den Geist des Judenthums erkennt man im Allgemeinen an kirchlichem Glaubenshochmuth; die Juden bilden sich ein, die Auserwählten Gottes zu sein, erhaben über alle Nichtjuden (Gojim) und physisch und sittlich verschieden von diesen, die ganz ausgerottet werden müssen. Die Vernunft beweiset und die Erfahrung bestätigt es, daß Kastengeist, am wenigsten der politisch-religiöse, unverträglich sei mit Staats- und Gemeinwohl. Nun begründet aber das Judenthum bis zur Stunde in politischer, religiöser und physischer Hinsicht einen Kastengeist, dessen Gleichen im ganzen christlichen Europa nicht gefunden wird. Dieses Verhältniß macht einen fortwährenden Antagonismus zwischen Staat und Judenthum unvermeidlich. Der Judenschaft, wie sie vor unsern Augen lebt, volle Staatsbürgerschaft, völlig gleiche Rechte mit allen Staatsbürgern er-

theilen, die nicht in solchem Widerstreit mit dem Staate leben, wäre ebenso viel, als jenes Uebel (eines Antagonismus, der den Staat, wenn nicht zu Grunde richtet, so doch stetig quält und schwächt) in einen unheilbaren Krebs verwandeln. Darum verlangen wir die freie, unwiderrufliche und zuverlässige Abschwörung, Entfernung und Verabscheuung des Talmudismus u. s. w." (Uebersicht der diplomat. Verhandlungen des Wiener Congr. 3. 375 ff.; vergl. deutsches Bundesrecht von K. 4. Auflage, § 516 Note 4.)

Interessant ist, was Napoleon III. begegnete. Er hatte in der Vorrede zum Leben Cäsar's gesagt: „Unglücklich die Völker, welche die großen Ideen Cäsar's, Carl's des Gr., Napoleon I. nicht begreifen! Sie machen es wie die Juden, die ihren Messias kreuzigten." Darüber schrieb Cremieux 27. Febr. 1865 einen offenen Brief in die Opinion nationale, worin es u. A. heißt: „Wie, Napoleon III. hat diesen Satz geschrieben: Die Juden haben ihren Messias gekreuzigt! Wo denn hat der Verfasser den historischen Beweis dieser These gefunden? Wie, vom katholischen Standpunkt eine Vorrede zum Cäsar schreiben! Eine religiöse Anmaßung als ein historisches Axiom hinstellen! Wir leben in einer Zeit, wo die Religion und der Cult sich in den Gewissen verschließen und innerhalb der Kirche bewegen muß. Daß aber ein Fürst ein so gefährliches Wort spricht; daß er der Welt von neuem die Verblendung der Juden denuncirt; daß er jene grausame und schreckliche Anklage erneuert, welche die Ströme jüdischen Blutes (alle unschuldig ermordeten Juden machen noch keine so große Zahl, als die von Juden allein in Persien geschlachteten Christen) die sie fließen ließ, in den Herzen der durch die Fackeln der Philosophie aufgeklärten Völker ausgelöscht hatten: das ist eine sehr unglückliche Eingebung." Auch Rabbi Kroner sagt, die Juden hätten Christum nicht getödtet, weil ja Pilatus das Todesurtheil sprach und römische Soldaten es executirten; wir fragen: wenn ein Unschuldiger auf Grund ungerechter Anklage vom Richter den Henkern übergeben wird, wer ist der eigentliche Mörder, die eigentliche Ursache des Mordes, der Ankläger mit seinen falschen Zeugen oder der Richter? — Die Geschichte ist 1800 Jahre alt, und der Streit darum hat keinen Sinn mehr, indessen ist er nur wieder ein Zeichen von dem anspruchsvollen Auftreten der Juden, wonach die Christen wo möglich die Erzählung ihres neuen Testaments Lügen strafen oder wenigstens ignoriren sollen.

Der Philosoph Schopenhauer aber sagt in seinen Artikeln über Rechtslehre und Politik: „Der ewige Jude Ahasverus ist nichts Anderes als die Personification des ganzen jüdischen Volkes. Weil er an dem Heiland und Welterlöser schwer gefrevelt hat, soll er von dem Erdenleben und seiner Last nie erlöst werden und dabei heimathlos in der Fremde herumirren. Dies ist ja eben das Vergehen und das Schicksal des kleinen jüdischen Volkes, welches, wirklich wundersamer Weise, seit 2000 Jahren aus seinem Wohnsitz vertrieben, noch immer fortbesteht und heimathlos umherirrt, während so viele große und glorreiche Völker, neben welchen eine solche Winkelnation gar nicht zu nennen ist, Assyrer, Meder, Perser ... zur ewigen Ruhe eingegangen und gänzlich verschwunden sind. So ist denn noch heute dieser Johann ohne Land unter den Völkern auf dem ganzen Erdboden zu finden, nirgends zu Hause und nirgends fremd, behauptet dabei mit beispielloser Hartnäckigkeit seine Nationalität, möchte auch gern irgendwo Wurzel schlagen, um wieder zu einem Lande zu gelangen, ohne welches ja ein Volk ein Ball in der Luft ist. Bis dahin lebt es parasitisch auf den andern Völkern und ihrem Boden, ist aber nichtsdestoweniger vom lebhaftesten Patriotismus für die eigene Nation beseelt, den es an den Tag legt durch das feste Zusammenhalten, wonach Alle für Einen und Einer für Alle stehen... Demnach ist es eine höchst oberflächliche und falsche Ansicht, wenn man die Juden blos als Religionssecte betrachtet; wenn aber gar, um diesen Irrthum zu begünstigen, das Judenthum mit einem der Kirche entlehnten Ausdruck bezeichnet wird, als „jüdische Confession", so ist dies ein grundfalscher, absichtlich auf das Irreleiten berechneter Ausdruck, der gar nicht gestattet sein sollte. Vielmehr ist „jüdische Nation" das Richtige ... Daß die dem jüdischen Nationalcharakter anhängenden bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort verecundia (Scham) ausdrückt, der hervorstechendste, wenngleich ein Mangel ist, der in der Welt weit besser hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft, daß diese Fehler hauptsächlich dem Drucke (?) zuzuschreiben, entschuldigt zwar, aber hebt sie nicht auf. Den vernünftigen Juden, welcher alte Fabeln, Flausen und Vorurtheile aufgebend, durch die Taufe aus einer Genossenschaft austritt, die ihm weder Ehre noch Vortheil bringt, muß ich durchaus loben."

Menzel sagt: „Wenn die Wiederherstellung eines ausschließlichen Judenreiches auch möglich wäre, so würden die vermöge des Fluches nun einmal in der Welt zerstreut Lebenden von dem so bequem und üppig unter ihnen ausgestreckten Christenleibe, an dem sie sich als Blutegel dick und rund saugen, schwerlich wieder auf den dürren Felsen ihrer Heimath zurückkehren wollen." (Lit. Bl. 1857, 316.)

Julian Schmidt (Geschichte der neuen deutschen Literatur, 3. Bd.) sagt: „In dem geschäftlichen Zweige der Literatur, der Journalistik, bilden die Juden jetzt die ungeheure Mehrheit. Daher die Empfindlichkeit, wenn man auf das Judenthum zu sprechen kommt. Fast sieht es so aus, als seien die Juden noch immer das auserwählte Volk und durch ein Privileg gegen die Angriffe geschützt, die sich jede andere Nation gefallen lassen muß. Gegen die Deutschen haben Börne, Heine und ihre (jüdischen) Glaubensgenossen eine ganze Scala von Schimpfwörtern angewandt vom „Bedientenvolk" an bis zum „Nachtstuhl" und gegen das Christenthum nicht minder; wagt man es aber, auf den ewigen Judenschmerz zu lästern, wagt man es zu bezweifeln, daß Shylock ein Märtyrer war, so ringt die gesammte Journalistik über den Mangel an Aufklärung und Toleranz die Hände. Tadelt man die Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, so ist daß ein Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit; kritisirt man die religiösen Gebräuche, so ist es ein Hohn gegen ein Märtyrervolk."

Die Blüthe unserer herrlichen deutschen Literatur ist unter dieser Judenherrschaft in der allerhöchsten Gefahr. Indem sie die gesammte Journalistik und ihre Organe beherrschen, so loben und empfehlen sie blos die nach ihrem Sinne tendenziös gefärbten Machwerke, während das wahre, ächte Kunstwerk unbeachtet bleibt. Aber auch die himmlischen Werke des Genius müssen wenigstens insoweit irdisch lohnen, als sie ihrem Erzeuger ein wenn auch bescheidenes Brot geben. Davon ist längst keine Rede mehr. Jüdische Charlatane, deren Werke Leistungen und Nachahmungen dritten und vierten Ranges sind, herrschen auf dem Felde der Dichtkunst, der Musik, der Malerei — und sicher bereits ist es, daß vieles Geniale gar nicht mehr geboren oder wenigstens nicht veröffentlicht werden kann, weil es — die Druckkosten nicht aufbringt.

Darum und allein darum ist die Periode der deutschen Classicität vorbei, — denn eben die herrschenden

Juden, das sind die Epigonen, das Gewürm in dem gestorbenen Leib deutscher Größe und Herrlichkeit.

Allein noch sind die Juden nicht am Ziele ihrer Bestrebungen bei uns. Den Handel, die Finanz, die Großindustrie, die Eisenbahnen, ja indirect das ganze Regiment haben sie in den Händen und überall muß die „Hoheit des Staats, die Majestät des Gesetzes" herhalten, wo ihnen von der Bevölkerung Widerstand entgegentritt. Die Maßregelungen des scheußlichsten Absolutismus werden unter der Firma der Humanität" in's Werk gesetzt und ihre Willkür nennen sie trotzdem „Freiheit", obwohl sie in der That nichts als eben schrankenlosester Eingriff in Anderer „Freiheit" ist.

Die Herrscher mit ihren Völkern bekriegen sich durch Eifersüchteleien, die nur aus den heimlichen semitischen Begaunerungen entspringen; das Volk läßt sich die Knochen entzwei schießen und doch steht über dem ganzen Streit die „goldne Internationale" mit dem Geldsack, sie macht Krieg und macht Frieden, denn die großen Börsen- oder Judenkönige leihen erst das Geld dazu. So ist der Krieg für sie erst recht ein Geschäft nud das Volk bezahlt die Zeche in den Zinsen, die doch nur von den vermehrten Steuern aufgebracht werden.

Auch den Frieden machen zuletzt die Rothschildkönige, denn wenn schon Friedrich der Große sagte, daß derjenige Sieger ist, welcher den letzten Groschen in der Tasche hat, so muß wohl dasjenige Volk sich zum Frieden bequemen, dessen Credit zuerst bei der Großbörse zu Ende geht. 1870 waren die Geldlieferanten, die Rothschilds in Frankfurt mit ihrem Annex hüben, die Rothschilds in Paris waren es drüben, und als die Milliarden-Contribution kam, da machten sie beide gemeinschaftlich das Geschäft, sie aufzubringen. Hernach haben sie sie wieder in der Gründungsära klein gemacht, sich und ihre Helfershelfer im Courtage-Gewinn bereichert.

Dabei müssen wohl die Kinder Israels gedeihen und sich „vermehren und des Volkes viel" werden, wie es II. Buch Mose 1, 7 heißt.

Nun fängt aber das Dilemma an, daß der Handel, der Wucher und sonstige Privilegien die Juden mit ihrem Annex nicht mehr zu ernähren droht, wie immer aber wollen die Juden nicht im gewöhnlichen, gemein-rechtlichen Erwerbe sich versuchen, das paßt ihnen einmal nicht, darum sind ja noch die Beamtenstellen aller Art da, die die Söhne des „auserwählten Volks" ausfüllen könnten.

Darum besucht von den Judenkindern Alles die höheren Schulen, die Gymnasien in Berlin sind zu zwei Fünfteln von ihnen erfüllt, procentisch nehmen sie also 40 pCt. der häheren Lehranstalten ein, da sie doch nur 1.2 pCt. der Bevölkerung bilden!! . .

Früher schon wandten sie sich der Medizin und der privaten Rechtspraxis (als Rechtsanwälte) zu, jetzt existirt fast kein Kreisgericht mehr, an dem nicht schon ein oder mehr jüdische Richter fungiren, in den Verwaltungsstellen ist's nicht besser.

Darum besonders haben sie alle Anstrengungen für ihre gänzliche Emancipation in's Werk gesetzt, sie wollen nun auch die obrigkeitlichen Stellen occupiren, die ihnen bis in die jüngste Zeit verschlossen waren. Sie haben die Bahn jetzt frei und man wird sehr bald die Folgen davon sehn, sie werden sehr bald alle nur erdenklichen Beamtenressorts erfüllen, denn — sie wollen herrschen, herrschen, wie der Talmud ihnen die goldne Zeit verheißt, wo jeder Jude Herr von 11,900 Christensklaven sein wird.

Zum Belege aber, wie man eine solche social gefügte Welt ansehn müßte, wollen wir ein Wort aus der Rede des Fürsten Bismarck anführen, welche Rede er bei Gelegenheit der Corporationsrechtverleihung der Juden im vereinigten Landtag hielt. (Allg. Preuß. Ztg. Nr. 169, 20. Juni 1847.) Er sagte da u. a. vielem höchst Beherzigenswerthen:

„Ich gehe von der Theorie der Frage auf einige praktische Momente über. In den Landestheilen, wo das Edict von 1812 gilt, fehlen den Juden, so viel ich mich erinnere, keine anderen Rechte, als dasjenige, obrigkeitliche Aemter zu bekleiden. Dieses nehmen sie nun in Anspruch, sie verlangen, Landräthe, Generale, Minister, ja unter Umständen auch Cultusminister (!) zu werden. Ich gestehe ein, daß ich voller Vorurtheile stecke, ich habe sie mit der Muttermilch eingesogen, und es will mir nicht gelingen, sie weg zu disputiren; denn wenn ich mir, als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich theile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht. . . . .

„Ich gestehe zu, daß in Berlin und überhaupt in

größeren Städten die Judenschaft fast durchaus aus achtungswerthen Leuten*) besteht; ich gebe zu, daß solche auch auf dem Lande nicht bloß zu den Ausnahmen gehören, obgleich ich sagen muß, daß auch der entgegengesetzte Fall vorkommt. Wir haben gestern von der Mildthätigkeit der Juden zur Unterstützung ihrer Sache gehört. Nun, Beispiel gegen Beispiel. Ich will ein anderes geben, ein Beispiel, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern giebt, die nichts ihr Eigenthum nennen auf ihrem ganzen Grundstück; von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden, das Vieh im Stalle gehört dem Juden, und der Bauer zahlt für jedes einzelne seine tägliche Miethe; das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört dem Juden, und der Jude verkauft dem Bauern das Brod-, Saat- und Futterkorn metzenweis. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich, wenigstens in meiner Praxis, noch nie gehört."

Er malt in weiterem Verfolg das ganze Treiben der Semiten in den Ostprovinzen aus und dies Wort des allverehrten Reichskanzlers sagt ganz dasselbe, was wir in allen unseren Ausführungen dargethan, und verwundert fragen wir nur:

Wo will das hinaus?? Wird sich das germanische christliche Volk auf die Dauer ein durch und durch mit Juden versetztes Beamtenregiment gefallen lassen, das alsdann auch nothwendiger Weise, weil's eben im semitischen Prinzip liegt, dem ungerechten Schacherhandel Thür und Thor öffnet?

Wir glauben es nicht. Der Schriftsteller Jos. Cremer gab hierauf einmal die Antwort: „Die Juden mögen sich vorsehen! Das deutsche Volk hat sich Jahrhunderte lang von dem jüdischen Schachergeiste ausbeuten und schröpfen lassen, auf die Dauer aber sich von ihnen regieren läßt es sich nicht.

Nun sahen wir bereits in allen jüdischen Blättern, wie sich in dieser Zeit in Folge unserer und anderer Polemik das jüdische Element mit fast erbärmlichen Klagegeschrei erhebt: die Verfolgungssucht gegen die Juden rege sich, das finstere fanatische Mittelalter drohe wieder zurückzukehren, kurz und gut: unsere endlich nothwendig gewordene

*) Jetzt noch, nach den Erfahrungen der Gründerära??

Vertheidigung gegen die ausbeuterischen Uebergriffe des Judenelements werden mit der bekannten Scheindialectik zu offensiven Angriffen gegen sie umgestempelt.

Freilich, wenn man nun den Talmud zu lesen versteht, so haben die Juden Recht, denn sie betrachten sich als Inhaber des ihnen von ihrem Jehovah gegebenen Rechts, die Gojims ungestraft ausbeuten zu können, und wer sie daran hindern will, so schließen sie weiter, der „verfolgt" sie und thut in ihren Augen Unrecht.

Wenn aber der Jude Beamter werden will, so läge doch die Frage gar nahe: warum wird er nicht Christ? Aus dem Christenthum stammt die Heiligung des Sonntags und dessen Sanction zu einem Ruhetag. Den jüdischen Beamten aber weist seine Religion auf den Sonnabend, ist er noch Jude, so sündigt er offenbar gegen seine Kirche, wenn er Sonnabends im Amte arbeitet. Müßte er darum nicht schon allein seiner jüdisch-religiösen Gemeinschaft entsagen, die ihm doch mit klaren Worten vorwirft, daß er alljährlich wenigstens 60 Mal die Gebote seiner Synagoge übertritt? Was ist das für ein Beispiel in den Augen des Volks, wenn es sieht, daß ein jüdischer Beamter ungenirt seine eignen Feiertage und Feste entheiligt? Noch stände die dritte Frage offen: ist etwa der Jude aus seiner Synagoge factisch ausgetreten, indem er ein obrigkeitliches Amt annimmt? Ist er damit ein undefinirbares Etwas geworden, das man vielleicht „Heide" oder „Philosoph" nennen könnte? In solchem Fall müßte doch die jüdische Synagoge solchen „Heidenbeamten" nicht mehr als einen ihrer Zugehörigen anerkennen, wovon wir bisher nichts gehört oder gelesen haben. Uns dünkt, die geheime Judenpolitik sieht solche Beamten vielmehr als Juden höheren Grades an, denen ausdrücklich vom Talmud aus verstattet ist, „des höheren Zweckes" wegen (der nur auf die Machterweiterung des Judenthums ausgeht), die Gesetze des Pentateuch und des Talmud nicht zu beachten; just wie an jenem galizischen Juden Schmule der Schriftsteller Franzos rühmt, daß er Christ wurde, um das adlige Landgut seines Feindes in seinen Besitz zu bringen.

Die jüdischen Beamten wollen und müssen also Juden bleiben, das liegt im Prinzip, ihre Moral gestattet ihnen dies, des „höheren Zwecks" willen.

Ist aber die Judenmoral die gemeingültige Moral, der die deutschen Christen nachleben? Die beste Antwort giebt die Bevölkerungszahl, der Christen sind 98,8 pCt., der

Juden nur 1,2 pCt., und die Christen leben weder der Moral des Talmud, noch der des alten Testaments nach.

Ja wir gehen noch weiter, seit Jahren sind gewisse Dogmen der katholischen Kirche mit der deutschen Staatshoheit als unverträglich erklärt, woraus sich ein rasender Streit entwickelt, der heut noch nicht beendet ist, obwohl die Sittenlehre der katholischen Christen mit derjenigen der evangelischen gänzlich übereinstimmt.

„Lassen wir nun den Juden die „Menschenrechte", wie Fichte sagt, ja concediren wir auch seinen weiteren Ausspruch, der gewissermaßen als Axiom in dem Culturkampfe gilt, und welcher lautet: „Derjenige Jude, der über die festen, man möchte sagen, unübersteiglichen Verschanzungen, die vor ihm liegen, zur allgemeinen Gerechtigkeit, Menschen- und Wahrheitsliebe hindurchdringt, ist ein Held und ein Heiliger. Ich weiß nicht, ob es deren gab oder giebt. Ich will es glauben, sobald ich sie sehe. Nur verkaufe man mir nicht schönen Schein für Reellität! — Möchten doch immer die Juden nicht an Jesum Christum, möchten sie doch sogar an keinen Gott glauben, wenn sie nur nicht an zwei verschiedene Sittengesetze und an einen menschenfeindlichen Gott glaubten.... **Befürchtet der Staat von gewissen Meinungen üble Folgen, so kann er Alle, die bekanntermaßen denselben zugethan sind, von der Fähigkeit Bürger zu werden ausschließen .... er darf von allen, die das Bürgerrecht begehren** (und wie viel mehr begehren und besitzen heut die Juden!) **die Versicherung, daß sie jenen Meinungen** entsagt haben, und die feierliche Uebernehmung der neuen, jenen Lehren widerstreitenden Verbindlichkeiten **fordern:** er darf **Alle, welche diese Versicherung nicht geben wollen, von seiner Gemeinschaft und dem Genusse des Bürgerrechts ausschließen.** (Fichte, franz. Revolution.)" Mit diesem Axiom des Philosophen Fichte in einer Hand und die dargelegte Gestalt der Sittenlehre des Talmud in der andern, fragen wir:

Sollte nicht mit weit mehr Fug und Recht die in jedem Punkt gemeinschädliche Sittenlehre des Talmud als mit der Staatseinheit und dem Gesellschaftsfrieden unvereinbar erklärt werden müssen?

Sind im clerikalen Streit katholische Priester gefangen gesetzt, ihrer Stellen verlustig erklärt, exilirt worden und zwar unter dem ganz besonderen Beifall gerade der Juden, kann da **nicht derselbe Staat von diesen Juden verlangen,**

daß sie den schändlichen Talmudlehren abschwören, widrigenfalls sie mit gleichen Strafen bedroht werden?

Fichte machte den menschenfreundlichen Vorschlag, Palästina wieder zu erobern und die Juden dorthin zurückzuschicken. Das deutsche Reich ist jetzt mächtig genug, seinem bloßen ernstlichen Wunsch schon würde in dieser Beziehung gewillfahrtet werden und 10 Millionen Thaler Kosten für die allerpfleglichste Uebersiedelung, um mit der That und zum leuchtenden Exempel die sorgsamste Achtung der Menschenrechte zu üben, würde dem deutschen Volk nicht zu theuer sein. . . .

Gewaltsam und menschenfeindlich könnte dieser Vorschlag nicht genannt werden, denn die Juden beten ja heut noch regelmäßig, „daß Adonai sie nach ihrem Land und dem heiligen Jerusalem zurückführen möge." Das Deutsche Reich würde damit nur einen Theil der Mission ihres Messias erfüllen. Indessen, wenn wir auch von dieser launigen Culturphantasie absehen, so sagen wir doch in bitterem Ernste: Es hat große reiche glückliche Staaten auf der Erde gegeben, wo die Rothschilde nicht die Könige des Geldes waren und die übergroße erwerbende und arbeitende Majorität besitzlose, mühsam sich ernährende Sclaven, heutzutage „Staatsbürger" genannt. Diese sonderbare Accumulation der Besitzwerthe in wenigen Händen, denen selbst die angestammten wie gewählten Herrscher des Volks dienstbar sind, ist eine absonderliche Erscheinung und noch weit seltsamer ist sie dadurch, daß es gerade Juden sind, denen mittelst bestimmter Formdurchgänge diese Besitzwerthe unaufhaltsam zufließen. Zu diesem Zweck ist aber unsere moderne Wirthschaftsgesetzgebung ganz absichtlich zugeschnitten und die Fehler derselben liegen:

1) in der Schulden- oder Steuervorstreckungswirthschaft, welcher alle Staaten, Städte, Communen, Kreise und selbst der Grund und Boden wie Häuser verfallen sind;
2) in dem Uebergang gewisser Monopole und staatlicher Regalien zur unbeschränkten Ausbeutung an einzelne Private, welche künstlich die Actie als Zauberruthe erfunden haben, um jeden Einzelnen zu locken, als ob auch er an der Sondergunst Theil nehmen könne. Hierher gehören die Eisenbahn- und Banknotenprivilegien, kurzweg die dem Staat entwundenen Münz-, Weg- und alle sonstigen Werthmaßcontrolen, (sog. Regalien);

3) in der künstlichen Begünstigung einzelner Industrieklassen durch Schutzzölle und Eisenbahntarife auf Unkosten der Gesammtheit;
4) in der gänzlich verwilderten Besteuerung des Vermögens, die von Ungleichheiten aller Art wahrhaft strotzt.

In diesen künstlichen Sondergunstchancen wuchert das Semitenthum und findet seinen ächten Gedeihensraum. Ja, es ist schon so mächtig geworden, daß es sich in den letzten zehn Jahren eigens diesen Gedeihensraum durch Erraffung neuer Vortheile ansehnlich erweitert hat und unersättlich lüstern, wie ein gieriger Nager nach neuen Errungenschaften trachtet.

Hier muß eine Wendung unserer Wirthschaftspolitik eintreten; schaffe man mit der Waffe des gemeinen Rechts für Alle diese Sonderbegünstigungen weg, so wird der bessere Jude sich dem redlichen Erwerbe zuwenden, der unverbesserliche wird verkümmern oder nach Ländern freiwillig auswandern, wo seine Saaronsrose ihm neu zu erblühn verheißt.

Thun wir das nicht, so werden wir corrumpirt, d. h. staatlich zerbrochen und in dem Zusammenbruch — verzehrt; dafür sorgt das Gesetz Adam Riese's.

Sapienti sat. Wir schließen hiermit.

III.

Der Classiker Tacitus über die Juden.

Der römische Schriftsteller Tacitus wird in der deutschen Geschichtsliteratur stets als die erste und vornehmste Autorität unserer Urgeschichte citirt, weil sein Werk über „Germania" eine genaue Kenntniß unsres Vaterlandes und eine scharfe Urtheilskraft verräth. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er ein Römer von edler Gesinnung war, der nicht blos in jedem anderen als dem römischen Volk den „ungebildeten Barbaren" sah. Unsre sämmtlichen Geschichtsbücher über das deutsche Volk beginnen mit Tacitus, und die Geschichtsschreiber treiben die Verehrung für ihn oft so weit, daß sie kritiklos seine Sätze nachschreiben, obwohl diese offenbar den Beigeschmack römischer Anschauung verrathen, sowie sie ebensowenig zu trennen wußten, was er zuweilen im Schmerz über den sittlichen Verfall seiner römischen Mitbürger, am Deutschen als Tugend hervorkehrt, während solches nur die Wirkung der noch einfachen normalen Socialzustände der Deutschen war.

Jedenfalls ist und bleibt also Tacitus eine classische Autorität, und uns hat es deshalb mit Recht in großes Erstaunen versetzt, daß man uns neulich brieflich auf Tacitus hinwies, der in seinen Annalen Buch V bei Gelegenheit der römischen Affairen im Orient sich auch sehr ausführlich und zugleich kenntnißreich mit den — Juden beschäftigt hat. Die Erzählung des Feldzugs von Titus gegen Jerusalem im Jahre 66—70 n. Chr. führte ihn darauf. Leider ist dieses Stück gerade Fragment, indessen ist es doch mittheilenswerth, schon darum, weil es so seltsamer Weise — unbekannt geblieben ist.

Wie immer entwirft er, um seine Leser zu orientiren, ein ethnographisches Bild von Volk und Landschaft, und nachdem er dreierlei Sagen von der Entstehung der Juden angeführt, sagt er (nach der anerkannten Uebersicht von Dr. Bahrdt):

„Die meisten Geschichtschreiber kommen darin überein, daß bei einer entstandenen Seuche in Egypten, von welcher die Leiber ausgeschlagen waren, König Bocchoris das Hammons-Orakel beschickt habe, und auf seine Bitte um ein Heilmittel befehligt worden sei, das Reich zu reinigen und diese Art Menschen als den Göttern verhaßt, (!) in andere Länder zu schaffen. Man habe also das Gesindel (!!) zusammengesucht und fortgebracht und in einer Wüste liegen gelassen. Dem hilflos weinenden Rest habe Moses, einer der Vertriebenen, angedeutet, sie möchten weder auf Menschen- noch Götterhülfe warten, da sie von beiden verlassen wären, sondern sich ihm als einem himmlischen Führer anvertrauen, da er ihnen den ersten Beistand in ihrem gegenwärtigen Elende geleistet hätte.

„Sie willigten ein und traten, unbekannt mit Allem, auf gut Glück die Reise an. Aber nichts drückte sie so sehr, als Mangel an Wasser. Und schon lagen sie, dem Tode nahe, auf den Feldern hingestreckt: als eine Heerde wilder Esel von der Weide auf einen buschichten Felsen lief. Moses folgte ihnen, in der Vermuthung, daß da ein Grasboden sein müsse, und entdeckte reichhaltige Wasserquellen. Dies erquickte sie: und da sie hierauf sechs Tagereisen zurückgelegt hatten, gelangten sie am siebenten in das Land, wo sie nach Vertreibung der Einwohner Stadt und Tempel erbauten.

„Moses, um sich des Volks für die Zukunft zu versichern, führte neue Gebräuche unter ihnen ein, wie sie bei keinem anderen Volke üblich waren. Bei ihnen ist alles unheilig, was bei uns heilig ist, so wie gegentheils bei ihnen alles erlaubt ist, was bei uns verabscheut wird.

„Das Bild des Thieres, durch dessen Anweisung sie Irrweg und Durst abgewendet hatten, machten sie zu einem Tempelheiligthum und schlachteten einen Widder, gleichsam zu Hammons Beschimpfung.

„Auch der Ochse wird bei ihnen geopfert, den die Egypter als den Apis verehren. Von Schweinen enthalten sie sich wegen des Unglücks, das ihnen der schmutzige Aussatz zugezogen hatte, dem dies Thier unterworfen sein soll. Die ehemalige langwierige Hungersnoth deuten

sie durch häufige Fasten an. Und von den vom Felde gestohlenen (!) Früchten zeugt das jüdische ungesäuerte Brot.

„Man sagt, sie hätten den siebenten Tag zur Geschäftlosigkeit bestimmt, weil sich an demselben ihre Mühseligkeiten geendigt hätten; in der Folge, da Unthätigkeit (!) ihnen behagte, wäre auch das siebente Jahr der Faulheit (!) gewidmet worden. Andre glauben, das geschehe dem Saturnus zu Ehren: entweder, weil sie ihre Religionsbegriffe von den Idäern hätten, welche mit Saturn vertrieben und Stifter dieses Volkes gewesen sein sollen, oder, weil von den sieben Planeten, welche die Erde regieren, Saturn den höchsten Lauf hat und der mächtigste ist, wie denn auch der meisten Himmelskörper Wirkung und Lauf in der Zahl 7 enthalten ist.

„Diese Gebräuche, sie mögen nun aufgekommen sein wie sie wollen, rechtfertigt ihr Alterthum: die übrigen hat Albernheit (!) eingeführt und Irreligion (!) erhalten. . . . . Denn jeder niedrigste Mensch schleppte, mit Hintansetzung der Landes-Religion (nämlich derjenigen, in welchem Lande sie, schon zu Tacitus Zeit wieder im Handelsgeschäft verstreut, lebten) Abgaben und Almosen dahin (zum Tempel von Jerusalem). Dadurch ward der jüdische Staat um so mächtiger, da sie auch selbst gegen einander unbewegbar treu (!) und in der Noth hülfreich sind, so wie sie gegentheils alle andre Menschen wie Feinde hassen. (!)

„Sie essen mit Niemand, schlafen allein, und enthalten sich, so geil das Volk sonst ist, aller fremden Weibsbilder: nur unter ihnen selbst ist nichts unerlaubt (!). Sie haben Beschneidung der Geburtsglieder eingeführt, um ein Unterscheidungszeichen zu haben. Wer zu ihrer Secte übergeht, beobachtet diesen Gebrauch, und das Erste, was ihm beigebracht wird, ist, daß er die Götter verachten, seinem Vaterlande entsagen und Eltern, Kinder, Geschwister verleugnen muß.

„Doch sehen sie auf Volksvermehrung. Denn auch nur einen von den Eingeborenen (!) tödten, ist ihnen Sünde: und die Seelen derer, die in Schlacht oder durch Hinrichtungen umkommen, halten sie für fortdauernd. Daher ihre Begierde zur Fortpflanzung und ihre Verachtung des Todes.

„Ihre Todten mögen sie lieber beisetzen, als verbrennen nach Art der Egypter, mit denen sie auch Methode und Vorstellungen von der Unterwelt gemein haben: nicht also die Begriffe von Gott. Die Egypter verehren viele

Thiere und verfertigte Bilder: die Juden erkennen nur einen Gott und blos mit dem Verstande. Ihnen sind alle unheilig, welche Götterbildnisse aus vergänglicher Materie in Menschengestalt machen. Ihre Gottheit ist die höchste, und ewig, und ebenso unveränderlich als unvergänglich."

„Daher in ihren Städten keine Bilder sind, vielweniger in den Tempeln. Keinem Könige widerfährt diese Schmeichelei, keinem Fürsten diese Ehre."

Also Tacitus. Zum Beweis seiner genauen Kenntniß des Landes führen wir noch an, daß seine Beschreibung Judäa's in Gebirgen (Libanon), im Fluß Jordan, im todten Meer mit dem Asphalt und der Sage verbrannter Städte, in Jerusalem mit seinem Tempel und der Burg Davids ganz genau mit allen anderen biblischen Quellen stimmt, so daß man also annehmen muß, er habe nicht blos nach oberflächlichem Hörensagen sein Urtheil über die Juden als Nation gefällt. Indirect erwähnt er bei dem Reichthum des Tempels die Thatsache, daß schon damals die Juden zerstreut und vermischt durch ganz Asien lebten, vorzugsweise dem Handel nachgehend.

Dies Bild, das Tacitus hier entwirft, ist kenntlich genug, es stimmt in jedem Zug mit demjenigen unsres echten Talmud-Judenthums. Wenn er den Juden Religiosität abspricht, Jerusalem eine „berüchtigte Stadt", die Juden ein häßliches, schmutziges, abergläubisches Volk nennt, so muß man von seinem Standpunkt aus bedenken, daß die jüdische Moral des Auserwähltseins und der Feindschaft gegen Alles, was nicht jüdisch war, ebenso gegen die heidnische Moral des römischen Bürgerthums verstieß, wie gegen die christliche, und daß auch er die römische Religion mit dieser Moral als Eins betrachtet, weshalb er den Juden mehrmals an einer spätern Stelle Gottesverächterei und Abneigung gegen jede wahre Religion vorwirft. — Er thut aber nicht das Gleiche gegenüber den Germaniern, deren Religionsvorstellungen doch auch gänzlich verschieden von den römisch-griechischen waren, im Gegentheil lobt und rühmt er gerade die deutschen Sitten und stellt sie noch über die römischen. Dies alles beweist deutlich, daß er die jüdische Moral für feindlich der Gesellschaft und unverträglich mit dem Staate hielt, weil sie nicht auf dem Grund des gleichen Rechts für Alle auferbaut ist.

Die kurze Erzählung von der Auswanderung der Juden aber wirft sogar ein merkwürdiges Licht auf die Erzählungen des Pentateuch, die natürlich im eignen

Interesse gefärbt worden sind. Da heißt es bei Tacitus: ein seuchenartiger Ausschlag habe den egyptischen König vermocht, die Juden auszutreiben. — Wer denkt dabei nicht an die 10 Plagen, von denen das II. Buch Mose erzählt? Nimmt man des Juden Natur, die sich seit Tacitus bis auf heut unwandelbar erhalten hat, zur Zeit des „Bocchoris", also gleiche 2000 Jahre früher als ebenso beständig an; so ergiebt sich in der weitern Vorgeschichte der Juden mit Wahrscheinlichkeit folgender Vorgang:

Das Culturland Egypten hatte sich damals schon in der Reaction gegen das Handelsparasitenthum befunden, und der König hatte die Juden in besondere Ort zusammengethan, wo sie arbeiten lernen sollten, (Ziegelbrennen und allerlei Frohnen zu den öffentlichen Bauten der Pharaonen, II. Mose 1, 14). Dazu ist der Handelsjude bekanntlich nicht geschaffen, er leistete wenig, verdiente kümmerlich und die Unreinigkeit (wahrscheinlich die Krätze, gegen die man kein Mittel wußte) übermannte ihn. Darum trieb das egyptische Volk die Juden zuletzt aus. Von hier stammt ihre finstere Moral des Hasses, die Moses im Pentateuch verewigte.

Wir deuteten aber schon an, daß diese Arbeits- und Absonderungs-Katastrophe, welche die Juden betraf, eine Folge der Reaction des egyptischen Culturvolks gewesen sein muß, und hierüber geben uns die entzifferten egyptischen Hieroglyphen seltsames Licht. Der berühmte Egyptologe und Sprachforscher Dr. L. Reinisch hat aus den Hieroglyphen folgendes über die Juden entziffert: „Im alten Pharaonenland ging gegen das 19. Jahrhundert v. Chr. die echte Culturblüthe Egyptens bald in eine Zeit der Corruption, des Sittenverfalles und der zügellosen Ausschweifung über. Den ersten Anstoß hierzu gaben die zahlreichen — semitischen, phönicischen, **jüdischen** und arabischen — Kaufleute, die sich in Egypten niederließen und das Rechtsbewußtsein und die strenge Ordnung des egyptischen Volkes durch ihre Geschäftsusancen und durch ihre Sucht nach Gewinn erschütterten. Es trat eine Verderbniß der Sitten ein (welche der Schreiber des Leydener Papyrus ausführlich schildert). Zuerst begann die Demoralisation der Diener und Sclaven, dann eine schamlose Maitressenwirthschaft, indem die Großen sich syrische und äthiopische Sclavinnen kauften, dieselben mit Reichthümern überhäuften und ihre eigenen Frauen vernachlässigten, ja darben ließen. Der entfesselte Trieb nach Erwerbung von Reichthümern, die schrankenlose Genußsucht führten einen vollkommenen

Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse herbei. Alte angesehene Familien gingen zu Grunde und verarmten, während an ihre Stelle ein unverschämtes Parvenüthum trat. Leute, die kurz vorher nichts besessen hatten, gelangten in den Besitz von Reichthümern, Palästen, Gärten, Sclaven und Schätzen, drängten sich in alle Kreise der Gesellschaft und gewannen sogar Zutritt bei Hofe. Wer den unwiderstehlichen Drang zum Stehlen in sich fühlte, aber es doch anständig ausüben wollte, der brauchte nur zur Steuerbehörde zu gehen, seinen Erwerbschein als Dieb (d. i. Prozentchen-Abschneiden?) zu lösen und sich als Mitglied in die Zunft der Diebe aufnehmen zu lassen. Diese hatte ihren Obmann, bei dem alles in ganz Egypten gestohlene Gut deponirt werden mußte, und wer wieder in den Besitz seines Eigenthums gelangen wollte, der brauchte nur beim Obmann der Diebe sich zu melden, worauf er das ihm Gestohlene nach Abzug eines Beuteantheils oder — um Wienerisch zu sprechen — eines „Trinkgeldes", einer „Provision" für den Dieb zurückerhielt. Ja, König Rampsinit selbst gab die Hand seiner Lieblingstochter dem größten Gauner seines Landes, der die Richter und die Polizei, die öffentliche wie die geheime, (aha!) an der Nase herumgeführt hatte, und obwohl es in Egypten noch keine Geschworenen gab, der Verurtheilung entgangen und für den gescheidtesten Mann im Lande erklärt worden war. So weit war es in Egypten gekommen, das früher durch Fleiß und Arbeitsamkeit zur höchsten Blüthe gelangt war."

Wir entnehmen diese Nachricht einem Vortrag des Dr. Reinisch, den er in Wien in einem Architekten-Verein hielt, wo derselbe die größte Sensation in der Zeit des Ofenheim-Prozesses hervorrief. Allgemein hielt man diese Darstellung von egyptischen Zuständen für eine tendenziöse Satyre auf die Wienerisch-österreichischen Zustände, indessen haben wir selbst einen Brief des Dr. Reinisch gesehen und gelesen, wo er auf das Allerernsteste betheuert, so Etwas habe ihm ganz fern gelegen, seine Studien der Hieroglyphen bekundeten wortgetreu diese Thatsachen, die Beziehung auf Wiener Zustände sei lediglich Zufall gewesen u. s. w.

Nun deutet ja Joseph's Kornhandel ganz Aehnliches an: mittelst des Kaufens und Verkaufens (also des Geldes), heißt es ja schon in der Bibel, wurde Pharao Herr des ganzen Egypten, man lese nur 1. Mose 14—26. Allein, das ist bekannt, die „Geldmacht" kann nicht in den Händen eines Menschen oder Fürsten allein bleiben, sie geht über

an eine Plutokratie, welche in Egypten Joseph's Stammgenossen ausfüllten, und dies erzeugte jenen Zustand der Corruption, wie ihn Dr. Reinisch schildert. Gegen diesen aber („in dem die Juden wuchsen, zeugeten und ihrer so viele wurden, daß das Land voll ward", 2 Mose 1, 7) reagirte das egyptische Volk, und sein obenauf gekommener Herrscher zwang (jedenfalls mit Hilfe der Priesterkaste) die Juden wieder dazu, daß sie sich redlicher Arbeit unterziehen sollten. Als auch dies nicht glückte, wurden sie ausgewiesen. Der ganze Vorgang stimmt auch in der Zeitrechnung, die Corruption soll um 1800 vor Christo geblüht haben. Abraham nimmt man um 2000 vor Christo an, Mose 1500, Joseph also um 1800.

Die römische Geldwirthschaft brachte das jüdische Parasitenthum zu neuer Blüthe, die großartigste und weltbewegendste Reaction gegen dasselbe war das Christenthum mit seiner Menschenliebe. Es ist aber ganz natürlich, daß der Parasit dasjenige Wesen, auf dem er lebt, als seinen Feind betrachtet, denn letzterer ist das Object seiner Ausbeutung. Man kann aber auch nicht verlangen, daß der Baum die Mistel anders als aus Zwang trägt oder daß der Mensch eitel Liebe und Freundschaft mit den Höhlenbewohnern seines eigenen Hauses, den — Ratten und Mäusen hegt. Wir Deutschen haben's freilich in manchen Dingen noch weiter gebracht. Viele singen Lob und Preis den Juden, wenn sie von unsern redlich erarbeiteten Vorräthen und Getreidehaufen das Beste in ihre Höhlen schleppen, andere stehen andächtig dabei, bewundern die geschäftigen Schlepper und nennen das — „Civilisationsfortschritt."

Das erste Erforderniß aber ist, daß man die Löcher und Höhlen innerhalb der Staatsgesellschaft verstopft, in denen das Parasitenthum seinen Gedeihensraum findet. Wir Deutsche selbst sind schuld, nicht weil wir die Juden, sondern die Höhlen dulden, die sonst auch, wenn die Juden fehlten, von Leuten unserer eigenen Nation benutzt und ausgebeutet würden.

IV.

Von der Präponderanz der Juden in den Hauptstädten.

(Aus der „Germania".)

Die portugiesischen Juden in Frankreich spielen eine große Rolle in Finanzangelegenheiten. Mehrere derselben haben General- und sonstige Einnehmerstellen inne, mit denen Bankgeschäfte verbunden, und die dadurch zu den einträglichsten öffentlichen Aemtern werden. Mehre Male ist auch das Finanzministerium in Händen von Juden (Fould, Baroche) gewesen, die sich hatten taufen lassen. Nach sonstigen Staatsstellen tragen die Juden wenig Verlangen; so viel ich weiß, giebt es in Paris nur einen jüdischen Richter (Anspach), obwohl ihnen seit fast einem Jahrhundert die Staatsstellen offen stehen.

Die große, mit einem „Krach" endigende „Blüthe"-periode während der sechziger Jahre war in erster Linie das Werk der Juden Pereire, Mirès, Fould, Rothschild, Salmon, Halphen, Sieber, Bischoffsheim, Goldschmidt, Königswarter, Schnapper, Baroche, Stern, Bamberger, Grieninger, Cremieux, Günzburg, Oppenheim, Rodrigues, Salvador, Erlanger, Eichthal, Thurneissen, Salamanca u. s. w., deren Namen man heute noch meist an den Spitzen und in den Verwaltungsräthen aller großen Actiengesellschaften findet. Die Nordbahngesellschaft wird von einem Rothschild verwaltet, während außerdem noch drei andere Rothschild im Verwaltungsrath sitzen. Im Verwaltungsrath der Ostbahn- und der Paris-Lyoner Bahngesellschaft sitzen wiederum mehrere derselben. Also allein drei der sechs großen Bahngesellschaften, die ihr Capital nach Milliarden zählen, stehen in der Gewalt derselben Familie,

deren Mitglieder außerdem eine ganze Liste von Actiengesellschaften leiten. Man berechnete, daß während der Schwindelperiode die Rothschild's solche Gesellschaften im Betrage von 1800 Millionen gegründet, die fast ausnahmslos schlechte Geschäfte gemacht, den Gründern aber nicht unter 700 Millionen eingebracht haben. Obwohl Oesterreich und Neapel zu den lohnendsten Kunden des Hauses Rothschild gehörten und demselben sicher viele Hunderte von Millionen eingebracht haben, waren die Rothschild's auch die bevorrechtigten Bankherren des auf Oesterreichs Verstümmelung und Neapels Vernichtung gerichteten savoyischen Einigungsgeschäftes in Italien, das ihnen freilich 7 bis 800 Millionen Thaler eingebracht.

Das prächtigste Schloß, das es je in Frankreich gegeben, Ferrières, wo der Kaiser Wilhelm sein Hauptquartier aufgeschlagen, gehört dem Juden Rothschild, der 50 oder 60 Millionen darauf verwenden konnte. Sonst bestrebt sich Rothschild hauptsächlich, die berühmtesten Weingüter Frankreichs in seinen Besitz zu bringen, und hat derselben schon etliche zwanzig an sich gebracht. Natürlich kann er dann zuletzt die Preise der Weine beliebig festsetzen.

Wie es mit den Juden in Elsaß-Lothringen steht, erhellt wohl am besten daraus, daß noch bei jeder politischen Erschütterung der Volkshaß sich gegen dieselben zu Ausschreitungen verleiten ließ und außerordentliche Schutzmaßregeln nöthig machte. Es ist der Wucher, welcher die Juden verhaßt macht. Es giebt dort eine Anzahl Städte und größere Fabrikorte, in denen sie bis in die letzte Zeit das Aufkommen jedes christlichen Kaufmanns zu hintertreiben wußten und sogar noch bis zur Stunde in dieser Richtung nicht ohne Erfolg bemüht sind. Hunderte, ja Tausende von Elsässern sind im Laufe der Zeiten in das Innere Frankreichs gezogen, weil in der Heimath die Juden ihnen die Gründung eines eigenen Geschäftes zu vereiteln gewußt hatten.

Der weitaus größere Theil aller Finanzgeschäfte zu Paris ist in den Händen der 30,421 Juden, die sich hier ausschließlich mit dem Geldgeschäft und Handel beschäftigen. — Der jüdische Wohlthätigkeitsverein macht den armen Glaubensgenossen Vorschüsse, damit sie als kleine Straßenhändler und Hausirer anfangen können, um dann oft große Geschäftsleute zu werden. Der kürzlich verstorbene Buchhändler Michel Levy hatte also angefangen und hinterließ einige Millionen. — Unzählige Paläste in Paris gehören Juden."

Berlin, obgleich nur halb so zahlreich bevölkert, wie Paris, hat jetzt weit mehr als 30,000 Juden — nach der Zählung des Jahres 1843 erst 8263! — Die geistige, insbesondere die politische Herrschaft des Judenthums in Berlin ist dadurch illustrirt, daß die mehr als zwanzigmal stärkere christliche Bevölkerung der Stadt der „Intelligenz" es erträgt, oder richtiger, es gewollt hat, daß die Hälfte der Berliner Stadtverordneten aus Juden besteht, und auch der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann ein Jude ist.

Fälle raschen Emporkommens von Juden, wie unser Pariser Brief von dem Buchhändler Michel Levy einen erzählt, sind auch in Berlin nicht selten. Vor wenigen Jahren kam ein Jude aus dem Posenschen nach Berlin, für den damals wenige Thaler ein Capital waren. Jetzt ist er mehrfacher Millionär und wohnt im nobelsten Stadttheile, einige Aktiengesellschaften aber, bei denen er „Gründer" war, sind total ruinirt, Millionen sind, zum großen Theil von Leuten aus dem Mittelstande, daran verloren worden.

Sehen wir aber von solchen Einzelfällen ab auf die sociale Stellung des Judenthums im Allgemeinen, so paßt im Wesentlichen noch heute — nur daß jüdischer Reichthum, jüdische Prunksucht und jüdische Genußsucht noch unendlich gestiegen sind —, was das „Preuß. Volksblatt" über die Juden in Preußen und speziell Berlins vor 14 Jahren schrieb:

„Auf 100 [nach der Zählung von 1871 auf 76] Menschen in Preußen kommt ein Jude. Zählt man die Tagelöhner und Bauernknechte, so findet man nur Deutsche, aber keinen Juden. Die Arbeit ist ihnen zu schwer. Zählt man die Handwerker, so findet man zwar viele Juden, die das Geschäft fabrikmäßig betreiben, das heißt Andere für sich arbeiten lassen; aber unter den Arbeitern selbst findet man auf 100 noch lange keinen Juden. Zählt man dagegen die Läden mit den großen Spiegelscheiben, die Banquiers, die Hausbesitzer Unter den Linden und in der Thiergartenstraße, die Aerzte, die Advokaten, so findet man viele Juden . . . . Auf dem großen und kleinen Juden-Hofe in Berlin wohnen jetzt nur noch Deutsche; die Juden dagegen wohnen in Schlössern und Palästen.

Ist das Gleichberechtigung oder ist das Bevorrechtung der Juden?

Zähle man die geputzten Nichtsthuer, die Herren der Börse, die Spaziergänger auf den öffentlichen Promenaden, die Zeitungsleser, die Vereinsredner, die Besucher der

Theater, der Vergnügungslokale und der Bäder, so ist unter hundert Juden oft kaum ein Deutscher anzutreffen, während das Verhältniß nach der Bevölkerungszahl doch umgekehrt sein sollte. Wo man hinsieht, ein Jude . . . indessen die Deutschen zu Hause sitzen und für sie im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, damit sie — die Herren Juden — sich amüsiren können.

Ist das Gleichberechtigung oder Bevorzugung der Juden?!"

V.

Baron Anselm v. Rothschild.

(Aus der Deutschen Landes-Zeitung, August 1874.)

In Wien starb am 26. Juli 1874 der Wiener Chef des Hauses Rothschild. Alle deutschen Zeitungen füllten sich demgemäß mit spaltenlangen ehrenden Nekrologen, denn — ein Mann der 300 Millionen Gulden hinterläßt, und obendrein kein „Feudaler", wenn auch Baron und Adeliger ist, muß schon dieses Denkmal werth sein. — Die große liberale Welt beugt sich einmal vorm goldenen Kalbe und wer 300 solcher goldenen Kälber besitzt (gleichviel wie sie erworben sind), ist ein Mann ganz nach ihrem Herzen. Wir wollen einige Proben dieses Ruhmgeredes mittheilen, denn sie sind gerade in ihrer Naivetät so überaus bezeichnend für unsere Socialzustände. Da heißt es zunächst:

„Wien, 28. Juli. Heute nach 7 Uhr fand in der Villa des verstorbenen Baron Anselm v. Rothschild in Oberdöbling die Aufbewahrung der Leiche statt. Dieselbe wurde unter Leitung des zweiten Vorstands-Mitgliedes des hiesigen jüdischen Leichenvereins („Chewra Kadischa") vorgenommen. Die Sterbekleider (Tachrichin) wurden, mit Ausnahme der Leibwäsche, aus dem Depot des genannten Vereins genommen und sind in Stoff, Farbe und Schnitt dieselben, wie dem „Aermsten in Israel" gegeben werden. Auch der Gebetmantel (Talith), in den die Leiche zuletzt gehüllt ward, wurde seiner goldenen Borte beraubt, um jeden Prunk von derselben fernzuhalten. Nach beendigter Aufbewahrung kam der Baron Nathaniel, der älteste Sohn, blieb jedoch an der Thürschwelle stehen und betrachtete von dort aus weinend durch längere Zeit die Leiche seines dahingeschiedenen Vaters. Ehe er sich wieder entfernte, sprach er Denjenigen, welche die Aufbewahrung vorgenommen

hatten, seinen Dank aus. Morgen zwischen 12 und 1 Uhr, vor dem Ueberführen der Leiche zum Westbahnhofe, wird wahrscheinlich der Rabbiner der hiesigen Cultusgemeinde, Dr. Güdemann, am Sarge einige Worte sprechen, worauf dann der Cantor den Trauerpsalm anstimmen wird. Es wird ferner mitgetheilt, daß Baron Rothschild verfügt hat, daß er in Frankfurt am Main an der Seite seiner verstorbenen Gattin zu ruhen wünsche, und werden dem Wunsche des Verstorbenen gemäß bei seinem Leichenbegängniß in Frankfurt keine Orden oder andere Ehrenzeichen zur Schau getragen werden, wie dies auch bei seinem Bruder James Rothschild in Paris der Fall war; die Leiche wird nicht in einem prunkvollen Sarge, sondern nur in einem ungehobelten Bretterſarge der Erde übergeben werden. So geschah es bei dem Vater des Verstorbenen und so auch bei seinem Großvater, dem Gründer des Hauses Rothschild."

Es ist wahrhaft rührend, wie der bei Lebzeit Reichste in Israel nun im Tode sich wie der „Aermste in Israel" betten läßt. Hätte der Baron nicht weit besser und würdiger für seinen Nachruhm gehandelt, wenn er nur Eine Million für sich behalten und mit 299 Millionen seines Besitzes den großen Rachen des „Wiener Krachs" gestopft hätte, der so namenloses Elend über Tausende und aber Tausende gebracht hat, indem gerade die Börse, deren Fürst er war, durch ihre falschen Vorspiegelungen die Armen in's Unglück stürzte! . . . Er hat mit seinen 300 Millionen anscheinend nicht vom „Krach" gelitten, und man denke nur, wenn nur ein Hundertstel von all dem Unglück etwa durch einen deutschen Fürsten oder Grafen veranlaßt worden wäre: was für Flüche und endlose Verwünschungen würden diese selben Zeitungen täglich ausstoßen, sie, die solche Rhapsoden über Baron Rothschild's „ungehobelten Bretterſarg" singen!

Eine andere Anekdote, die bei dieser Gelegenheit erzählt wird, ist fast noch ergötzlicher:

„Während des Krieges mit Preußen im Jahre 1866 tauchte beim Minister Belcredi ein getaufter Jude mit dem patriotischen Projekte auf, daß die größern jüdischen Cultusgemeinden auf ihre eigenen Kosten jüdische Freiwilligen-Bataillone errichten mögen. Belcredi hatte sich bald mit dieser Idee befreundet; galt es ja auch, die Säckel der Judengemeinden in Anspruch zu nehmen, (??) und, was noch mehr, es konnten ja im schlimmsten Falle einige Juden auf der Welt weniger werden. (!!) Der damalige Minister

des Aeußern Graf Rechberg wendete sich auch diesbezüglich mit einer Anfrage an die Wiener israelitische Cultusgemeinde, welche sich jedoch entschieden dagegen aussprach. Freiherr v. Rothschild, der Mitglied des Cultus-Vorstandes war, zeigte überdies der Regierung in einem Schreiben an, daß er an dem Tage, wo diese verrückte Idee zur Ausführung gelangen sollte, sofort sein Comptoir schließen und seine finanziellen Verbindungen mit der österreichischen Regierung abbrechen werde, — eine Drohung, die auch ihre Wirkung nicht verfehlte, denn Herr v. Belcredi ließ die Lieblings-Idee der jüdischen Freiwilligen-Corps sofort fallen." —

Muß man nicht erstaunen über diese unverfrorne Judenpresse, die da ganz ungenirt thut, als ob sie allein auf der Welt wäre! Ueberaus lustig ist freilich der Gedanke jüdischer Freiwilligen-Bataillone, welche für ihre moderne Burg Davids, den von ihnen durch und durch unterminirten Staat Oesterreich kämpfen wollten; die Sorge des Erzählers und des Baron v. Rothschild, daß dadurch einige der „Auserwählten des Volkes Gottes" weniger geworden sein würden, scheint uns doch ziemlich hinfällig, — wenn wir an gewisse andere Beweise jüdischer Tapferkeit und Bravour denken, die einige in den Schlachten erwiesen, indem sie bei der ersten Kanonenkugel sich in dem Gebüsch verkrochen und durch Nichts, trotz — preußischer Disciplin dazu zu bewegen waren, auch nur einen Schritt ins Feuer zu gehn.

Aber Herr Baron Anselm sorgte auch prächtig für seine „Leut", er schrieb sofort an den österreichischen Premierminister, daß er solches frevles Beginnen, theures Judenblut in Gefahr zu bringen, unterwegs lassen möge, sonst werde Er als Geldmann von der österreichischen Regierung seine Hand abziehn! — War's wohl möglich, daß so Etwas in frühern Jahrhunderten gesagt und öffentlich gerühmt werden konnte?

Ein jüdischer Handelsmann bietet einem ganzen großen Staat, der 30 Millionen Einwohner zählt, dieses Paroli, und diese sogenannte nach „Freiheit und Gleichheit" dürstende jetzt lebende Generation läßt in ihrer sogenannten „freien liberalen Zeitungspresse" sich diese Schmach geduldig an den Kopf werfen!!

Die ganze Anekdote zeigt deutlich: die Ratten, Mäuse, Iltisse und anderes Nachtgethier sind die Herren im großen Gebäude des österreichischen Staates und das entartete Geschlecht der Menschen, die es noch bewohnt, duldet es

nicht blos, sondern betet das Gezücht an. Wenn das mühsam in redlicher Arbeit erworbene Essen auf dem Tisch steht und — diese Thiere fallen darüber her, alsdann stehen diese Menschen geduldig daneben, sehen zu, wie jene das Beste verzehren und begnügen sich mit den Ueberresten. Ja, diese Ratten haben sich noch überdem durch geschickt verabreichte Vorzugsbissen feile Knechte gedungen, welche deren Lob und Humanität gegen ihre Mitmenschen ausposaunen, diese Zustände für moderne Civilisation und allerhöchste niemals in früheren Jahrhunderten erreichte Aufklärung belobpsalmen! . . .

Aber Baron Anselm war auch ein strenggläubiger Jude, ein herrliches Muster seiner Glaubensgenossen, wozu folgende zweite Anekdote als Belag angeführt wird.

Mit Exclusivitäten hatte Baron Anselm nicht gerne zu schaffen, wie es einmal zwei Damen des blaublütigsten Blaublutes erfuhren, die seine Beihilfe für einen Spitalbau ansuchen kamen. Baron Anselm klingelte seinem Buchhalter, ließ sich von demselben einen ziemlichen Betrag aus der Kasse bringen und wollte denselben schon den beiden vornehmen Sammlerinnen einhändigen, als ihm der Gedanke kam, die Frage an sie zu stellen, auf welcher Grundlage denn das Spital errichtet werden solle. „Auf streng katholischer", lautete die Antwort, worauf der Baron, das Geld ruhig einsteckend, trocken erwiderte: „Da will ich mich als Jude nicht eindrängen", und mit einer kühlen Verbeugung von dannen ging."

Wir haben schon oft betont, wie eifrig die Juden für die sogenannte Confessionslosigkeit ins Zeug gehen; sie aber denken nicht daran, *ihre eigene Confession* etwa *aufzugeben*. Ja, sie fühlen sich so sehr „ausgewählt"-aristokratischen Geblüts (das man vielleicht braunblütig nennen könnte), daß sie garnicht daran denken, irgend Andersgläubige an den Wohlthaten *ihres Glaubens Theil nehmen* zu lassen. Es müßte nämlich nach aller Berechnung des Eigennutzes, der eine so bedeutsame Triebfeder menschlicher Handlungen ist, höchst lukrativ in dieser unserer Zeit des so äußerst bevorzugten Judenthums sein, daß die Christen zum Judenthum überträten; allein die Religion der „Auserwählten" will *gar keine* Proselyten, sie will ihre Anhängerzahl gar nicht vermehren, viel lieber ist es ihr, daß geborne Juden, wenn sie nicht in der jüdischen Handelsbeschäftigung fortkommen, austreten und Christen werden. Deshalb ist einerseits der Uebertritt zur Judenreligion mit siebenfachen Riegeln erschwert und mit großen

Kosten verknüpft. Dies ist sattsam aus den Fällen bekannt, wo ein Jude eine Christin heirathete, und gerade deshalb wünschen die Juden die Mischehen ohne Religionshinderniß, damit die christliche Frau nach orientalischem Geschmack eine Stufe *unter* dem Gemahl einnehmen kann, während die Kinder wieder altadelig jüdischen Geschlechts werden dürfen.

Auf der andern Seite thut aber bei den Judengenossen ein Uebertritt zum Christenthum dem Convertiten gar keinen Abbruch, zumal wenn er dadurch zu einflußreicher Stellung kommt; dokumentirt zudem sonst irgendwie seine Körperconstitution oder irgend ein Gesichtszug die bekannte Racen-eigenthümlichkeit, so ist *diese Auszeichnung* überhaupt wie ein geheimer Freimaurergruß: er ist immer noch als „Einer von unsere Leut'" eine angenehme Person, wird vorzugsweise zum „Geschäft" herangezogen und man ist gleichsam dankbar gegen ihn, denn er hat ja obendrein einen Vortheil, den der Judengenossenschaft zu Gunsten der Auserwähltgebliebenen aufgegeben.

So haben sie das *Geld*, das ihnen den Adel giebt, sie haben die ganze europäische Presse, machen damit die öffentliche Meinung, beeinflussen die Regierungen, befreien sich selbst von Steuern, wissen die Staatsregalien sich zu erschleichen, schmeicheln den Massen mit Verheißungen von allerhand Freiheiten, nur um sie dadurch abzulenken und ungestört ausbeuten zu können, und der kolossale Reichthum Einzelner, wie dieses 300 Millionen-Mannes, wird durch keinen Neid vergällt, während ihre Presse jeden Grundbesitzer, der einige Tausend Morgen Land bebaut und zwanzigmal mehr Abgaben bezahlen muß, bei jeder Gelegenheit als „Feudalen, als Aristokraten und vermeintlich Bevorrechteten" verhetzt und verketzert.

Und was ist der Besitz unserer größten Standesherren, ja selbst der deutschen Fürsten, gegen denjenigen dieses einen Rothschildzweigs? Mit 300 Millionen Gulden können sich die Rothschilds im Osten Deutschlands volle 300 Quadratmeilen mit Landgütern und prächtigen Wäldern, beiläufig einen ganzen preußischen Regierungsbezirk oder ein Königreich wie Württemberg kaufen, und zwar nicht blos die Souverainetät desselben, sondern allen Privatbesitz darin mit Kind und Kegel!

Was würde das von der semitischen Großmacht bereits verelendete Proletariatvolk aller Art erstaunen, wenn sich der Rothschildbesitz von 300 Millionen in dieser Form und Gestalt vor seine Augen stellte! —

Allein das ist auch klar, wenn man bei Lebzeiten Herrn Anselm Rothschild den Vorschlag gemacht hätte, er solle seine Millionen doch in solchen Grundbesitz anlegen, so würde er über solche naive Zumuthung sehr fein gelächelt und geantwortet haben, es sei eine „unproductive" Anlage. Er wollte reich bleiben und vor allen Dingen „ungestört" die Millionen sein nennen. Denn leider ist das auch ein geradezu teuflisches Stücklein der Judenpresse, daß sie das Volk obendrein gegen jeden Grundstück- oder Fabrikbesitz oder geistlichen oder Fideicommißbesitz, so winzig auch sein Werth von einigen hunderttausend Thalern gegen die Millionen der Rothschilds ist, mit den schlimmsten Neidesworten aufhetzt, während die Semiten und Börsenfürsten geschickt ihren Besitz in anonymer Schuld- und Rententitelform im Kasten bergen und sich, wie man täglich hört und sieht, wenn sie Almosen geben, öffentlich ihrer Mildthätigkeit wegen loben und preisen lassen.

„Als am letzten Vormittage Herr Moritz v. Goldschmidt, der langjährige Prokurist des Hauses Rothschild und Freund des Verstorbenen, von Marienbad zurückgekehrt, ins Krankenzimmer trat, sagte der Sekretair: „Herr Baron, Herr v. Goldschmidt ist gekommen." Der Sterbende neigte den Kopf ein wenig zur Seite, dem Freunde entgegen und flüsterte kaum vernehmlich: „Ah, Goldschmidt!" Und dieser Name war auch das letzte Wort, das über seine Lippen kam, ein weiteres brachte er nicht hervor." Uns ist hierbei nur Das interessant, daß in Oesterreich schon die Prokuristen des Geldadels *Adelsdiplome* bekommen haben, denn daß der Prokurist Herr v. Goldschmidt einer vom auserwählten Stamme ist, leidet doch keinen Zweifel. Oesterreich ist uns entschieden schon weit „*voraus in der Kultur . . .*"

Leider scheint sich auch zu bestätigen, daß der Staat Oesterreich um den fetten Erbschaftsstempel gänzlich kommt. Es berichten die Blätter: „Jetzt liegen eingehende Mittheilungen über die letzten Verfügungen des Millionenfürsten vor. Als charakteristisch für die — Sparsamkeit des Verstorbenen mag es gelten, daß das vor sechs Jahren errichtete Testament aus Frankfurt datirt, wo Rothschild des Stempels entrathen zu können meinte, der auf dem Testamente wirklich fehlt; sonst könnte Rothschild keinen Grund zur Verlegung der Testaments-Errichtung von Wien nach Frankfurt gehabt haben, da er im Uebrigen als österreichischer Staatsbürger sich nach den österreichischen Erbgesetzen zu benehmen hatte. Eine Testamentsbestimmung, wonach er jede Anfechtung seines Willens für null und nichtig erklärte, deutet

auf seine Sorge, daß das Vermögen zersplittert werden könnte; er hat nämlich, wie das „Fremdenblatt" mittheilt, seine Töchter vollständig enterbt und nur seine drei Söhne im Testamente bedacht. Das gesammte hinterlassene Vermögen taxirt man jetzt auf 220*) Millionen. Davon erhielt den Hauptantheil der älteste Sohn Nathaniel, den nächstgrößten erhält der jüngste Sohn Albert, Ferdinand den geringsten. Es ist wahrscheinlich, daß die Brüder den Schwestern das ersetzen werden, was ihnen durch des Vaters Festhalten an der Idee eines „unzersplitterten" großen Vermögens entgangen ist. Ein Pflichttheil, den jede von ihnen gesetzlich ansprechen kann, beläuft sich auf nahezu 16 Millionen. Das Palais in der Renngasse hat Baron Nathaniel Rothschild geerbt. Die Beamten Rothschild's erhielten je einen Jahresgehalt, der alte Kammerdiener des Verstorbenen ein Legat von 10,000 fl. Die Armen bleiben auf die bekanntlich bewiesene Großmuth der Erben angewiesen."

Hieraus also erklärt sich Herrn Anselm's Zärtlichkeit für die ehemals freie Reichsstadt Frankfurt, welche Testamente ohne Stempel gestattete. „Noblesse oblige!" Besser die Rothschild'schen Erben behalten den Stempelbetrag, als ein Staat bekommt ihn! — Wir sagten ja schon: Für die reichen Juden darf eigentlich keine Stempelpflicht bestehen, so etwas ist nur für das dumme und arme Christenvolk passend und heilsam; sie müßten bei ihrem kolossalen Vermögen viel zu viel zahlen. Prof. Gneist dozirt zwar: Je größer das Vermögen, desto mehr wird's von Steuern betroffen; wir aber sagen: Je größer das Vermögen, desto mehr hat es Macht, ja selbst die ungenirteste Erlaubniß, sich der Steuerpflicht zu entziehen. Endlich ist es doch gar zu bezeichnend, wie entschieden feindlich die großen Börsenmagnaten dem römischen Erbrecht sind: der Erstgeborene erbt gleichsam Alles, die nachgeborenen Söhne Etwas, die Töchter — nichts. Also das mit so vielem Eifer von der jüdischen Presse beschützte und gehegte römische Erbrecht ist auch nur für das „Christenvolk" gut, damit sich deren Vermögen wie das Quecksilber durch den Fall zerkrümelt: das gestattet alsdann den Juden, daß sie weit leichter die Partikelchen für sich zusammenlesen können.

Und dabei schmerzt es diese Wiener Zeitungspresse

*) Andere taxirten's auf 300; noch Andere auf 500 Millionen Gulden.

noch gar bitter, daß in Oesterreich ein Erbschaftsstempel besteht und daß die Erben von Baron Rothschild von jenen 300 Millionen Gulden 6 Millionen Erbschaftsstempel dem Staat zahlen sollen. — Die armen Erben — so müssen sie unter dem „Barbarismus überlebter mittelalterlicher Institutionen" bluten!! . . . Weil Rothschild 300 Millionen hinterläßt, darum müßte, nach dem Raisonnement dieser Judenblätter, der Stempel — wenigstens für die reichen Juden abgeschafft werden, — freilich, die armen Christenleute könnten ihn ruhig fortbezahlen, auch der österreichische Grundbesitz, der bekanntlich $3^1/_2$ pCt. Kaufstempel berappen muß, kann brav vom Staat bezehntet werden, das thut nichts; zum Bezahlen und Arbeiten sind ja die Christenleute da, zum Prozentchennehmen, Sammeln und Herrschen aber — das „auserwählte Volk."

VI.

Der Tendenzprozeß Ofenheim.

(Aus der Deutschen Landes-Zeitung, März 1875.)

Die Freisprechung des Gründers und Erbauers einer mit Staatsgarantie ausgestatteten Bahn erregt mit Recht bereits die Verwunderung der ganzen Welt. Den vielfachen geheimen Fäden nachzuspüren, die hier zu einem Truggewebe der seltsamsten Art den Einschlag hergaben, während als rühriges Weberschiffchen die durch die Geldmacht beherrschte Presse hin und her die Fäden wob, ist immerhin interessant.

Daß Ofenheim heillos mit dem Concessions-Strohmann „Aktien-Gesellschaft Lemberg-Czernowitz-Jassy-Sußawa" umgesprungen ist, das ist zur Genüge bekannt. Das concessionirte Anlage-Capital betrug zusammen 62,100,000 Fl. Silber, welche Seitens der österreichischen und rumänischen Regierung mit 3,738,700 Fl. jährlich garantirt sind. Von dieser Staatslast hat Oesterreich 2,200,000 Fl. Silber auf sich, — die es natürlich stehend bezahlen muß, da die Bahn nicht rentirt. Einen solchen fingirten Capitalstrohmann von 62 Millionen brav zu plündern, das verstand der moderne Raub-Ritter Ofenheim, er nahm nur 5 Millionen davon, die Unterentrepreneure aller Art werden noch mehr als das Doppelte „verdient" haben, und so kam eine Bahn zu Stande, die sowohl leicht gebaut war als auch gänzlich unrentabel sich erwies. Die Zinsgarantie aber hat bewirkt, daß die Anlehen sämmtlich zu $^3/_4$ ihres Nominalwerthes untergebracht wurden. Bei 45 Millionen Effectivsumme und 15 Millionen Prozentchenabfall aller Art, — blieben 30 Millionen als wirklich verbaut übrig, die auch für die 71 Meilen Länge gewißlich hinreichend gewesen wären. Anstatt dessen steckt die Bahn heut noch bis über die Ohren in schwebenden Schulden.

Bei der bereits in allen Schichten des österreichischen Staats herrschenden Corruption hätte der selbst nicht ganz reine Minister Banhans gewiß ferner ein Auge zugedrückt, wenn eben die heillose Wirthschaft auf dieser Bahn nur noch irgendwie erträglich gewesen wäre. Die Pflicht des Staats zur Einleitung der Sequestration lag dabei ebenso klar vor, wo das gemeine Steuerärar des Kaiserstaats 2,200,000 Fl. jährlich Zuschüsse zu zahlen hatte. — Und doch behielt der kühnste moderne „Räuber mit Parlamentsacte" Recht, indem er voraus sagte: „Ehe ich falle, fällt Minister Banhans". Banhans ist schon abgegangen — und Ofenheim triumphirt.

Leicht war dies Resultat indeß nicht zu erlangen. Aber Ofenheim ist in Wien nicht der einzige Gründer, die Legion der Börsenmänner und Industrieritter stand ihm zur Seite, seine Verurtheilung wäre auch die ihre gewesen. Ofenheim ist ferner hebräischer Abkunft und diese Thatsache besagt genug, kurzum, die ganze Presse war für ihn und mit welchem verbissenen Aerger sie auch die einzelnen Enthüllungen des Prozesses bringen mußte, immerdar war und blieb ihr Refrain: „der Angeklagte hat innerhalb der gesetzlichen Schranken gehandelt; was nicht verboten ist, das ist erlaubt: sind die Gesetze schuld, so ändere man sie."

Freilich, das wissen auch wir, sind die Gesetze schuld. Allein wer schuf denn diese eigends so, wer gab sie für menschenbeglückende „Reformen" aus, als ganz dieselben Gesetzgeber, welche sie so kühnlich auszunutzen wußten?

Warum trat dieselbe Partei mitsammt ihrer Presse denn nicht längst mit schleuniger Aenderung derselben Gesetze auf, wozu sie täglich die Macht hatte, wenn sie so die riesigsten wirthschaftlichen Calamitäten vor sich aufsteigen sieht, daß offenbar Raub und Betrug von Millionen, den das ganze Volk verurtheilt, dennoch unbestrafbar bleiben muß? Ferner fragen wir: warum verdenkt man es uns und so zahlreichen unbefangenen Leuten gerade, wenn sie sagen: an dem wirthschaftlichen Verfall unseres Vaterlandes ist allein die moderne Gesetzgebung schuld? — Können unsere Gegner selbst als Entschuldigung solcher Ofenheim'schen Heldenthaten zuletzt keinen anderen Grund finden als den, die bestehenden Gesetze seien Schuld, so wundern wir uns nur, warum man uns gerade die Agitation gegen diese Gesetze verbieten möchte, uns deshalb der Uebertreibung beschuldigt und wer weiß alles was für Gehässigkeiten nachsagt? . . .

Ja freilich, diese modernen Gründer haben dies Recht

proclamirt: mit dem Gesetz und kraft desselben zu rauben, zu stehlen, zu betrügen, zu bestechen, kurzum das gesammte öffentliche Aerar zu plündern, und darum denken sie selbst nicht daran, solche Gesetze zu ändern, bis endlich der Staat so arm wie eine Kirchenmaus dastehen wird und eine andere gesundere Volksströmung darnach von Neuem anfangen muß, eine strengere und gerechtere Richtschnur in das gesammte öffentliche Verwaltungs- und Rechtsgebiet einzuführen. . . .

Die Freisprechung des Angeklagten aber hat somit den Grundsatz ungescheut proclamirt: das öffentliche Aerar der Staatsintraden kann ungescheut geplündert und verschleppt werden, wenn man nur mit den geplünderten Geldmitteln im Stande ist, ein straffreies Gerichtsurtheil zu erlangen.

Ist so Großartiges in früheren Zeiten jemals erhört worden?

Die Wiener Presse bewies denn auch trefflich ihr Kunststück in der Parteinahme für Ofenheim. Es kam so weit, daß der Vorgesetzte dem Vorsitzenden der ofenheimschen Gerichtsdeputation ein Schreiben zugehen ließ, worin er denselben bestärkte sich von diesem Einfluß nicht beirren zu lassen, sowie er dem Staatsanwalt seine Anerkennung zollte, daß er so trefflich die Autorität des Staats in seiner Anklagerede vertheidigt. Die Rede des Staatsanwalts Graf Lamezan gab nur correct diejenigen Anschauungen wieder, auf denen die strenge Rechtlichkeit selbst von jeher fußte; man kann sie durch und durch agrarisch nennen. Allein das war ja eben ein Gräuel für die großliberalistische Wiener Börsenwelt und sie jauchzte dem Vertheidiger Dr. Neuda mit allen ihren Posaunenstößen zu, als er diese Art der Staatsraison als „socialistisch" kennzeichnete. Diese Briefe des Oberlands-Gerichtspräsidenten von Hein wurden bekannt, — sofort erhob sich ein Sturm in der Wiener Presse, wie dieser es wagen könne, das Gericht und die Geschworenen zu beeinflussen, die ganze weitspurige Batterie von der „Unabhängigkeit des Richterstandes" wurde aufgefahren. Der Vorsitzende Baron Wittmann wurde ohnmächtig bei der Berichterstattung (Tags vorher sollte er v. Hein's Brief empfangen haben); was auch diese Ohnmacht zu bedeuten haben mochte, sie schuf wiederum 14 Tage Aufschub — kostbare Zeit für den Feldzugsplan der Presse! Der Wiener Correspondent der „Voss. Ztg." schrieb unterm 25. Februar aus seinen Wahrnehmungen darüber:

„Diese Kunstpause fällt ganz und gar zum Vortheile

des Angeklagten aus. Nicht nur daß schlimmsten Falls die Episode dem Vertheidiger einen höchst plausiblen Grund zur Nichtigkeitsbeschwerde bietet: es ist auch die Verurtheilung um 100 pCt. unwahrscheinlicher als vor 10 Tagen. Denn diese ganze Zeit über bewegen sich die Geschworenen inmitten einer Publicistik, die in ihrer Totalität mit Hochdruck im Interesse Ofenheims arbeitet. Alle Minen müssen springen, um in pathetischem Leitartikelstile gewissenhaftester (!) Ueberzeugungstreue (!!) und in witzigen (!) Feuilletons die angeblich geschädigte Unabhängigkeit zu vertheidigen, was natürlich nur ein bequemer Vorwand ist, um die Wirkung des Resumé's auf die Geschworenen von vornherein lahm zu legen, weil es ja dem Präsidenten des Assisenhofes von der Regierung in die Feder dictirt sei."

Der Erfolg dieser Schachzüge zeigte sich auch sofort darin, daß der Ritter von Hein sich über diese seine Schreiben bei dem bekannten Weltjudenblatt, der famosen „Neuen fr. Presse" demüthigst entschuldigen mußte. In einer öffentlichen Zuschrift an dies Blatt mußte er sich vertheidigen, daß er keine Einwirkung auf den Richter ausgeübt und zwar in den Spalten eines Blattes, dem in jeder Zeile der Moderduft der schnödesten Judenmoral täglich entsteigt!

In welcher maßlosen Weise aber alle österreichischen Großstadt-Zeitungen diesen Herrn v. Hein angriffen und in zahllosen Correspondenzen in alle Welt hinaus ihre hämischen Auffassungen sendeten, dafür theilen wir Folgendes aus der „Königsberger Hartung'schen Zeitung" mit, das zugleich am besten den Standpunkt dieser übelberüchtigten Zeitung charakterisirt. Diese ließ sich in denselben Tagen darüber aus Wien schreiben:

„Baron Wittmann und Graf Lamezan sind Ihren Lesern bekannt als Präsident und Staatsanwalt im Prozeß Ofenheim; wer aber ist Baron Hein, der jetzt zum ersten Male bei dieser Affaire in Action tritt? Herr Hein tout simplement war ein angehender Advokat, dem gleich Giskra und vielen Anderen, Bach die Praxis sperrte, weil er im Jahre 1848 sich nicht reactionär genug benommen. Nach Bach's Sturze wurde Herr Hein Bürgermeister seiner Vaterstadt Troppau. Als solcher in den verstärkten Reichsrath berufen (im Sommer 1860), war er dort ein wüthender Centralist, d. h. Gegner der Befriedigung Ungarns, was damals mit dem Absolutismus zusammenfiel, durch dessen Proclamirung Hein begangene Sünden abbüßen wollte. Ausdrücklich erklärte er, es falle der cen-

tralistischen Partei nicht ein, bei ihrer Perhorrescirung jeder Sonderstellung für die einzelnen „Königreiche und Länder" etwa gar an die Errichtung eines Centralparlaments zu denken. Zum Lohne dafür ließ ihn Schmerling dann zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses und Ende 1861 bei der Erkrankung des jetzt verstorbenen Barons Pontobewera zu dessen Nachfolger im Justizministerium ernennen. Als Justizminister war Hein der rein centralistische Fleischerknecht (!!), der in seinem Uebereifer Alles that, um die Nägel zum Sarge des Ministeriums zu liefern. Er verfolgte die Presse bis auf's Blut (!) und ließ die Redacteure mit Kettensträflingen zusammen einsperren, bis auch die liberale Partei unter den Deutschösterreichern alle Lust verlor, (!) das Kabinet Schmerling zu stützen. Bei Schmerling's Sturze fiel der mittlerweile zum „Baron" avancirte Hein auf den Posten eines Chef-Präsidenten des Wiener-Oberlandesgerichtes. Als solcher hat er nun in dem Prozesse Ofenheim eine Rolle gespielt, die ihm jedenfalls schlecht bekommen wird (man höre!) und die seinem servilen (?) Charakter ganz entspricht, zugleich aber auch einen neuen Skandal auf diese unglückliche Episode häuft. Den Augenblick, in dem die Entscheidung auf des Messers Schneide schwebte, hat Baron Hein benutzt, um zwei Schreiben an den Grafen Lamezan und den Baron Wittmann zu richten, welche beiden Herren eine scharfe Rüge (??) ertheilen und durch den Eindruck, namentlich auf den Schwurgerichts-Präsidenten, die eigentliche Ursache von dessen beklagenswerthem Unfalle wurden".

Das ist eins von den Pröbchen dieser preßlichen Machwerke der Gründerpresse, würdig in der Zeitung der Stadt der reinen Vernunft unter der Redaktion eines Rösler zu glänzen, während doch in Berlin keine einzige Zeitung es gewagt hat, also für die Interessen der österreichischen Gründer zu plaidiren, sondern dies Geschäft den österreichischen Zeitungen allein überließ. Wir theilen nun den Vorgang der Freisprechung selbst mit:

Das Verdict, das Obmann Lehrl verkündet, lautet:

Die Geschworenen haben auf Ehre und Gewissen die ihnen vorgelegten Fragen folgendermaßen beantwortet:

(Der Obmann verliest hierauf mit lauter Stimme die umfangreichen Fragen, welche wir dem Inhalt nach unten einschalten, und setzt zu jeder das Resultat der Abstimmung hinzu:)

1. Frage. (Zuwendung von 170,000 fl. an Herz v. Redenau aus der à conto-Zahlung).

Drei Stimmen: Ja. Neun Stimmen: Nein.

2. Frage. (Zuwendung von mindestens 8000 Pfund Sterling an die Ingenieure Mac Clean und Styleman aus der à conto-Zahlung).

Drei Stimmen: Ja. Neun Stimmen: Nein.

3. Frage. (Zuwendung von 100,000 Gulden an die Konzessionäre, von 50,000 Gulden an sich selbst und von mehr als 300 Gulden an sich selbst und an dritte Personen aus der à conto-Zahlung).

Drei Stimmen: Ja. Neun Stimmen: Nein.

4. Frage. (Zuwendung von 100,000 Gulden an sich und von 6000 Gulden an einen der Verwaltungsräthe durch Uebernahme der Grundeinlösungen).

Zwei Stimmen: Ja. Zehn Stimmen: Nein.

5. Frage. (Uebernahme der Schwellen-Lieferung behufs Ersparniß von mindestens 34,020 fl. bis höchstens 97,020 fl. zu Gunsten Brassey's und zum Nachtheile der Schwellenqualität mit einem Schaden von mehr als 300,000 fl. für die Gesellschaft).

Einstimmig Nein.

6. Frage. (Enthebung Brassey's von verschiedenen Vollendungsarbeiten, vorzeitige Ausfolgung der Kaution, Herbeiführung der Genehmigung für die Finalabrechnung, Abkommen betreffs des Michuczenidammes und Erzielung der Genehmigung für dieses Uebereinkommen, hierdurch verursachte Schadenssumme von 2,305,328 fl. 39 kr. für die Gesellschaft und von mehr als 300,000 fl. für den Staat).

Eine Stimme: Ja. Elf Stimmen: Nein.

7. Frage. (Vorspiegelung, daß ihm die Lieferanten drei Prozent der Anschaffungswerthe der Fahrbetriebsmittel gewährt und dadurch erzielter Gewinn von mindestens 32,000 fl. zum Schaden der Gesellschaft).

Fünf Stimmen: Ja. Sieben Stimmen: Nein.

8. Frage. (Zugestehung eines unberechtigten Guthabens Brassey's mit 890,752 fl. 66 kr., und Ueberwälzung auf die Linie B gegen Herabminderung auf 550,000 fl.).

Einstimmig Nein.

9. Frage. (Concession für die rumänische Linie, Zuwendung von mindestens je 100,000 Gulden an sich und drei Concessionäre und von mindestens je 10,000 Gulden an vier Verwaltungsräthe).

Zwei Stimmen: Ja. Zehn Stimmen: Nein.

Im Publikum bricht lauter und starker Beifall aus. (Es bestand natürlich aus lauter Freunden Ofenheim's.)

Präsident (strenge): Das Gesetz verbietet jede Beifalls- oder Mißfallens-Bezeugung.

Was aber sagt die Welt? — Nehmen wir ein liberales Blatt, das „Berliner Tageblatt" zur Hand. Wir wüßten wohl, wenn die Geschichte Ofenheim bei uns sich abgespielt hätte, wozu es an einigem Material auch nicht mehr fehlen dürfte, so würde dies Blatt sich weit reservirter ausdrücken, — vielleicht aus ganz anderem Register reden. Allein uns genügt sein Urtheil vollkommen. Es stellt den Aussprüchen des Staatsanwalts, welcher sicher glaubte, Ofenheim könne nicht freigesprochen werden, nun das freisprechende Urtheil gegenüber:

„Da steht es nun leider in Oesterreich, in Deutschland, in ganz Europa und allenthalben in der Welt gedruckt zu lesen — und ein österreichischer Staatsanwalt ist es, der es durch das Urtheil der Geschworenen bestätigen sieht —: „daß in Oesterreich auf dem Gebiete des materiellen Verkehrs die Grundsätze der Ethik und Moral keine Geltung mehr haben, daß das Strafgesetz auf jenes Gebiet nicht anwendbar sei, daß vielmehr eine Verwaltung wie die Ofenheim'sche vollständig unbeschränkt und vogelfrei sein könne, daß Oesterreich in einer bedauernswerthen Epoche nicht blos Geld und Gut, sondern auch Rechtsbewußtsein in der Brust jedes einzelnen Bürgers und die Sicherheit des Rechts im Staate selbst verloren habe." Ja durch den „Wahrspruch", den die Geschworenen gefällt, haben sie nach der Ueberzeugung des Staatsanwalts öffentlich bezeugt: „der österreichische Kaiserstaat sei bereits so tief gesunken, daß Handel und Wandel durch und durch bis an die Wurzel angefressen und angefault sei, daß der Kern des Volksthums in Oesterreich ungesund geworden und daß das Land seine sittliche Wiedergeburt von seinen eigenen Söhnen nicht mehr erwarten dürfe, weil es zu Allem, was es sonst verloren, nun auch noch die Ehre verloren habe.

„Das ist, wir wiederholen es, das Urtheil des österreichischen Staatsanwalts über das Urtheil der österreichischen Geschworenen, und es würde selbst uns, die wir keine Oesterreicher sind und deshalb um so weniger Rücksichten zu nehmen haben, nicht leicht werden eine härtere Kritik über dieses sogenannte „Verdict" der Freisprechung zu liefern. Es wäre sogar grausam, dieser Kritik noch etwas hinzuzusetzen; eher dürfte man fragen, ob nicht in manchem Punkte ein Anlaß vorläge sie abzumildern. Wir wollen sehen! Der Staatsanwalt hat es zwar den Geschworenen vorhergesagt, er betrachte diesen Prozeß als einen Tendenz-

prozeß, insofern er zur Entscheidung bringen wolle, „was im Rahmen des Gerichtssaals das Sittengesetz zu bedeuten habe und was der Bürgersinn des Volks für erlaubt erachte," und er hat hierauf die Antwort erhalten, das Sittengesetz habe gar nichts zu bedeuten und der Bürgersinn des Volks erachte Alles für erlaubt. Er hat ferner den Prozeß als einen politischen bezeichnet und den Geschworenen auseinandergesetzt, ihr Urtheil werde für das ganze Land von weittragender Bedeutung sein, weil es zur Entscheidung bringen müsse: „daß Reichthum, mit unreinen Händen erworben, eine Schande sei", und gleichviel lautete das Urtheil: Reichthum sei unter allen Umständen rühmlich und ehrenvoll, er möge stammen woher er wolle. Wenn demnach diese Geschworenen thatsächlich die öffentliche Meinung des Landes vorstellen, so hat Oesterreich mit dem Experiment dieses Prozesses sich selbst gerichtet, über sich selbst den Stab gebrochen."

Wir haben nie an das Vorhandensein dieser Versumpfung in Oesterreich gezweifelt, denn wir bemerkten längst die aufsteigenden mephitischen Dünste; wir meinen auch, daß wir nicht allein mit so gutem Geruch ausgerüstet sind, die große Welt wollte sie nur absichtlich nicht bemerken, weil das angenehme Vergnügen der allmälichen Corruption die besagten Unannehmlichkeiten noch weit überwog. Jetzt aber zeigt sich auch schon die weitere Fernsicht, wie diese Börsen-, Bahn- und Industriegründer-Coalition aller Art stets das entscheidende Regiment in den Ministerconseilen führte, denn da lesen wir in demselben liberalen Blatte:

„Uebrigens fallen die Vorgänge, die dieser Prozeß enthüllt hat, um so schwerer in's Gewicht, als sie den Verdacht nahe legen, daß die Clique, in deren Händen das übelberüchtigte Unternehmen der Lemberg-Czernowitzer Bahn bisher gelegen, ihre geheimen Verbindungen bis in die höchsten Regierungsstellen unterhalten hat. Volle zehn Jahre haben die unerhörtesten Mißbräuche jener Bahn-Verwaltung fortdauern können, und es muß gewiß höchst auffallend erscheinen, daß jedesmal, wenn ein Handelsminister sich endlich dahin gedrängt sah, die Bahn-Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen, sein letztes Stündlein geschlagen hatte. So fiel im Jahre 1865 das Ministerium Schmerling, nachdem kurz vorher auf die skandalöse Gründungsgeschichte der Bahn hingewiesen war und eine Untersuchung zu nahen drohte. Nach Schmerling kam Belcredi, der keine Zeit fand, sich mit der faulen Angelegenheit zu beschäftigen,

nach Belcredi folgte Beust, und unter ihm hielt Dr. Giskra dem Czernowitzer Verwaltungsrath die Stange. Aber der Einsturz der Pruthbrücken im Jahre 1869 nöthigte den Handelsminister Plener, trotz aller Vertuschungsversuche Giskra's, der Bahn mit einer Untersuchung zu drohen. Was half's? Schon im März 1870 mußte Plener abdanken, und es folgte das Ministerium Potocki mit dem Handelsminister Depretis. Auch dieser kann bald nicht umhin, der Czernowitzer Bahnverwaltung eine Untersuchung anzukündigen. Kaum indeß hat er dies zu Ende 1870 gethan, und schon im Februar 1871 ist das Ministerium Hohenwart am Ruder. Sein Handelsminister war Schaeffle. Schon im September 1871 droht auch dieser mit Sequestration, aber wiederum wird das Kabinet entlassen und Auersperg bildet das neue, in welches er Herrn Banhans als Handelsminister beruft. Banhans droht abermals der Czernowitzer Clique, Ofenheim aber antwortet ihm, es werde bei der Bahn Alles beim Alten bleiben und er selbst werde noch Generaldirektor sein, wenn Banhans längst aufgehört habe, Minister zu sein. Diese Unverschämtheit hat die Einleitung des Prozesses beschleunigt, aber sein Ausgang zeigt, daß Ofenheim Recht behalten hat: er selbst ist freigesprochen und bleibt Generaldirektor, der Minister Banhans aber ist entlassen. Sind das Alles Zufälligkeiten? Wenn man es annehmen will, so wird man auch annehmen müssen, daß der Zufall in Oesterreich eine umfangreichere Rolle spielt als in andern Staaten."

So oder ähnlich urtheilte der Berliner Liberalismus und derjenige Deutschlands überall. Wie aber verhielt sich der Wiener, wo die Affaire des Ritters vom schwarzen Gründermeer doch die eigene Sache und die eigene Partei betraf? Wo die Zeitungen täglich die Geschworenen mit der Forderung der Freisprechung bestürmten?

Wir werden am Schluß einige interessante Daten dafür liefern. Hier sei nur noch auf Eins aufmerksam gemacht: In England werden bei allen Prozessen die Geschworenen während der ganzen Dauer des Prozesses isolirt, sie kommen nicht eher wieder in Verbindung mit der Welt, als bis der Prozeß vorbei und ihr Urtheilsspruch verkündet ist. Dieser althergebrachte Gebrauch hat offenbar seine tiefe practische Bedeutung. In Wien war während des Prozesses der Ritter vom schwarzen Meere (Pontus Euxinus!) frei, die Geschworenen gingen nach jeder Sitzung nach Hause, der Prozeß selbst dauerte 8 Wochen. Wer begreift da nicht vollkommen den schließlichen Verlauf des Urtheils?

Man denke sich ferner, Dr. Strousberg wäre in ähnlichem Falle damals angeklagt worden, wo er den Armen Berlins 4000 Klafter Holz im harten Winter spendete? Wenn Jemand es dahin bringt, daß er zu stehlen versteht, ohne daß man auf der Gesichtsfläche Jemanden bemerkt, der bestohlen wird, obwohl doch nicht viel Verstand dazu gehört, um zu erkennen, daß der Beraubte die Volksgemeinschaft oder das Staatsärar selbst ist, wenn er obendrein großmüthig mit seinen Gaben um sich wirft: da kommen eben die großen Gründerexistenzen zu Tage, vor denen das Volk sich voll Anerkennung und Jubel in den Staub wirft.

So würde man auch bei uns damals den Engros-Gründer Strousberg freigesprochen haben, wo er in seiner höchsten Glorie dastand. Für Wien ist nur das auffällig, daß dasselbe auch noch nach dem „Krach" geschah. — Allein was für eigenthümliche Bocksprünge mußte in Wien die öffentliche Presse machen, wo man aus Geld- und anderen Rücksichten pro domo sprechen mußte! Nehmen wir das Wienerische erste Börsenblatt der Welt, die so interessant „wissenschaftlich, belletristisch, unterhaltend, scheinbar hochethisch und streng rechtlich" redigirte „Neue freie Presse" in die Hand. Dieses so gefeierte Blatt entblödet sich nicht, Folgendes zu schreiben:

„Das Volksgericht hat gesprochen, wie es von unabhängigen Männern (!) zu gewärtigen war. Sie haben einen verfolgten (!) Mitbürger, gegen welchen mit allen dem Arsenal der Gesetze und dem Machtbesitze (Staatsmacht?) entnommenen Mitteln eine schwerwiegende Anklage erhoben wurde, mannhaft (!) gegen dieselbe geschützt, sie haben einen kühn angelegten, geistig hochbegabten Unternehmer, der aus einer glänzenden Lebensstellung in Untersuchung, ins Gefängniß, auf die Anklagebank geführt wurde, seiner Familie, seinem Wirken wiedergegeben; sie haben durch ihren Spruch gezeigt, daß dem Volksgerichte die Macht gleichgiltig ist (aber auch das Geld?), daß es nicht beirrt wird durch die imponirende Gewalt einer von Regierungswegen unternommenen Anklage, daß die Unabhängigkeit der Rechtspflege (!!) in ihm einen sicheren Hort findet; sie haben durch ihren Spruch Oesterreich davor bewahrt, daß es zurückgeschleudert werde aus den im großen Style (sive Gründerstyl!) mit Muth, Energie, geistiger Kraft geführten schöpferischen (anstatt: schwindelhaften!) Unternehmungen in die Epoche muthloser stumpfer Resignation; sie haben dem Gewissen,

der Wahrheit, der Rechtssicherheit eine breite Gasse eröffnet (!!) und dadurch für die Ethik, für die Gerechtigkeit, für den Rechtsstaat (oh!) das Höchste geleistet. Denn daß der Bürger vor ungerechter Anklage in seiner Ehre, seiner Freiheit, seinem Vermögen (auch in seinen Räubereien?) wirksam geschützt werde, ist die erste Pflicht des Rechtsstaates, und das Volksgericht hat heute diese Pflicht für den Staat mit patriotischer Gewissenhaftigkeit (!!) erfüllt. Wenn jemals, hat sich in diesem Falle die Institution des Volksgerichts bewährt, (schönes Lob für die Geschwornen-Institution!) in einem Falle, in welchem es durch das fast erdrückende Ineinandergreifen aller Machtfactoren furchtbar schwierig wurde, die volle Unabhängigkeit (nur nicht gegen Ofenheim's goldenen Regen der Bestechung!) zu behaupten, und eine fast übermenschliche Aufgabe an die Charakterstärke des vom Staate ernannten Richters herangetreten wäre, wenn ihm der Spruch über Schuld oder Nichtschuld obgelegen hätte."

Bei Lesung dieser Phrasen könnte Einem der Verstand stille stehen, wie diabolisch alle edlen Worte der Sprache dem offenbarsten Verbrechen als schimmernder Mantel umhängt sind. Wahrlich, wenn es Jesuiten giebt, so sind diese Börsen- und Preßjesuiten die allerschlimmsten.

Wir wollen hieran nur die Folgerung knüpfen: Wer nun diesem Weltjudenbörsenblatt trotz aller seiner glänzenden „Freiheitstiraden" ferner noch ein Wort glaubt, als sei es aus lauterer, objectiver Wahrheitsliebe geschrieben, dem muß man jede Urtheilskraft absprechen, oder — man muß bei ihm andere Glaubensmotive dahinter vermuthen.

Ein anderes Wiener Organ, das „Fremdenblatt", sagt über denselben Fall: „Tragisch hat nur das deutsche Ausland den Fall genommen, das in phärisäischer Tugendhaftigkeit sich täglich die Hände wusch und dem Himmel dankte, daß es nicht sei wie diese Sünder und Zöllner am Donaustrand, das deutsche Ausland, das in den Prozeß einen Kampf zwischen Sittlichkeit und Unsittlichkeit hineinlegte, während, wie die Geschwornen erkannt haben, er nichts anderes enthält, als den Kampf zweier verschiedenen wirthschaftlichen und socialen Anschauungen."

Freilich handelte es sich nur um die Kleinigkeit: ob das bourgeoisieliberale Princip, das Ofenheim und das ganze in Oesterreich herrschende „verfassungstreue" Regiment vertritt, nochmals obsiegen werde über das agrarische gesunde gemeine Recht, das in seinem öffentlichen Gewissen

gegen die „Räuber mit dem Gesetz in der Hand" in Oesterreich zum ersten Male zu protestiren wagte!

In den jüngsten Tagen mußte natürlich die famose „Neue freie Presse" das Urtheil des „Berliner Tageblatt" und gar vieler anderen deutschen Zeitungen darüber lesen, daß sie für Ofenheim so schamlos Partei genommen, und was antwortet sie darauf? Hören wir:

„Was diese (nämlich die Berliner) Blätter in blindwüthender Gehässigkeit gegen die Deutsch-Oesterreicher aus Anlaß des Verdictes im Prozeß Ofenheim leisten, grenzt nachgerade an Wahnsinn. Oesterreich dürfte von 10 Millionen Dieben und Meuchelmördern bewohnt sein, sie könnten nicht anders schreiben.*) Kein Schimpf, der nicht auf die deutsch-österreichische Bevölkerung gehäuft wird. Wir sind ein verkommenes, entsittlichtes, verlottertes, feiles, verdorbenes, nichtswürdiges Gesindel, ehrlos und schamlos sondergleichen. Unsere deutschen „Brüder" überschütten uns mit Beweisen ihrer Liebe. Und das Alles, weil Ofenheim nicht schuldig gesprochen wurde. . . . . Wir werden die Infamie dieser Haltung der norddeutschen Presse bloßlegen und zeigen, ob es dieser ebenso gewissenlosen als verlogenen Rotte wohl ansteht, in solcher Weise über uns Oesterreicher herzufallen. . . . Wir haben ein solches Maß von schandhafter Niedrigkeit nicht für möglich gehalten, wie sie in diesen Tagen in einem Theile der deutschen Presse explodirte, und wir werden dieser Liebesweise unserer deutschen Brüder eingedenk bleiben. Darauf mögen sie sich verlassen."

Hierauf erwidert das „Berl. Tageblatt": „Mit diesen Worten schließt die Wiener „N. Fr. Pr." einen fulminanten Artikel, an dessen hochgeschraubter sittlicher Entrüstung fast die Zahl der Tausendguldennoten zu erkennen ist, mit denen das „unabhängige Weltblatt" an das Wohl und Wehe des Czernowitz-Lemberger Ringes geknüpft ist. Unsere Leser werden vielleicht bereits gemerkt haben, daß sich der künstliche Zornausbruch des genannten Wiener Blattes gegen diejenigen deutschen Zeitungen richtet, welche es gewagt haben, das freisprechende Urtheil der Geschwornen über den Gründerfürsten zu kritisiren und für eine sittliche Niederlage Oesterreichs zu halten. Jedes Verdienst (nach

*) Mit nichten, aber von einer Million Juden ist's überzogen. Man merke übrigens darauf, wie geschickt die N. f. Pr. für Juden stets das Wort „deutsch-österreichische Brüder" setzt!

der „N. Fr. Pr." wohl richtiger: jeder Verdienst) muß nach Gebühr geschätzt werden."

Wir constatiren hiermit, das ein großliberales Berliner Blatt der Wiener Kollegin hiermit jene Bestochenheit vorwirft, deren Kennzeichnung, weil wir die Wirkung so häufig sahen, uns von diesen Blättern so oft als absichtliche Verläumdung vorgeworfen wurde. „Die Freundschaft der Schlechten dauert nicht lang" und hinterher wird alsdann nur die schmutzige Wäsche ausgekramt. Wir werden darin noch viel Erbauliches erleben.

Darum warten wir ruhig ab: der krasse Riß zwischen der öffentlichen Moral und dem positiven Gesetz ist bei uns, wie in Oesterreich zu tief. Es giebt nichts, den klaffenden Widerspruch zu begleichen. Minister Banhans mußte abgehen, weil er in einigen Kleinigkeiten mit gegründet, wahrscheinlicher Weise will die Presse die Sache so drehen, daß den Börsenjobbern und jüdischen Gründern dies Räuberhandwerk wohl anstehe und als ihre specifische Domäne in dieser modernen Civilisation zu betrachten sei, während christliche Minister oder andere Beamte sozusagen „intact" bleiben müssen, während doch gerade diese Gründer alle Segel aufspannen, um solche Beamten und Männer von Geburt und Stellung zur äußeren Draperie der Soliditätsanpreisung zu benutzen. — Das kann nicht so fort gehen: schon darum nicht, weil die Geldhydra frecher als je in Oesterreich ihr Haupt erheben wird.

Wir schließen die Betrachtung mit dem Wort des Berliner Tageblatts: „Damit wären denn alle Begriffe von Recht und Anstand vollständig auf den Kopf gestellt. Um so schlimmer für Oesterreich! Der Spruch der Geschwornen hat Herrn Ofenheim freigesprochen, aber Oesterreich verurtheilt." Doch sagen wir es deutlicher: Nicht Oesterreich ist verurtheilt, sondern die herrschende Judenwirthschaft in diesem Lande.

VII.

Baron Schmule.

(Aus der Deutschen Landes-Zeitung, September 1875.)

Wir erwähnten in der „Sittenlehre des Talmud" eine Erzählung, in welcher ein Jude seines Erwerbes wegen Christ wird. Diese Thatsache kann vorkommen, aber es ist nicht gleichgültig, was der Mensch, sei er nun Heide oder Jude oder Christ, darüber denkt. Wir wollen hier eine kleine Novelle mittheilen, die wir schon mehrmals in jüngster Zeit abgedruckt fanden und zwar im vorigen Jahr in der Sonntagsbeilage des Berliner Tageblatts und in diesem Jahr im Feuilleton der Berliner Börsenzeitung. Sie ist aus Wien gekommen und hat sicherlich auch ihren Ehrenplatz in der dortigen „Neuen freien Presse" gefunden, ebenso war im Tageblatt als Quelle ein Pesther Blatt angegeben. Wir halten sie für einen ächten Repräsentanten der neuern Richtung unserer Literatur, wie eben jeder Roman, jede poetische Pièce etwas von diesem spezifisch jüdischen Geiste in sich tragen muß, wenn es sein Glück machen soll.

Jede Novelle hat ihre Tendenz, der Erzähler erzählt und unmittelbar in der Erzählung drückt sein Ausdruck, das ist die Behandlungsart des Stoffs, jedem Satz das individuelle Siegel seiner moralischen Anschauung auf. Es mag in dem vorliegenden Stoff viel wirklich Passirtes eingemischt sein, um so bezeichnender aber ist gerade die Art und Weise seiner Darstellung. Was der Verfasser lobt, hält er für recht, was er tadelt fürs Gegentheil, seine ganze Motivation ist auch hiervon durchtränkt und wir müssen daher genau bei der Mittheilung der Erzählung die erzählte Thatsache und das Urtheil des Erzählers darüber auseinander halten. Die Geschichte hat zum Verfasser den Juden Franzos; wir werden, wo er erzählt, ein „F." vorsetzen,

unsere Bemerkungen und Zwischenzeilen aber mit „Kr.“ bezeichnen. Sie führt den Titel:

„Baron Schmule,“ eine wahre und nachdenkliche Geschichte.“

F. „Wenn man aus Podolien in die Bukowina fährt oder in die Moldau, so sieht man gerade an der Grenze, wo die Straße bei Z. den Dniester überschreitet, auf einem Hügel ein stolzes Schloß liegen mit hohen, weißen Mauern und blinkenden Fenstern. Ein prächtiger Garten umgiebt es und zieht sich den Hügel hinab und weit in die Ebene hinein. Das ist vielleicht der schönste Herrensitz in Podolien und sicherlich der reichste. Er gehört dem „Baron Schmule“, wie er überall genannt wird, dem Manne, der einst Schmule Runnstein geheißen und jetzt der mächtige Freiherr Sigismund von Ronnicki ist.

„Der Mann hat einen großen Weg gemacht, er ist wie ein Pfeil nach seinem Ziele geschossen. Das gelingt nur wenigen Menschen. Denn die meisten sind wie ein Kreisel, sie bewegen sich viel, laut und rasch, aber sie drehen sich immer um sich selbst herum und kommen nicht von der Stelle. Der Pfeil macht nicht mehr, nicht lautere, nicht raschere Bewegung, aber er schießt immer auf sein Ziel los. So Baron Schmule. Er hat sein Ziel fest in's Auge gefaßt und ist sicher darauf zugeschritten, obwohl er nur — ein Auge hatte.

Kr. Hier ist schon die Thätigkeit des incarnirtesten Handelsjuden Schmule auffallend gekennzeichnet, „dem Pfeil“ glich sie, der auf sein Ziel, reich zu werden, lautlos hinfährt. Anderen Menschen ehrlicher Arbeit spricht er die höheren Geistesgaben ab, sie drehen sich im Kreise, kommen nicht von der Stelle — im Gelderwerbe nämlich.

F. Aber — auch er war ursprünglich ein Kreisel und nur durch ein Ereigniß ist er zum Pfeil geworden: durch einen Peitschenhieb. Es ist eine ganz sonderbare Geschichte. . . .

Vor mehr als vierzig Jahren war's, da lebte in Z. eine blutarme Wittwe, die sich und ihren Sohn durch ein Gewerbe ernährte, von dem zwei Menschen in einem so kleinen Städtlein schwerlich satt werden — sie war eine Zuckerbäckerin. Diese Frau hieß Miriam Runnstein. Der Sohn half der Mutter, kaum daß er gehen und rechnen konnte: er war der Verkäufer der Waare. Unermüdlich lief der kleine Schmule durch die Straßen und rief: „Kauft Fladen! Fladen und Zuckermandeln! Kauft! Kauft!“

Aber es giebt wenige Nascher in der „Gasse“, und

Hochzeiten und Beschneidungen, wo man eine Zuckerbäckerin ins Haus nimmt, kommen auch nicht täglich vor. Die Kreuzer flossen nur sehr spärlich in die kleine Wirthschaft, und der Hunger thut weh, und der arme Schmule weinte oft bittere Thränen über seinem süßen Kram.

Die beste Kundschaft die er hatte, wohnte eine halbe Meile vom Städtchen, hoch oben auf dem Schlosse. Dieses Schloß gehörte damals dem Baron Polanski, Alfred Polanski, der überaus reich war und trotz seiner Verschwendung kaum mehr verbrauchen konnte, als das Erträgniß seiner ungeheuren Güter. Er lebte fast nie auf dem Schlosse, weil es ihm da zu still und zu langweilig war, sondern entweder in Paris oder in Baden-Baden. Und zwar lebte er in Baden-Baden, wenn seine Frau in Paris war, und ging nach Paris, wenn seine Frau nach Baden-Baden kam. Es war das eine friedliche Vereinbarung zwischen den Gatten und sie vertrugen sich im Uebrigen ganz gut. Auch der einzige Sprößling aus dieser Ehe, der junge Baron Wladislaus, lebte nicht auf dem Schlosse, sondern wurde in einer berühmten Jesuitenschule bei Krakau erzogen.

Es hauste also oben nur das Gesinde. Nun kennt man wohl das Sprichwort der Polen: „Er ist faul und genäschig, wie ein Lakei.“ Das traf auch diesmal zu. Der kleine Schmule fand immer seine Rechnung dabei, wenn er mit seinem Korbe hinaufgekeucht kam, und machte daher unverdrossen in Sonnenhitze und Winterkälte den weiten Weg. Freilich bekam er auch schier zu jedem Kreuzer einen Puff, aber daran wird ein jüdisch Kind in Podolien mit der Zeit gewöhnt.“

Kr. Man sieht, die Juden sind immerdar die Märtyrer der ganzen Welt, die absolut unschuldig Leidenden. Sie thun nie Unrecht, wo sie Schläge empfangen, obwohl doch, wenn's der Fall gewesen, der kleine Schmul wohl sich „schmulmäßig“ betragen haben wird.

F. So war er allmälich dreizehn Jahre alt geworden, und wer weiß, wie lange er mit den Fladen und Zuckermandeln seiner Mutter herum hausirt hätte, wäre nicht plötzlich jenes Ereigniß eingetreten, welches ihn aus einem Kreisel zu einem Pfeil machte.

Das war im August an einem sehr heißen Tage und gegen die Mittagsstunde. Da keuchte Schmule wieder einmal den steilen Weg zum Schlosse empor und lief fast, trotz der großen Hitze. Denn diesmal hatte er es besonders eilig, es war Freitag und im Hause kein Kreuzer, den

Sabbath zu rüsten. Und wenn der Hunger an jedem Tage weh thut, am Sabbath thut er doch doppelt weh.

Wie Schmule so hinauflief in seiner Herzensangst und berechnete, was noch in der letzten Stunde Alles zu kaufen sei, überhörte er es, daß Hufklang immer näher scholl, bis er sich endlich nur noch knapp durch einen Sprung vor dem Reiter retten konnte, der im Galopp den steilen Weg herabgesprengt kam. Es war ein blasser Jüngling mit einer Jagdbüchse auf der Schulter — der junge Baron Wladislaus Polanski, der eben zu den Ferien nach dem väterlichen Schlosse heimgekehrt war. Er lachte laut auf, als er den häßlichen Judenjungen gewahrte, der vor Schreck zitterte und in seiner Angst vergessen hatte, die Kappe zu ziehen. Dann wandte er sein Roß und ritt langsam auf Schmule zu, bis er dicht vor ihm hielt. Dieser drückte sich zitternd an die Bergwand.

„Warum hast Du nicht gegrüßt, Du Judenhund?" fragte der junge Baron und schwang die Reitpeitsche.

„Weil ich . . so er . . schrocken . . war," stammelte Schmule.

Der junge Mann ließ die Reitpeitsche sinken und dachte einen Augenblick nach. Dann lachte er hell auf. „Also Du fürchtest Dich sehr vor dem Pferde?" fragte er. „Nun — so höre. Du stellst Dich hierher" — er wies auf die Mitte des Weges. „Hierher", wiederholte er zornig, und der Junge stellte sich zitternd auf den angewiesenen Platz. „Und von dieser Stelle rührst Du Dich nicht, bis ich Dir es erlaube — hörst Du? Weh' Dir, wenn Du nur einen Schritt thust" — er griff an seine Büchse — „bei allen Heiligen, ich schieße Dich nieder wie einen tollen Hund!"

Damit sprengte er wieder den Weg empor, wandte dort sein Pferd und kam blitzschnell wieder den Weg herabgesprengt und gerade auf den Jungen zu. Zitternd, in Todesangst, sah dieser das Pferd herankommen — ein Nebel legte sich vor seine Augen — im nächsten Augenblick sprang er bei Seite und — die Hufe des Pferdes traten nur den Korb, den er umgehängt trug und zertrümmerten ihn, daß die Süßigkeiten im Staube umherrollten. Auch der Knabe fiel nieder, aber nur von der Erschütterung.

„Hundsblut — Du hast Dich doch gerührt!" rief der Baron und riß die Büchse von der Schulter. Dann aber besann er sich doch und begnügte sich, mit der Reitpeitsche rasend auf den Jungen einzuhauen, der sich zu seinen

Füßen wand. Bald schlug er mit der Gerte drein und bald mit dem Knopfe.

Da schrie Schmule entsetzlich auf, griff nach seinem rechten Auge und sank bewußtlos zusammen.

Der junge Baron sprengte davon.

Eine Stunde später brachte ein barmherziger Bauer auf seinem Heuwagen den noch immer bewußtlosen Knaben mit dem blutigen, furchtbar entstellten Antlitz in die Judenstadt und der Mutter ins Haus. Es soll nicht gesagt werden, was diese dabei litt und wie sie sich geberdete — dergleichen läßt sich ja nicht erzählen."

Kr. Bis hierher wird der echte, leibhaftige „Raubritter" auf die Bretter geführt. Wie ein Geßler soll der junge Reiter den Schmule zum launenhaften Ziel seines Reiterkunststücks gemacht haben — ohne jeden Anlaß, aus reiner Wildheit. Und zuletzt soll er ihn noch dafür so jämmerlich schlagen, daß er das Auge verliert. Doch — das geht ja nicht anders, Schmule soll ja der Heilige der Erzählung sein, auf sein Heldenhaupt soll sich das Interesse des Lesers senken. Darum ist der Baron so wild gezeichnet, — wenn man doch die „Mache" nicht kennte! ... Der Grundbesitzer ist in dieser Art Darstellung immer der „Feudale", Gewaltthätige, ein Prügeltyrann. Nun war einstmals der Lehnsritter bevorrechtet, doch heutzutage ist der Gutsbesitzer, mag er adelig oder bürgerlich sein, nichts weiter als ein Landbebauer, wie jeder andere Bauer, — wer kann noch Vorrechte nachweisen? — Im Gegentheil ist der Grundbesitz im Wirthschaftsleben arg geschädigt in den Zöllen, in den Differenzialfrachttarifen, in der Besteuerung, denn eine Million, in Grundbesitz angelegt, trägt, das haben wir mit Zahlen nachgewiesen, zwanzig Mal mehr öffentliche Abgaben und Lasten in Gemeinde, Kreis, Staat, Kirche, Schule, als eine Million Rentenbesitz im sichern Arnheim. Diese Thatsache wird übrigens durch die Handlungsweise der reichen Juden selbst bewiesen: sie könnten mit ihrem Vermögensbesitz alle Landgüter Preußens kaufen, so viel haben sie, allein sie — danken schön, denn sie wissen sehr wohl, daß dies eine „höchst unrentable" Capital-Anlage wäre. Ein artiges Gütchen so nebenbei, das die Annehmlichkeiten eines Sommer-Aufenthalts bietet, das findet man bei den reichsten, sonst sind ihnen die Hypothekenzinsen der Güter zehnmal lieber als der Besitz der Güter selbst. Aus der Ungunst, der der Landbau unterliegt, ist der alte Adel Schritt für Schritt verarmt, er wird fort und fort decimirt

und doch entdeckt man so seltsam wenig sogenannte „heruntergekommene Subjecte“ unter dieser Klasse, obwohl die sog. Ehre alles Andere leichter aufgiebt als den Titel Graf, Baron und das Wörtchen „von“. Zeugt dies nicht Alles davon, daß in unserem alten Adel immerhin ein rechtschaffenes, tüchtiges Blut fließt? Untergehende Klassen zeigen immer in ihren Individuen Sittenverwilderung und Verbrecherthum in stärkerem Maße, als sonst normal gedeihende. Die Juden aber, dagegen kann sich doch kein offenes Auge verschließen, steigen sichtlich aufwärts und wie sieht's bei ihnen aus? Schon Friedrich Wilhelm III. bemerkte in seiner auf die Generalberichte des preußischen Justizministeriums erlassenen Cabinetsordre vom 29. April 1840, „daß die verhältnißmäßig große Anzahl der jüdischen Verbrecher auffallend sei“, und erforderte die „Ansicht“ des Justizministers „über die Gründe dieser Erscheinung“. Der Bericht ging nach dem Tode des Königs unter dem 7. Januar 1841 dessen Nachfolger, König Friedrich Wilhelm IV. zu, und es kommt in diesem Berichte eines preußischen Justizministers folgende Stelle vor:

„Es ist zunächst von Interesse, die Gattungen derjenigen Verbrechen in's Auge zu fassen, wegen welcher die Juden hauptsächlich und vorzugsweise angeklagt werden. Aus den Geschäftslisten ergiebt sich, daß es hauptsächlich die Anklagen des Betruges, der Fälschung, des Bankerotts, des Wuchers, der Steuerdefrauden und Contraventionen, des Diebstahls, der Diebeshehlerei und des Ankaufs gestohlener Sachen, des Meineides, überhaupt des unerlaubten Eigennutzes sind, welche gegen die Juden gerichtet werden. Die Zahl der Verbrechen gegen die Person ist gering; ebenso verüben sie selten Verbrechen aus Leidenschaftlichkeit [also aus kalter Berechnung!], und solche Verbrechen, welche persönlichen Muth und Verwegenheit erfordern. [Ueberhaupt ist ja die „Courage“ der Juden sprichwörtlich geworden!] Die vorherrschende Triebfeder bei ihren Vergehungen ist der Eigennutz, die Sucht nach Gewinn.“

So stehen Jude und adeliger Grundbesitzer in moralischer Tüchtigkeit einander gegenüber, und doch dichtet Herr Emil Franzos dem Juden Tugend und alle mögliche Bürgernobleſſe an, während er den Landjunker zum sittlichen Scheusal herabwürdigt. Nun mag es, wie überall, an einzelnen solcher Exemplare im Leben nicht fehlen, das könnte ihn entschuldigen, obwohl ein gewissenhafter Schriftsteller sonst andeutet, daß er es mit solchem Ausnahmeexemplar zu thun hat; wenn man aber damit die Darstellung seines

Handelsjuden von der sittlichen Seite her betrachtet, so merkt man nur zu sehr die Absicht.

F. „Der Arzt wurde geholt, brachte Schmule wieder zum Bewußtsein und wusch und verband seine Wunden. Auch gab er gute Hoffnung auf seine baldige Genesung. Aber das rechte Auge war verloren; es war ausgeronnen, und unheimlich starrte Einem die leere Augenhöhle entgegen. —

Am Tage, als Schmule zuerst wieder außer Bette war, kam ein unerwarteter Besuch — der dicke Gregor, der Leiblakai des jungen Barons. Er brachte zwei Dukaten und erklärte, sein junger Herr sei bereit, aus Erbarmen auch den Arzt und den Apotheker zu bezahlen, wenn Schmule von jeder Klage abstehen wolle. Aber dieser sprang wild auf. „Geht!" schrie er und sein einziges Auge funkelte dabei so unheimlich, daß der dicke Mann schnellstens gehorchte und daheim rapportirte: „Halten zu Gnaden, Herr Baron, aber ich glaube, Sie haben diesem Juden nicht blos das Auge herausgeprügelt, sondern auch den Verstand — der Kerl war wie ein Thier." — —

Kr. Jetzt kriegt's der Bediente, er ist ein schlechter Kerl — gegen den heiligen Schmule!

F. „Als Schmule ausgehen durfte, war sein erster Gang zum Gerichte. Der Gemeindevorsteher erbot sich mit ihm zu gehen, aber Schmule lehnte es ab. „Ich danke Euch", sagte er, „aber ich bin kein Kind mehr — der Schlag hat mich plötzlich um zehn Jahre älter gemacht. Auch will ich ja nur mein Recht suchen."

Er ging zum Richter und brachte seine Klage an. Die wurde aufgenommen und der Prozeß begann und wurde geführt, wie — wie der Prozeß eines armen Judenjungen gegen einen polnischen Baron in Podolien geführt zu werden pflegt. Aber das Urtheil kam wenigstens rasch, schon nach einem Monate. — Da wurde Schmule zum Gerichte gerufen und der Herr Mandatar schrie ihn hart an: „Du hast gelogen, Jud! Du bist dem gnädigsten Herrn Baron nicht ausgewichen und hast Dich dicht an das Pferd gedrängt und da hat Dich die Peitsche unversehens getroffen. Sei froh, daß Dich der gnädigste junge Herr nicht wegen Verläumdung verklagt, sei ihm dankbar! Und jetzt — trolle Dich!"

Kr. Zum Dritten bekommt's auch der Richter — auch er ist Judenfeind, er spricht falsch Gericht gegen den heiligen Schmule!

F. „Schmule ging heim. Als er zu seiner Mutter in

die Stube trat, schrie diese entsetzt auf: „Kind, wie siehst Du aus? Ist Dir wieder ein Unglück geschehen?“

„Ja“, erwiederte er, „ein noch größeres Unglück — ich habe mein Recht nicht bekommen können.“ Dann murmelte er allerlei vor sich hin und sagte dann wieder laut: „Ich will thun, wie der Herr Richter von mir verlangt hat — ich will ihm dankbar sein . . .“

„Sohn“, schrie die alte Frau in Todesangst, „ich sehe es an Deinem Gesichte — Du wirst Dich in das Schloß stehlen und wirst ihn im Schlafe ermorden.“

Kr. Die Mutter dachte offenbar zu Großes von der Courage des kleinen Schmule. Er ist auch viel zu gescheut, sich hängen zu lassen. Er weiß, was er ungestraft thun kann und was sie alle thun, diese Semiten: er will ein reicher Mann werden.

F. „Nein“, erwiderte Schmule und lächelte. „Das wäre freilich auch ganz gut, aber dann werden sie mich aufhängen und wer soll Dich ernähren?! Nein — ich muß es auf andere Art versuchen — ich muß ein reicher Mann werden.

„Gott hat Deinen Verstand verwirrt“, klagte die Mutter. Und noch heftiger weinte sie, als Schmule ihr seinen Entschluß sagte, nach Czernowitz auszuwandern. Aber er blieb fest dabei. Er verkaufte das Einzige, was sein war und durch seinen Abgang in der Wirthschaft entbehrlich wurde — sein Bett und sein Bettzeug. Dafür bekam er fünf Gulden, weil er noch einige Gebetbücher (!) darauf gab. „Ich werde meinen Gewinnst ehrlich mit Dir theilen“, versprach er seiner Mutter beim Abschiede. Mit den fünf Gulden ging er nach Czernowitz und kaufte sich dort einen kleinen Kram von Zündhölzchen, Seifen, Pomaden und Federn und hausirte damit in den Gasthäusern und auf den Gassen herum. Und weil er unermüdlich war und für sich selbst fast gar nichts brauchte, so konnte er nicht nur seine Mutter unterstützen, sondern auch etwas zurücklegen.

Nach zwei Jahren war er so weit, daß er diesen Handel aufgeben und einen anderen, einträglicheren beginnen konnte. Er wurde nämlich ein „Dorfgeher“, was ein furchtbar mühsames Gewerbe ist. So ein Mensch wandert mit einem großen Pack auf dem Rücken, in dem sich Alles findet, was Bauern brauchen können, von Dorf zu Dorf und von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Er wird meist nicht in Geld bezahlt, sondern in Früchten und Fellen. Aber eben dadurch wird das Gewerbe einträglich.“

Kr. Das glauben wir, denn das leistet dem Prozentchen-Gewinn gar artig Vorschub.

F. „Nachdem er drei Jahre Dorfgeher gewesen, kehrte er zur Stadt zurück und eröffnete in einer Nische am Marktplatze einen Laden von tausend Kleinigkeiten. Auch dies Geschäft gedieh und er konnte bald ein ordentliches Gewölbe miethen und seine Mutter reichlicher unterstützen. Aber er selbst lebte nach wie vor fast nur von trockenem Brode und gönnte sich höchstens am Sabbath ein Stücklein Fleisch.

Als er dreiundzwanzig Jahre alt war, zehn Jahre nachdem er von Z. gegangen, starb seine Mutter. Sie starb in seinen Armen. Als er sie begraben hatte und die achttägige Trauerzeit vorüber war, kehrte er nach Czernowitz zurück. Der Zufall fügte es, daß bei der Ausfahrt aus dem Städtchen der Baron Wladislaus Polanski im glänzenden Phaëton bei ihm vorüberfauste. Er hatte damals gerade die Verwaltung seiner Güter übernommen. „Es ist gut, daß er mir gerade jetzt begegnet", sagte Schmule zu seinem Reisegenossen, „der Schmerz hätte mich sonst eine Zeit lang lässig gemacht." (Kr. Sehr bezeichnend!)

Nun stand Schmule allein in der Welt, aber er arbeitete so fieberhaft fort, als müßte er eine große Familie ernähren und ward so allmälich ein wohlhabender Mann. Und weil er dabei auch tüchtig und ordentlich (Kr. Ungemessenen Schacher machen und Vortheil nehmen, wie es nur geht, ohne sich „kriegen zu lassen", das gehört nämlich mit zur Tüchtigkeit und Ordnung beim Juden) war, so gelang es ihm trotz seiner Einäugigkeit, eine der reichsten Erbinnen der Stadt zur Frau zu bekommen. (Kr. Jetzt kommt's „Geschäft" mit der Frau.) Nun gründete er ein großes Geschäft mit ausgedehnten Niederlagen und mit einer glänzenden Firmatafel: „Gemischte Waarenhandlung von Samuel Runnstein." Und als ob er damit sich noch nicht genug Arbeit geschafft hätte, etablirte er daneben noch ein großartiges Weingeschäft. Jetzt erst zeigte Schmule so recht, welche ungeheure Arbeitskraft und Entschlossenheit in ihm steckte. Er durchreiste Deutschland und Frankreich, dann Rußland und die Moldau und schuf sich überall neue Ankaufs- und Absatzquellen. Nach zehn Jahren galt er als einer der reichsten Kaufleute der Gegend.

Da starb seine Frau, nachdem sie ihm ein Töchterchen geboren. Nun brachte Schmule einen neuen Plan

zur Ausführung, er verkaufte seine beiden Geschäfte mit großem Nutzen und wurde Getreidehändler."

Kr. Die Handelsleiter scheint ziemlich richtig dargestellt zu sein, „mit großem Nutzen" putzt er einen seiner Mitbrüder an und nun geht's an den Landbauer, der ist mit baarem Geld in der Hand am lucrativsten zu schröpfen. So wird er in kurzer Zeit — Millionär, wodurch? durch ungemessene Profitchenmacherei, ohne daß er jemals der Menschheit einen wirklichen Dienst in der Vermehrung der Production von Gütern erwiesen, nicht einmal einen Strumpf strickt er, was doch noch jedes alte Mütterchen thut, er legt sich allein darauf, von dem Werth der Arbeit von anderen hunderttausend redlich schaffenden Menschen für sich einzuheimsen und zuletzt in Uebernahme von Armeelieferungen die Kassen eines Staats durch Uebervortheilung zu schröpfen. Das ist die gerühmte „Pfeilnatur", die ihr „Recht" sucht. Die französischen und englischen Romane und Dramen schicken ihren Helden doch noch aus Anstand gegen die eigene Nation in die fernen „Colonien", wo er reich zurückkommend, nur „Fremde, barbarische Wilde" also beluchst hat, — ohne die Art und Weise, wie dies geschah, näher zu beschreiben. Ein deutscher Schriftsteller, wie Emil Franzos, macht das besser: er erzählt sehr wohlgefällig die geheimste Schlangenwindung solcher Millionenerschacherung, wie sie an den Mitmenschen des eigenen Landes, an den Mitbürgern practizirt wird: das kann nur eben ein Jude selbst vollbringen. Freilich, er hat entschiedenes Erzählertalent und er nützt es lucrativ aus, indem er den Juden Angenehmes erzählt. So Etwas ist begreiflich! . . . Wie aber solche Millionen so rasch gewonnen werden, davon bieten die eigenen Aussprüche solcher Gewinner die beste Gewähr, wenn man etwa uns nicht glauben wollte:

„Die Million bringt Keiner zusammen, ohne das Zuchthaus mit dem Aermel zu streifen", das ist die Devise des jüdischen Baron Schei in Wien. „Schreiben Sie es mir auf meinen Grabstein", rief der Gründer der Baronie Königswarter mit seelenruhig-zufriedenem Schmunzeln einem Aktionär zu, der ihm in einer Generalversammlung seine Heldenthaten mit den dazu gehörigen Titeln ins Gesicht warf. Alle aber schlägt um ein Paar Pferdelängen der jüdische Baron Wertheim, der jetzt bei den Liquidirungen seiner vielen „Gründungen" ebenso viel verdient wie in den schönsten Tagen der Hausse. „Das Project ist so auskalkulirt, das ihm criminalrechtlich gar nicht beizukommen ist", tröstete er einmal die geschundenen Aktionäre,

und einem Einfaltspinsel, der ihn an die Moral erinnerte, schleuderte er verächtlich das geflügelte Wort ins Gesicht: „Hier steht nicht die Moral auf der Tagesordnung, sondern das Geschäft."

Dies gilt vom realen Leben und ist begreiflich, denn dasselbe bietet stets Ausnahmen von der Moral, straft sie aber auch mit Zuchthaus und Kerker und Tod. — Was aber soll man sagen, wenn die Novellenpoesie eines Emil Franzos solche Thaten als Heldenstücke und zur glorreichen Nachahmung feiert?? Es ist eben — Judenpoesie, das erklärt Alles.

F. „In Podolien, Bessarabien und in der Moldau kaufte er an, und nach dem Westen verkaufte er. Nur bei einem Gutsbesitzer kaufte er nie, bei dem Baron Wladislaus Polanski, obwohl ihm der Verwalter desselben dringend ein günstiges Angebot machte. Der arme Mann war nämlich in beständiger Verlegenheit, wie er die ungeheuren Summen, die sein Herr brauchte, zusammenscharren sollte. Denn was dem alten Baron trotz seiner Verschwendung kaum gelungen, das brachte Wladislaus glänzend zu Stande: er verspielte in jedem Monate so viel, als er im Jahre einnahm. Seine Gattin, eine Dame aus Französischer Familie, that gleichfalls redlich das Ihrige, den ungeheuren Reichthum des Hauses zu untergraben. Und so war der Verwalter in Nöthen und Schmule wäre ihm sehr gelegen gewesen. Aber dieser lehnte ab und erwiderte mit sonderbarem Lächeln: „Ich hab' mir einmal, vor fünf und zwanzig Jahren, das Wort gegeben, daß ich mit Ihrem Herrn nur Ein Geschäft auf Erden abschließen will. Und das Geschäft ist noch nicht reif . . ."

Kr. Hier scheint es fast, als ob sich der Jude einbildete, er hätte dem Baron eine Wohlthat erwiesen, wenn er dessen Getreide auch gekauft hätte. Freilich an solcher Einbildungsgabe fehlt es den Semiten nicht, so mancher Geldmann im Osten betrachtet sich als der irdische Gott der Landleute, indem er sie am lebendigen Leibe buchstäblich zu Tode rupft.

F. „Die Zeit verging, Schmule ward immer reicher, heirathete wieder eine Frau, die ihm große Mitgift zubrachte, (Kr. Wieder ein Geschäftchen!) und dann kam das Jahr 1848 heran und in diesem wilden Jahre ward aus dem reichen Manne ein Millionär. Herr Sigismund Runnstein, wie man ihn nun, wo er so reich war, allmählig respectvoll zu nennen begann, hatte die Verproviantirung der Russen in Ungarn übernommen und dabei ein ungeheures Ge-

schäft gemacht. (Kr. Das glauben wir, so Etwas schlägt schon in den Bereich der haute finance.) Von da ab setzte er sich zur Ruhe und erwiederte immer, wenn man ihn zu einer neuen Unternehmung einlud: „Ich warte!"

„Er hatte nicht lange zu harren. Man kann auch mit einem riesigen Vermögen fertig werden, wenn man ein riesiger Verschwender ist. Zwei Jahre noch und Baron Wladislaus sammt Gemahlin konnten nicht mehr in Paris leben und auch in Z., wohin sie sich zurückgezogen, hatte das seine Schwierigkeit. Denn von all' ihren Gütern gehörte in Wahrheit kein Grashalm mehr ihnen, und von allen Seiten drängten die Gläubiger auf sie ein. Die Baronin kehrte zu ihrer Familie nach Frankreich zurück und der Baron, der wohl oder übel zurückbleiben mußte, suchte seinen Trost im Champagner und dann in der Schnapsflasche.

Da konnte er plötzlich freier aufathmen, das Drängen der Gläubiger hörte mit einem Schlage auf. Schmule hatte alle Wechsel und Forderungen an sich gebracht und seine Million daran gesetzt. Das ist das erste schlechte Geschäft, das Schmule Nunnstein in seinem Leben gemacht hat, sagten die Leute, (Kr. Nämlich die Juden, die vom Landbesitz nichts halten) und wunderten sich darüber, und noch größer ward ihre Verwunderung, als Schmule anscheinend gar keinen Schritt that, seine Forderungen geltend zu machen.

Aber dieser war nicht unthätig. Er hatte ein Majestätsgesuch an den Kaiser gerichtet und um die Gnade gebeten, Güter erwerben zu dürfen. Denn damals durften die Juden in Galizien keinen Grundbesitz erwerben. Er war selbst nach Wien gereist, sein Gesuch zu unterstützen. Aber es war vergeblich. „Hätt' ich einen Mord begangen", sagte Schmule, als er zurückkam, „ich hätte mich vielleicht frei machen können. Aber dieses Ziel ist nicht zu erreichen."

Kr. Echt jüdische Sentenzenreiterei. Längst können sie alle Reiche der Welt erwerben und wenden sich doch nicht dem Ackerbau zu! Wenn Herr Schmule sich für seine ersten Ersparnisse als Streichholzhändler einen Kossäthenhof erkauft und von diesem sich redlich aufgearbeitet hätte: ob er wohl auch alsdann Millionär geworden wäre? — Der Kreisel . . . und der Pfeil, das Bild giebt zu denken . . . wenn nun alle die Millionen Kreisel hätten Pfeile wie Schmule werden wollen??

F. „Dann ging er lange Tage brütend umher, er kämpfte einen schweren Kampf. Endlich war sein Entschluß

gefaßt, er trat vor sein Weib hin, welches er sehr liebte, und sagte zu ihr: „Ich bin entschlossen, mich taufen zu lassen und Christ zu werden. Erschrick nicht, weine nicht — höre mich ruhig an. Ich muß es thun. Mein ganzes Leben wäre sonst eine Lüge, eine Narrheit, eine verfehlte Spekulation. Ich weiß, daß ich Gott damit beleidige, ich weiß, daß er mich einst hierfür furchtbar strafen wird. Aber ich muß (!) die Güter des Polanski erwerben. Ich habe entbehrt und gearbeitet, wie vielleicht noch kein Mensch auf dieser Erde. Ich will nicht meinen Lohn dafür, ich will nur mein Recht. (!) Also — es ist keine Frage, daß ich es thun muß. (!) Aber von Dir fordere ich es nicht. Wie sehr Du mir lieb bist, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es wird mir entsetzlich sein, wenn Du von mir gehst, aber ich will nicht auch Deine Seele belasten. Ich nehme den Schmerz als eine gerechte Strafe auf mich. Ich muß es thun. Gott sei mir gnädig!"

Kr. Er muß es thun, dies erinnert lebhaft an die Lehre der Rabbiner vom Willen; wenn sie unrecht thun, sind sie's nicht, — ist's ein anderer Teufel gewesen. Uebrigens hat Schmule seinen ausgewählten Gott nicht für so ungnädig gehalten, er konnte doch nicht so unvernünftig, wie der beschränkte Kaiser in Wien sein? Er wird schon heimlich mit ihm's Geschäft abgemacht haben, — hat ihm eine schöne Synagoge oder sonst was gebaut.

F. „Auch sie liebte ihn sehr, aber sie konnte den Glaubenswechsel nicht übers Herz bringen. Sie schieden. Schmule trat zur katholischen Kirche über und nahm den Namen Sigismund Ronnicki an. Auch seine eben herangeblühte Tochter aus erster Ehe ließ sich mit dem Vater taufen und erhielt den Namen Maria."

Kr. Natürlich die Kalla muß mit Christin werden, sie kann unter den Christen durch das Geld ihres Vaters eine „hohe Partie" machen, auch ein Geschäft.

F. „Welches ungeheure Aufsehen dieses Ereigniß im ganzen Lande erweckte, läßt sich gar nicht beschreiben.

Am Tage nach der Taufe machte Schmule alle seine Forderungen gegen Wladislaus geltend. Es geschah, was vorauszusehen war. Die Güter kamen zur Feilbietung und Schmule erstand sie. Der Baron verschwand — man wußte nicht, wohin er sich gewendet hatte. Schmule zog auf das Schloß bei Z. und lebte dort mit seiner Tochter Maria.

Im Jahre 1854, als der Staat rüstete und sehr viel Geld brauchte, kaufte sich Schmule um eine ungeheure

Summe die Freiherrnwürde. (Kr. In Oesterreich sehr gewöhnlich!) Aber noch, sagte er häufig, habe ich nicht mein ganzes Recht — es fehlt noch etwas.

Auch dieses sollte der strebsame Mann erlangen. Man erfuhr eines Tages durch die Polnischen Zeitungen, daß der unverbesserliche Vagabund und Trunkenbold Baron Wladislaus Polanski durch einen edlen Wohlthäter für Lebenszeit versorgt worden sei.

So war es auch. Der „edle Wohlthäter" war der Baron Sigismund Ronnicki. Er hatte den Vagabunden in Lemberg im buchstäblichen Sinne des Wortes von der Straße aufgelesen und gab ihm auf seinem Schlosse eine Zufluchtsstatt. Nur keinen Schnaps bekam er. Und warum? „Wenn er Schnaps trinkt," sagte Schmule, „so denkt er nicht nach. Und er soll nachdenken. Ich will mein Recht haben."

Kr. Man sehe den leibhaftigen Shylock mit dem Pfund Fleisch. Was heißt hier das großspurige Wort „Recht?" Nichts als elende niedrige Rache, die ein Verbrechen gegen das Christenthum ist, zu dem er sich doch bekennt. Allein was kümmert ihn Christenthum? das ist ein Mantel, den er „des Geschäfts" wegen umgenommen. Er bleibt Jude. Wie anders würde ein Schriftsteller, der auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes stände, diese letzten Handlungen beschrieben haben? Allein Emil Franzos ist eben auch ein Jude und schreibt Judennovellen für sein Volk und für die Börsenzeitungen.

F. „Aber der Trunkenbold that dem neuen Herrn seines Schlosses nicht lange den Gefallen.

Im Hochsommer des nächsten Jahres war auf dem Schlosse ein großes Fest. Baron Ronnicki verheirathete seine einzige Tochter mit einem magyarischen Adeligen — einem Husaren-Rittmeister (Kr. Nun ist das Wort der Edlen in Juda erfüllt.) An dem festlichen Abend gelang es Polanski, Schnaps zu bekommen. Er trank sehr viel und taumelte dann zum Thore hinaus und den Weg hinab, auf dem er einst, vor fünfzig Jahren, dem Judenjungen begegnet.

Er ist nie wieder in's Schloß zurückgekommen. Am nächsten Morgen fand man ihn unten, am Fuße der Bergwand zerschmettert liegen. Ob er in seiner Trunkenheit den steilen Abhang hinabgefallen, ob er sich selbst hinabgestürzt, das bleibt für immer unentschieden.

Seht, auch solche Geschichten geschehen zuweilen auf Erden."

Kr. Das ist eine Probe unserer neuesten Juden-Literatur; alle unsere Unterhaltungsschriften und Feuilletons, Leihbibliotheken und Salons wimmeln von solchem Zeug. Was nicht wenigstens einen Judenhelden voll Edelmuth und namentlich Großmuth und Wohlthätigkeit enthält, das — kauft das vorzugsweise reiche Judenpublikum nicht. Das Christenvolk, das noch etwas hat und erwirbt, hält's mühsam zusammen und hat für Bücheramüsement kein Geld übrig, und die große Masse kommt vor Arbeit und Knechtsdienst in all' den Tretmühlen, die dem semitischen Kapital gehören, gar nicht zum Lesen. Da muß wohl Herr Emil Franzos „Judennovellen" schreiben, die ihm die Börsenblätter anständig bezahlen.

„Was sind wir Juden doch für grauße Leut! . . ."

Denman Werner Bibliothek
Israel. Kultusgemeinde München

VIII.

Das Judenthum im eigenen Hause.

(Aus der Deutschen Landes-Zeitung, Mai 1875.)

In unserer derzeitigen Verschobenheit aller realen Wirthschaftsverhältnisse erlebt man ebenso häufig, daß auch unsere deutsche Nation, die Nation der Denker genannt, in den Dingen reinster idealer Wissenschaft sich so räthselhaft beeinflußt erweist. Noch vor Jahresfrist galt es für ein Gesellschaftsverbrechen der schlimmsten Art, von den Juden als solchen zu sprechen oder zu schreiben. Man sollte sie als reine Menschen auffassen und behandeln, alles Uebrige mußte als „absolut nicht vorhanden" angesehen werden. Und doch meistert und klügelt die ganze Preßheldensippe, die ausschließlich in alle Großstadt-Zeitungen, bis in die offiziösesten Organe hinauf aus der jüdischen Gesellschaftsklasse sich eingenistet, täglich an den christlichen Glaubens- und Gewohnheitsdingen herum und hat uns Streitfragen auf's Tapet gebracht, die wahrlich wenig zu den erbaulichen Friedenshoffnungen stimmen, zu denen wir nach dem letzten deutsch-französischen Kriege so freudenvoll berechtigt zu sein schienen. —

Warum in aller Welt soll man nicht von den Juden als Juden sprechen und schreiben? Sind sie keine wahrnehmbare Erscheinung mehr? Nennt man das Freiheit der Wissenschaft, Dinge nicht zu sehen, die sich täglich vor den Augen produciren? Wer nimmt daran Anstoß, wenn man z. B. ramsköpfige Pferde zum Gegenstand seiner Beobachtung macht oder dänische Trommler gegenüber ostpreußischen Läufern mit elegantem stechenden Gangwerk? Ebenso redet man doch ungescheut und ungeschreckt von Deutschen, von Polen, Wenden, Czechen, Russen, Franzosen, — warum soll man nicht auch von — Juden reden können?

Nun denn sprechen wir von Juden und zwar zunächst

von dem Phänomen des Tags, von den Krankheitsbülletins des Abg. Lasker.*) Da enthält z. B. der „Neue Social-Democrat“ in seiner Nr. 32 folgende sehr lehrreiche Bemerkung:

„Die Genesung des Abg. Lasker dürfte, wenn die Gebete seiner Glaubensgenossen ein wirksames Heilmittel bilden, nicht lange auf sich warten lassen. Wie man uns nämlich mittheilt, wird seit einigen Wochen in dem Sonnabend-Gottesdienst vieler hiesigen Synagogen eine Fürbitte für die Genesung des Dr. Lasker eingelegt. Dieses Gebet soll sich bis zur Wiederherstellung des Patienten wiederholen. Wenn die Katholiken durch Gebete etwas erringen wollen, so spottet die ganze liberale Welt — den kleinen Lasker und die jüdischen Orthodoxen scheint man unbehelligt zu lassen.“

Und es ist Thatsache, fügen wir hinzu, die ganze großliberale Presse hat diese Nachricht als ein sittiges, schönes Zeugniß der Pietät gebracht. Wir für unser Theil haben nichts dagegen, allein wir wünschten doch, dieselbe Presse betrüge sich ebenso anständig, wenn allerlei andersgläubige Nichtjuden denselben frommen Religionsgebräuchen obliegen. Aber da fällt uns sofort folgendes Stückchen aus der „Danz. Ztg.“ in die Hände:

„Der „Fr. Ztg.“ wird von hier geschrieben: „Gute Beispiele verderben böse Sitten. — Wenn die Schulmeister und Feldwebel ihre Ehen kirchlich einsegnen lassen müssen“, sprach der Kirchenrath N. von der Elisabethgemeinde, „darf dann der Kirchenrath College X. in heidnischer Ehe leben? Herr N. ist als Kirchenrath berufen, über die Heiligung der kirchlichen Sitte zu wachen. Als nun die Kirchenräthe der Elisabethgemeinde versammelt waren, beantragte er, den Collegen X. auszuschließen, weil er nur vom Civilpastor getraut war. In der nächsten Sitzung wird das Ketzergericht stattfinden.“

Ein Ketzergericht soll das sein, wenn eine christliche Gemeinde über sich nicht einen Kirchenrath leiden will, der den Satzungen der Confession nicht nachgekommen ist! — Und was kümmert denn doch die „Danz. Ztg.“ der Ritus einer ihr fremden Gemeinde, sie, die für die Unabhängigkeit der Confessionen vom Staat und für die Freiheit aller Religionen sonst sich als so wackere Streiterin aufwirft.

Wir fragen aber weiter, sind denn die Juden selbst so

---

*) Lasker lag im April 1875 am Typhus darnieder, und die Berl. Zeitungen brachten jeden Tag Nachrichten über sein Befinden.

reine philosophische Staatsbürger, so rein ins deutsche Volk aufgegangene Menschen, wie sie sich immerdar brüsten? Sehen wir sie uns doch einmal an, wie sie sich in ihrem eigensten Hause, wenn sie unter sich selbst sind und einander vertrauensvoll begrüßen, betragen. Man kann daraus Einiges lernen: Die „D. Eisenb.-Ztg." theilt folgendes Actenstück mit:

„London, im Juli 1874—5634.

Jüdische Gallerie der Künste.

Israel hat seinen Platz im Rath der Völker eingenommen. Seine Kräfte sind durch berühmte Männer der Kunst und Wissenschaft als denen anderer civilisirter Gesellschaften gleich anerkannt. Seine Religion, für welche Israel sein köstliches Blut während mancher Jahrhunderte vergossen hat, hat sich großartig entwickelt und ihren Platz unter Gliedern anderer Nationen genommen und ist angenommen als die reinste und vollkommenste. (!) Die allgemeine brüderliche Liebe, die Liebe zur Menschheit, welche in früheren Zeiten ausschließlich als Attribut der Christen angesehen wurde, ist immer in jüdischen Kreisen gefunden, wenigstens nicht weniger als bei den Christen. Israels Familienleben, Mäßigkeit und Mäßigung sind jetzt als Beispiel für die Christen angesehen (!), da sie im höchsten Grade der Nachahmung werth sind (!!), und seine Tugenden haben volle Gerechtigkeit erfahren, wo sie gefunden sind. Es ist Israels Mission, die **Civilisation** der Menschheit zu bringen, wohin sich seine Schritte richten, und jeder Israelit, der treu seiner Mission anhängt, ist werth, sein Bild und seine Schöpfungen seinen Nachkommen zu hinterlassen. Solch ein Legat zu sichern, ist die Aufgabe der Sammler der jüdischen Kunst-Gallerie. Die Gallerie soll den berühmtesten Personen unseres Zeitalters gewidmet sein und, wo es möglich ist, denen vergangener Zeiten. Es wird auch Raum gefunden für die Synagogen, die von ihnen gebaut sind, die jüdischen Schulen, Hospitäler und Waisenhäuser und für alle Gebäude, die zum Glück der Juden errichtet sind. Die Sammlung wird ein vade mecum für Israeliten und Freunde Israels sein und wird über die Interessen der höchsten Personen gebieten. (Man höre!) Meine Bemühungen in Deutschland und Oesterreich haben die Zustimmung der bedeutendsten Männer. Unter den erfolgreichsten meiner Erzeugungen erwähne ich die neue Synagoge und andere jüdische Gebäude in Berlin, 1866 errichtet, welche den vollständigsten Erfolg gehabt haben. J. M. die Kaiserin

von Deutschland und J. K. H. die Kronprinzessin und Prinz Georg haben mein Werk mit ihrem höchsten Beifall beehrt. So viele Zeichen des Beifalls haben mich dazu bewegt, meine Bemühungen zu erneuern zur Vergrößerung meines Werkes, welches Bilder der besten Männer Israels, die in irgend einem Theil der bewohnten Erde leben, enthält. Mag Gott mir Seinen Schutz gewähren dies zu vollenden. Ich füge die Namen einiger der bedeutendsten Personen an, welche mich mit ihrem Beifall beehrten; nicht nur durch Subscription, sondern auch durch ihre Photographien und durch Versorgung mit dem nöthigen Material, um mein Werk vollkommen zu beenden.

Subscriptionslisten sind zu adressiren an

A. B. Perlman,
21. Fulham Place Paddington,
London."

Unter den am Schluß erwähnten Namen finden sich zehn Berliner verzeichnet, darunter Herr v. Bleichröder, Mendelssohn, Dr. Simson (Präsident des Reichstags). Aus Breslau fünf, darunter der Oberrabbiner und Rabbiner, aus Frankfurt a. M. zwei Barone v. Rothschild, Baron Erlanger und noch drei Banquiers, aus Wien 23 Namen, davon 14 geadelte Barone, natürlich die Rothschild's an der Spitze, aus Paris der Oberrabbiner, der Pariser Rothschild und Herr Cremieux, der Präsident der berühmten Alliance israëlite. Herr v. Oppenheim in Köln und v. Epstein in Warschau fehlen natürlich auch nicht — kurz die ganze Crême der israelitischen Aristocratie Europa's hat ihren Namen unter dies würdige Galleriewerk eigner Verherrlichung gesetzt.

Die „Eisenbahn-Ztg." schreibt folgende Bemerkungen dahinter:

„Daß die Bescheidenheit nicht gerade zu den hervorragendsten Lastern des semitischen Stammes gehört, ist ja allerdings bekannt, doch ist das Vorstehende immerhin etwas „zu starker Tabak."

Wir glauben nicht, daß das Judenthum sich selbst einen guten Dienst leistet, wenn es in dieser Weise sich selbst verherrlicht.

Es ist ein stolzes Wort, daß Israel seinen Platz im Rathe der Völker eingenommen hat, und es wird dies Wort für alle Diejenigen eine Lehre sein, welche bis dahin gemeint haben, daß Israel als Volk nicht mehr existire und daß seine Mitglieder ohne Vorbehält Bürger der bestehenden Staaten geworden seien.

Noch auffallender ist es freilich, wenn sich die Juden zu der stolzen Annahme erheben können (und haben die sog. gebildeten Christen nicht die Veranlassung gegeben??), daß die Religion Israels angenommen sei als die „reinste und vollkommenste".

Angesichts dieser Thatsache befinden wir uns denn doch sehr weit ab von dem schönen zur Schau getragenen Schein, als strebten die Juden gänzlich aufzugehn in das sog. reine Staatsbürgerthum Deutscher Nation, unter welcher Firma sie stets die Emancipation, ja die Beamtenwürden des christlichen Staats als Lehrer, Professoren, Aerzte, Offiziere, Richter, Minister forderten!

Wie grimmig ertrug das deutsche Volk die französischen Beamten, als Napoleon I. seine Herrschsucht über Deutschland ausdehnte! Sind denn die Juden etwa Deutsche? Die Logik der Sprache verneint dies schon, denn sie kennt nur: deutsche Juden, aber keineswegs „jüdische Deutsche", — wenn auch obiges exemplarische Beispiel von dem exclusiv jüdischen Geist in der Gallerie berühmter Männer ihres Stammes nicht das Zeugniß dafür ablegte.

IX.

Das Judenthum vor der Welt.

(Aus der Deutschen Landes-Zeitung, Mai 1875.)

Die Juden besitzen das mobile Capital, sie haben die ganze Gesetzgebung zu Gunsten desselben eingerichtet, sie besitzen die Zeitungspresse, mittelst derselben machen sie seit Jahren die öffentliche Meinung für sich und haben sich so die Herrschaft über die Gemüther errungen, indem sie Aug' und Ohr der Nation völlig corrumpirten, sowie ja ihre ganze Herrschaft nur Corruption in allen Farben und Formen ist.

Wieder kam uns dieser Tage ein erbauliches Stück solcher Arbeit zu Gesicht, es war ein Leitartikel der nationalliberalen „Hessischen Morgen-Zeitung" vom 20. März 1875. Es ist dies nur ein Einzelstück der Kunstleistung; solche Elaborate trifft man in allen liberalen Blättern und zwar nicht blos jetzt, sondern fortdauernd seit 20 Jahren. Da lasen wir:

„Der Austritt aus den jüdischen Religionsgemeinden. Eine der bewunderungswürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte bildet das Leben und Schicksal der Juden seit den Tagen, da die römische Tyrannei das Land ihrer Väter verwüstete und die Bekenner des alten Gottes nach allen Himmelsgegenden hin verstreute. Und wie herrlich wurden die römischen Kaiser in der Vertilgung [illegible] von jenen abgelöst, die das Evangelium der Liebe predigten! Wie viel wird von den Leiden und Qualen der ersten Christen erzählt, man sucht in ihnen einen Beweis für die Unbesiegbarkeit und Göttlichkeit des christlichen Glaubens, und was sind sie gegen diejenigen, welche das Volk Israel von christlicher Hand erdulden mußte? Wahrlich, wenn sich die Vorzüge einer Religion nach dem berechnen ließen, was ihre Bekenner ertragen und gelitten, so wäre die jüdische zweifellos die erste und beste der Welt."

Zweifellos wäre die jüdische Religion die erste und beste der Welt — sagt hier der Leitartikel des Hauptmoniteurs der National-Liberalen in der Provinz Hessen zu seinen größtentheils christlichen oder wenigstens deutschen Lesern in Stadt und Land! — Hierbei werden die Juden als reine Märtyrer des Mittelalters hingestellt, wo sie im Laufe der Jahrhunderte nichts als Verfolgungen und Beraubungen vom christlichen Fanatismus und zwar gänzlich als reinste Unschuldslämmer erlitten hätten. Das ist eben ein großes Stück jenes Lügengewebes, das die Juden in die deutsche Literatur eingeschmuggelt, weil sie die Presse und Literatur selbst bei uns beherrschen. — Auch damals hat der Jude nur vom Zwischenhandel und vom Prozentchenverdienst und vom Wucher gelebt, ganz wie heut, und wenn dem Volk im Laufe der Jahrhunderte die Pfiffigkeiten und Ausschreitungen der Juden zu arg und unleidlich wurden, dann trat der Gegendruck gegen den ersten Druck der Juden ein, — man befreite sich von ihnen, kurzum man übte Nothwehr aus gegen schmarotzerhafte Parasiten der Gesellschaft, welche nicht mitarbeiteten, sondern nur mitzehrten. — Wir wollen nicht etwa Judenverfolgungen als hochherrliche Volksthaten hinstellen, sondern nur andeuten, daß sie lediglich die Folgen desjenigen Uebermaßes waren, mit dem das Judenthum die Gesellschaft überwuchert hatte. Eine weise Staatsgesetzgebung soll dem Prozentchenverdienst die Wege und Schleichwege verlegen, das ist der beste Schutz gegen das Judenthum, wenn aber, wie das jetzt bei uns der Fall ist, diese Juden selbst sich der Gesetzgebung bemächtigten und sie absichtlich für solche Schleichwege des Prozentchenverdienstes öffneten, wie dies im Eisenbahn-, Actien- und Bankwesen von uns sattsam genug documentirt worden ist: wie wird sich das deutsche Volk doch da anders vor dieser Ueberwucherung retten können? . . .

„Wie furchtbar hat sich der christliche Fanatismus an diesem Volke versündigt! (!!) Jahrhundert lang mußten die erhabenen Lehren des Jesu von Nazareth zum feigen Deckmantel (??) dienen, unter dem priesterlicher Haß und pfäffische Habsucht (?) ihr tolles Wesen trieben, Jahrhunderte lang hörte der Christ dem Juden gegenüber auf, Mensch zu sein, (oho!) und wurde zum wilden Thier, das kein anderes Recht anerkennt, als das des Stärkeren. In dem unseligen Ahasver hat sich der Volksmund ein Sinnbild des Judenthums geschaffen, und wie er wurden seine Söhne von Stadt zu Stadt, von Land zu

Land gehetzt, für sie gab es keine Ruhe, keinen eigenen Heerd, kein Recht, der Jude war vogelfrei (!) und Jeder durfte ungestraft an ihm sein Müthchen kühlen. (!!) Das Herz empört sich, wenn man überblickt, was dieses Volk in den christlichen Staaten Europa's zu erdulden hatte, auf der andern Seite aber nöthigt uns die Zähigkeit, die Lebensfähigkeit dieses Stammes unsere größte Bewunderung ab." (!!)

Was sagt der geneigte Leser zu diesem Tendenzmährchen, an die Spitze als Leitartikel gestellt in einem nat.-liberalen Blatt, das für Hessen officiös und sehr stark in christlicher und religiöser Freiheit macht?? . . .

„Nach den scheußlichen Verfolgungen, welche im vierzehnten Jahrhundert die schwarze Pest, deren Entstehung man ihnen zur Last legte, im Norden und Süden hervorrief, war Deutschland fast von Juden entvölkert, und doch üben sie jetzt auf die Geschicke unseres Vaterlandes eine entscheidende Wirkung aus. (!!) England vertrieb sie zu wiederholten Malen, und doch beherrscht jetzt ein Minister von jüdischer Abstammung die Geschicke des Inselreichs. (sic!) In Spanien und Portugal spielten die Juden bis zu Ende des 14. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle, jüdisches Blut floß auch in den Adern der edelsten Adelsgeschlechter, bis sich der mönchische Fanatismus auch hier Bahn brach, und die Inquisition zur höheren Ehre Gottes Heldenthaten verübte, welche auf einem der dunkelsten Blätter der Geschichte verzeichnet stehen. Und welcher Verbrechen zieh man die Unglücklichen? Neben den kindischen, aber die Massen erregenden Historien von Brunnenvergiftungen, Hostiendurchstechungen und ermordeten Christenknaben, war es vor allem der Vorwurf, daß sie es gewesen, die den Herrn der Christenheit gekreuzigt. Welcher Widerspruch! Danken mußte man ihnen dafür, denn wie hätte Christus, wenn sie es nicht gethan, sein Erlösungswerk vollenden können? (welche Naivität!) Nein, das war es nicht; ihre wahren Verbrechen nannten sich Fleiß (?) und Reichthum (!). Der Jude ist sparsam, arbeitsam und trotzdem er von jedem größeren Gewerbe und Handel ausgeschlossen und auf den kleinen Schacher angewiesen war, wußte er sich Gelder zu erwerben, welche den Machthabern sehr gelegen aufgehäuft erschienen. Dem Hebräer gegenüber gab es ja kein Recht, und wenn man ihm sein Besitzthum nicht offen raubte, wurde er durch drückende Abgaben und Steuern bis auf das Blut geschunden."

Ja wohl, „ihre entscheidende Wirkung auf die Geschicke

des deutschen Volkes sieht man zu jeder Stunde", man darf nur an die Gründereien, den Schwindel, an's Bankgesetz und an die vollständige Plünderung denken, die sie mit dem Gesetz in der Hand, auf allen Gebieten der Staatsregalien und der Erwerbsgesellschaft ungestraft mit Ofenheim'schem Triumph vollführen!! Wie stolz wird nicht damit gebrüstet, daß D'Israeli jüdischer Abstammung ist! Wie pocht der Artikel auf den Ruhm, in Portugal und Spanien einstmals schon adelig gewesen zu sein, just wie jetzt in Oesterreich und dem Inhalt nach auch bei uns! Die Folge aber, daß gerade diese Geld- und Bourgeoisiewirthschaft das Land Spanien derart ruinirte, daß wir bis auf den heutigen Tag die Folgen davon in den bankerotten Zuständen sehen, daß darum allein die Reaction in der Erhebung der christlichen Bevölkerung erstehen mußte, welche diese jüdischen unchristlichen Wucherer und Volksvampyre vertrieb: Das wird verdreht, und freilich ganz folgerichtig ist es, wenn die Juden von ihrem Standpunkt aus dies als den schwärzesten Barbarismus und religiösen Fanatismus darstellen. Wenn eine Gesellschaft von Ratten und Mäusen, die sich lange Zeit äußerst behaglich in einem Schlosse befunden, sich so weit cultivirt hätte, daß sie eine Literatur besäße, so würde sie freilich auch in ihre Geschichtsbücher schreiben lassen: „Der Herr des Schlosses war ein finsterer gottloser Fanatiker gegen uns fromme stille Ratten und Mäuse, man beschuldigte uns der ärgsten Unthaten; er legte uns Gift, fing uns in Fallen, ersäufte und erstickte uns in den Löchern u. s. w. Alle diese Beschuldigungen aber waren grundlos, nur allein, daß wir uns so hübsch und fleißig eingerichtet hatten, daß wir uns an die Vorräthe des Schlosses hielten und davon weg in unsere Höhlen trugen, das erregte den Neid und die Mißgunst der Schloßbewohner. Wahrlich, wären wir nicht ein so zähes unzerstörbares Gefüge, so wären wir gänzlich vertilgt worden. Oh, man bewundere die Lebensfähigkeit unseres Stammes!" so ruft der optimistische Judenglaube und ist bereits so frech geworden, dies Alles den Christen in's Gesicht zu sagen.

„Und was fragen wir nun, heißt es weiter, hat dieses Volk die Qualen und Martern überstehen lassen, was hat es aufrecht erhalten in den Tagen der Schmach und Verfolgung? Ihr Glauben, ihr strenges aber auch inniges Familien- und Gemeindeleben. Sie setzten Fanatismus gegen Fanatismus, und je heller die Scheiterhaufen brannten, desto inniger beteten sie zu ihrem Gott Adonai, je gehässiger und treuloser die Christen gegen sie handelten, desto hülfreicher und aufopfernder unterstützten sie sich unter-

einander. Daß dabei ein unauslöschlicher Haß gegen das Christenthum groß gezogen wurde, wen nimmt das Wunder? Auch hierdurch ward allerdings die Annäherung zwischen den beiden Bekenntnissen erschwert und es erhielten sich unter den Christen lächerliche Vorurtheile (?) länger, als es vielleicht bei einer minder strengen Abschließung der Juden möglich gewesen wäre. Unser neunzehntes Jahrhundert, welches die großen Kämpfe für die geistige Freiheit kämpft, ist auch berufen gewesen, den Juden endlich die völlige Gleichstellung im Staate anzuweisen. Uebereilt hat man sich ebenfalls damit nicht, und man trifft noch heute in dieser Beziehung auf Anschauungen, die unwillkürlich an das graue Mittelalter erinnern. Doch die Staaten fangen an, allmälich einzusehen, daß sie auch gegen diese ihre Angehörigen, welche die Pflichten ihres endlich erlangten Bürgerthums mit lobenswerther Treue erfüllen, selbst Pflichten haben und eine Ausschließung derselben von der Allgemeinheit zur Ungeheuerlichkeit wird. (??) Die **hervorragenden Geister** (!!) **unter den Juden, die Stellung, welche sich die jüdischen Kaufleute in Folge ihrer Handelsverbindungen und Reichthümer in allen civilisirten Ländern der Erde erworben haben**, plaidirt mit Gewicht für die **Nothwendigkeit**, daß auch den Juden **jede Carriere im Staate geöffnet** werden muß, daß eine gesellschaftliche Scheidung da nicht mehr am Platze ist, wo man nach dem Lehrsatz der Neuzeit in der Gesellschaft die **Gleichberechtigung aller Gebildeten verkörpert sieht.** In dieser Verschmelzung liegt aber für die dauernde Existenz des Judenthums als solches keine geringe Gefahr. (Aha!) Nur durch die strenge Abschließung, durch die **ehelichen Verbindungen** unter sich konnte sich das jüdische Wesen bis auf diesen Tag so **ungetrübt erhalten**; fängt der Jude an, sich mit der anderen Bevölkerung zu mischen, so kann das nur auf Kosten seiner nationalen Eigenthümlichkeit geschehen. (O wie schade!) Daß darunter aber auch der Glauben und das Gemeindeleben leidet, liegt auf der Hand. Den Beweis hierfür hat die jüngste Vergangenheit erbracht."

Hierauf ergeht sich der Artikel in positive Vorschläge, wodurch das Judenthum in seinem kirchlichen Zusammenhalt gestärkt werden könne, rechnet auf Antheilschaft an dem Bedürfnißzuschuß für die jüdischen Geistlichen im Haushaltsetat, weil da ausdrücklich es heiße: für die Geistlichen **aller** Confessionen (und zwar in demselben Moment, wo man dem katholischen Clerus alle Dotationen nimmt!) u. s. w.

So spricht jetzt das Judenthum von sich öffentlich vor

der Welt in Leitartikeln von Zeitungen, die als Organe des Nationalliberalismus die Domäne des deutschen Patriotenthums der Reichsfreundlichkeit und alles ächten deutschen Sinnes und deutscher Treue und Tugend gepachtet haben wollen! Worin ist dies eigentlich noch verschieden von dem Ton und Ausdruck, der in jenem vertraulichen Circular wegen der Gallerie berühmter Judenmänner jedem Leser sofort auffällt? In der Sache gar nicht, denn dieselben Prahlereien über die Vorzüglichkeit ihrer Religion, ihres Reichthums, ihres eminent hervorragenden Geistes finden sich auch hier: nur in der Form wickelt man das Elaborat in lauter moderne Freiheits- und Gleichheitsphrasen und es fehlt blos noch, daß der Artikelschreiber so gelegentlich hätte hindurch leuchten lassen, daß er selbst ein Christ und Deutscher, aus reiner objectiver Erkenntniß und sichtlichem reinsten Entzücken über die Tugendsamkeit des auserwählten Stammes „Nimm" diesen Judenlobpsalm verfaßt und veröffentlicht hätte!

Wir bemerken hierbei, daß wir persönlich uns in gänzlicher Unbekanntschaft über das Confessions- und das Racenverhältniß im Bereich des Redactionspersonals des „Hessischen National-Moniteur" befinden. Daß dies Blatt aber ganz energisch seinen deutschnationalen Standpunkt täglich hervorkehrt, ganze Kategorien anderer Parteien, die doch unbezweifelbar reindeutschen Geblüts sind z. B. den hessischen Adel, den Bauer, den protestantischen Pfarrer und die Kirchengemeinden, die Clericalen als Reichsfeinde und Verräther am deutschen Vaterland nach Möglichkeit stets verketzerte, ist doch allbekannte Thatsache! Wie kommt also dies Blatt zu diesem spezifischen Judenartikel, der offenbar dem hinter den Coulissen stehenden Geist der internationalen Alliance israëlite in trefflicher Weise dient, um den christlichen Lesern dieses nach einem gewissen Kraut so infernalisch duftende Gericht vorzusetzen??

O, es ist weit gekommen mit uns Deutschen! Dem deutschen Michel wurde sonst die Schlafmütze hundert- und tausendfältig angedichtet, weil er die „Freiheit und Gleichheit" und „Fürsten- und Adelstyrannei" nicht erkennen wollte; uns scheint es, als hätten ihm die großliberalen Juden und Judengenossen unter dem Schmeichelgesang echt nationalliberalen Phrasengeklingels diese Schlafmütze noch weit tiefer über Augen und Ohren gezogen, so daß er selbst wachend nichts mehr sieht und hört, was rings um ihn vorgeht.

Wir sind — Gott sei's geklagt! — soweit gekommen, daß wir 41 Millionen Deutsche die Auserwähltesten jener

halben Million Israeliten, die unter uns Asylrecht genießen — nicht etwa bloß wie gewöhnliche Grafen und Fürsten behandeln, die man als bloße Menschen beneidet, auf Schritt und Tritt bekrittelt und oft für ihnen ganz fremde Dinge zur Verantwortung zieht, — nein, die man buchstäblich als Halb- und **Ganzgötter verehrt und anbetet**, weil sie die Kunst erfunden haben, mit Taschenspielerkünsten Geld zu machen, weil sie es ausgeklügelt haben, Geldwerthe von Objecten abzuschneiden, von denen im Moment dieser Actien-Operation Niemand weiß, wem das Object eigentlich gehört. Da glaubt denn die laxe Moral, es sei wirklich kein Bestohlener vorhanden, das sei etwa wie ein Fund auf der Straße und darum sei in diesem Fall Betrug und Diebstahl erlaubt, sei rechtlicher Verdienst.

Es ist aber immerdar Jemand da, der trotzdem bestohlen wird, sei es der Staat, sei es der allgemeine redliche Erwerb, oder in letzter Instanz sind es wir Alle selbst, die die Zeche bezahlen müssen. Die modernste aller modernen Erfindungen ausbeuten, das nennt der Jude seinen „Fleiß, seine Intelligenz, seine Sparsamkeit, seine Bildung!"

Das ist sein Stolz, darin ruht bei ihm das Bewußtsein seiner Bevorzugung, darum dünkt er sich der „Auserwählte!"

Doch kehren wir noch einmal zur „Hess. Morg.-Ztg." zurück. Der detaillirte Judenartikel war mit einer Sternchiffre vorbezeichnet. Am 23. März erschien dieselbe Chiffre und schrieb einen Leitartikel zum „22. März." Welch eine Wendung durch Gottes Führung! begann er. Hier sehen wir den Juden eigends für Christen schreiben, denn dieser Tag verlangt es, und so lesen wir:

„Erstanden ist in wunderbarer Schöne, was unsere Väter, wir in unseren Jugendjahren vergeblich ersehnt und erhofft, der alte Hader wurde auf den Feldern Frankreichs im Blut ertränkt, neu geeinigt sind die deutschen Stämme unter des Hohenzollern kräftiger Führung, und mit regem Fleiß bauet Volk und Fürst, um die Errungenschaften des Krieges dem Frieden dienstbar zu machen. Nur noch einen, den letzten Kampf, den Kampf für die Freiheit gilt es zu kämpfen! Ihr Name ging rein und unbefleckt aus dem Ringen der Geister hervor, und auch unter dem Purpur hat man erkannt, daß sie nicht die Feindin, nein die Freundin der gerechten Fürsten ist, daß ihr Banner am stolzesten weht, wenn es der König seinem Volke voranträgt. Wie in der Zeit der Hohenstaufen richtet sich der Kriegszug wieder gegen Rom, doch in der Schlacht der Geister wird unserem Barbablanca kein Abtrünniger

ein Legnano bereiten, denn dem verrätherischen Welfen ward der Kopf zertreten. Kaiser Wilhelm führt uns, und wir sollten nicht siegen? Sein ganzes Volk wird zu ihm stehen in der letzten Entscheidungsschlacht u. s. w."

Wer will nicht zugestehen, daß das Alles schöne Worte sind? Allein derselbe Stern-Jude hat sie geschrieben und seine Väter, die da die Einigkeit Deutschlands ersehnten, waren Judenväter, die den Traum der Judengewalt in uneingeschränktem Betrug der Völker zu verwirklichen streben, und dies sind ihm die Errungenschaften des Friedens, nur **diese „Freiheit" der Begaunerung** will er voll erkämpft sehen, darum will er die confessionellen Kirchen in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit ziehen, weil gerade das Christenthum, sei es auch in staatswidriger Form, ihm in diesem Bestreben noch allein Widerstand leistet.

Derselbe Jude, der den seine eigne Race verherrlichenden Artikel vom 20. geschrieben, ist der Verfasser dieses Artikels und da möge man uns glauben, daß derselbe Jude auch ganz dieselben Gedanken hierbei denkt, — wie wäre er sonst so klug! . . . .

Zum Beweise aber, wie dem Juden alle schönen Freiheitsphrasen nur zu dem Einen Zwecke dienen, seinen Namen zu verherrlichen und dessen Macht auszubreiten, wollen wir ein anderes Exempel statuiren:

Vor uns liegt ein rumänisches Blatt in französischer Sprache: L'Echo Danubien. Es bekennt offen, daß es die Interessen der rumänischen Juden vertritt, (die natürlich die unschuldigst Unterdrückten sind) führt aber links die Devise: „Egalité!" (Gleichheit), rechts: „Fraternité!" (Brüderlichkeit) und sonst noch das Motto: „Die wahre Moral ist immer unabhängig von dieser oder jener religiösen Schule und sie allein ist es, welche eines Tages uns bringen wird die Basis der Verbrüderung der Völker." — Die Judenmoral wird also dies große Werk besorgen und siehe da! rechts im Eck steht sie leibhaftig, da heißt es: Preis der Insertion:

Annoncen	40 Centimes	für die Petitzeile.
Reclamen	60 „	
Artikel	**2 Francs**	

Solche offene Thür für den Eintritt der Corruption in das Redactionszimmer mit taxirten 2 Francs pro Zeile haben wir doch noch nirgends entdeckt! Das bringt nur eine Judenzeitung fertig. Und wenn man die ganze Glorie der französischen Phrasen der ersten Pariser Revolution in solcher Anwendung sieht, da möge das deutsche Volk doch endlich begreifen lernen, daß dieser ganze moderne Phrasenqualm

von „Freiheit und Gleichheit" nur allein die moderne Mauschelsprache ist, welche die Juden eigends erfunden haben, um den herzlich dummen Gojim nach ihrem Gelüste zu gängeln, zur Gründermoral zu verleiten und schließlich — das ausgebeutelte Volk seiner eigenen Verzweiflung zu überlassen. Das ist Judenmoral.

Wenn seit vierzig Jahren jeder redliche und rechtdenkende Mann in den täglich an die Glocke der öffentlichen Meinung geschlagenen Ruf von der Emancipation der Juden miteinstimmte, so geschah dies, das wissen wir aus eigner hundertfältiger Wahrnehmung mit eigenem Aug' und Ohr, in der Hoffnung darauf, daß die Juden, von der vermeintlichen Unterdrückung befreit, sich im bürgerlichen Leben mit den andern Volkselementen allmälich verschmelzen würden. Diese zukünftige Harmonie sollte die gegenwärtige Dissonanz ausgleichen. — Seit einem Vierteljahrhundert sind die Juden in allen Stücken gleichberechtigt. Hat sich jene Hoffnung erfüllt?

Unsre vorstehenden Artikel beweisen, daß die Juden daran gar nicht denken; sie sind eine internationale Gesellschaft geblieben, sie sind Juden nach wie vor, sind: deutsche, französische, polnische, rumänische, spanische **Juden** geblieben, aber nicht **jüdische** Deutsche, **jüdische** Franzosen, **jüdische** Polen 2c. geworden.

Sie bilden Eine Nation unter den Nationen und nur ihre Aufgabe ist es immerdar gewesen, dem christlichen Volke die gesunde Wirthschaftsmoral des **redlichen Erwerbes** sacht zu untergraben und sie in den Gewissen auszulöschen, indem sie jene **Gründermoral** erfanden, die jeden Staat nach vollständiger Ausplünderung an den Rand des Verderbens bringt, und das ganze Socialgebäude der Gesellschaft bis in seine Fundamente untergräbt.

Auf dem Wege schlichter Gleichberechtigung verschmelzen sich die Juden niemals mit uns; auf dem Wege der Gründermoral aber bringt diese Verschmelzung den — **Tod**.

Hier steht das deutsche Volk wie Herkules am Scheidewege. Welchen Weg wird es wählen?

Das ist die vornehmste Frage der Zeit.

Miscellen zur Judenfrage.

Vorbemerkung. Die nachfolgenden Miscellen sind der **Deutschen Landes-Zeitung** aus der Zeit vom Oktober 1874 bis April 1876 entnommen, soweit dieses Blatt sich mit der Judenfrage täglich beschäftigte.

Der Landrabbiner Dr. Meyer zu Hannover hat in Bezug auf die am 1. Oktober in Kraft getretenen Gesetze in einem Ausschreiben kurz und bündig erklärt: „Der Jude, welcher zukünftig seine Knaben nicht beschneiden und sich nicht nach dem Gesetze und Ritual trauen läßt, hat keinen Anspruch in die jüdischen Register eingetragen zu werden und noch als Mitglied der Gemeinde zu gelten, denn er schließt sich „factisch selbst aus." Das ist doch noch etwas stärkerer Tabak, als die Ermahnung des Kreisdeputirten v. d. Osten-Jannewitz, in Pommern, der nur seinen Amtsangesessenen einschärfte, daß mit der Civiltrauung die kirchliche nicht verboten sei. Allein dieser jüdische Tabak bringt kein einziges liberales Blatt auch nur zum — Niesen. Warum schreien sie da nicht Zetermordio! daß dies ein Verbrechen gegen die civilisatorische Mission des Civilehegesetzes sei? Aber Alles, was die Juden betrifft, „das muß man gar nicht sehen!" So lautet die Devise der Berliner Volkszeitung. Aber die „Spenersche" mußte doch ihren tugendhaften Reichseifer zu einem neuen Leitartikel angespornt fühlen? . . . Mit nichten, denn die Solidarität der Interessen legt hier ihr Veto ein.

(D. Lds.-Ztg, 11. Oct. 1874.)

Der „M. Arb.-Fr." schreibt über die allermodernste Moral unserer neuen Wirthschaftstheorien:

„Wucher, Uebervortheilung, Betrug, Bestechung, Schwindel: das sind alte Ladenhüter! Der „neue Glaube" muß auch eine „neue Moral" haben, und hier heißt man nach dem „Kikeriki" 1 fl. Trinkgeld, 10 fl. Präsent, 100 fl. Douceur, 1000 fl. Honorar, 10,000 fl. Remuneration, 100,000 fl. Provision, 1 Million Gründergewinn!

Und die Wiener Geschwornen hatten den Muth gehabt, consequent zu sein, und haben Victor Ofenheim freigesprochen!"

Giskra's Trinkgelderrede hat doch zu Etwas genützt: unanständige Dinge haben anständige Namen bekommen.

(D. Pds.-Ztg, 6. April 1875.)

Reiseabenteuer im Posen'schen. Auf einer Reise von Posen nach Oberschlesien fragte mich ein jüdischer Reisender: ob man in Breslau mit der Oberschlesischen Bahn weiter fahren könne, oder besser mit der Rechten-Oder-Uferbahn? Ich sagte ihm, daß man am besten vor Breslau in Mochbern umsteige und sofort auf der Rechten-Oder-Uferbahn weiter fahre. „Aber dann komm' ich nicht über Breslau!" — „Haben Sie dort Geschäfte?" — „O nein," war die stolze Antwort, „ich handele nicht und will auch gleich weiterfahren." Ich erklärte ihm, daß er, wenn er nach Breslau hineinführe, doch sofort eine Droschke nehmen und nach dem Oderbahnhof fahren müsse. „Was kostet das?" fragte er und schrieb sich den Preis davon in eine Brieftasche. Ich verdeutlichte ihm ferner nach dem Coursbuch, daß er auch über Oppeln und Vassowska mit der Oberschlesischen Bahn weiter fahren könne, daß aber diese Staatsbahn um so und so viel Groschen theurer fahre. Er horchte hierbei hoch auf und schrieb sich auch diese Differenz in sein Buch. — Nichtsdestoweniger stieg er in Mochbern mit mir um und nahm den gelegensten und billigsten Weg. Im Laufe des Gesprächs entdeckte ich seinen Stand, mein jüdischer Reisecumpan entpuppte sich als ein drei Tage alter Kreisrichter, der fünf Tage lang Assessor gewesen und nach seinem neuen Bestimmungsort übersiedelte. Hierbei kam auch die Ursache seiner ausführlichen Fragen wegen des Wegs über Breslau zu Tage: Er wollte den gesetzlichen Uebergangsbetrag gern liquidiren, — denn, „wie wird man dem Fiscus doch Etwas schenken??" „Es geht jetzt rasch," sagte er siegsgefällig. Freilich, alt war er 25 Jahre und mit 1000 Thalern, wie er rechnete, wird man schon leben können!"

Heimath? Irgend ein verfallendes Posen'sches Städtchen; Abstammung? wahrscheinlich vom Felljuden; — — — — jetzt Repräsentant des öffentlichen Deutschen Rechts. — Freue dich „Recht." Dumme Gedanken, die man dabei hat! Kreisrichter mit 25 Jahren und unfehlbar? und sein Spruch gilt für Alt und Jung, Arm und Reich im ganzen Kreise! Nur Er weiß, was Recht ist!

(D. Pds.-Ztg., 2. April 1875.)

Chor der „Fortschritter" in Wien.

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!"
Dabei kommt nichts heraus;
Doch gründ' und schwindle jederzeit,
Dann lachst du Alle aus.

Dann kannst du dir Paläste bau'n
Und Villen wunderschön,
Dann kannst du ohne Furcht und Grau'n
Zum Börsentempel geh'n.

Dann hältst du Diener und Lakai'n
Und edle Rosse viel,
Dann streichst du Millionen ein,
Als wär's ein Kinderspiel.

Dem braven Mann wird Alles schwer,
Er thue, was er thu',
Die Kasse bleibt ihm immer leer
Und stets drückt ihn der Schuh.

Drum fort mit Treu' und Redlichkeit!
Dabei kommt nichts heraus,
Treib' fleißig Humbug jederzeit,
So lachst du Alle aus!

Kladd. — (D. Lds.-Ztg., 15. April 1875.)

Nach einem Citat, welches die „Germania" gelegentlich der Grazer Vorgänge aus dem Hauptorgan der „goldnen Internationalen", der „Wiener Neuen freien Presse" bringt, schreibt die Germania:

„Wir möchten aber bei dieser Gelegenheit gewissen Leuten einen guten Rath geben. Es existirt so ziemlich überall eine Klasse von Menschen, die aller Welt gleichmäßig verhaßt ist, weil ihr Dasein allenthalben in derselben widerwärtigen Weise sich bemerklich macht. Der Groll gegen dieselben durchzieht trotz allen scheinbar herrschenden Einvernehmens so ziemlich jede Schicht der Bevölkerung in civilisirten und uncivilisirten Staaten. Für diese Menschenklasse dürfte das Maß bald voll werden, wenn sie sich nicht einige Zurückhaltung auferlegt. Denn das möge sie sich merken: ihr Ausbeutungs- und Plünderungssystem läßt man sich vielleicht noch gefallen, aber ihre Herrschaft im öffentlichen Leben — niemals!"

Wir registriren dies Zeichen der Zeit.

(D. Lds.-Ztg., 2. Mai 1875.)

„Von der todten und lebendigen Hand.“ Dem in Wien erscheinenden „Oesterr. Volksfreund“ entnehmen wir über die lebendige und todte Hand folgende treffliche Bemerkungen:

„Die Gedankenlosigkeit unserer Zeit, welche so gerne Alles bewundert, nur sich selber nicht, steht mit ihrer bekannten „sittlichen Entrüstung“ zuweilen vor einem von den alten Stiftern und Klöstern Oesterreichs stille, und entsetzt sich über die „Millionen“, welche daselbst „aufgehäuft“ sein sollen. Freilich ahnen diese Bewunderer der „Millionen“ nicht, daß sie am klügsten daran thäten, wenn sie es machten, wie der bekannte Herr Chatelet mit den „Liebhabern“ seiner Frau. Herr Chatelet wußte recht gut, daß die Welt allzeit übertreibt, und darum nahm er immer nur „die Hälfte“ an; aber nach dieser Rechenmethode handeln die eben erwähnten Bewunderer der „Millionen“ in den Klöstern nicht; sie nehmen allzeit lieber das Doppelte an, denn es klingt gar so gut, wenn man von diesem oder jenem „reichen Stifte“ oder Bisthum sagen kann, daß es drei oder sechs Millionen besitze. Nun gut! Rechnen wir nicht mit Herrn Chatelet, sondern nehmen wir die drei Millionen als richtig an. Vergessen wir nun vor Allem nicht, daß das gedachte Stift etwa nicht weniger als sechs Jahrhunderte besteht und somit auf je ein volles Jahrhundert der Erwerb einer halben Million zu rechnen ist. Mit diesem Rechen-Exempel stehen wir vor einer Reminiscenz an das Haus Rothschild, das nun noch lange keine hundert Jahre besteht. Wir reden von einem „Hause“ Rothschild, und sind somit nicht so conventionell, wie die „liberalen“ Blätter, welche kühn von einer „Dynastie“ Rothschild sprechen, — offenbar in Erinnerung an den Spruch des alten Dumas, welcher versicherte, daß ehemals alle Juden einen König hatten, wogegen jetzt alle Könige einen Juden haben. Jene Herren also, welche der Glaubensgenossenschaft wegen zur Courtoisie gegen Rothschild verpflichtet zu sein meinen, mögen von der „Dynastie“ Rothschild reden, während wir das alte Frankfurter Judenhaus einfach als das bezeichnen, was es in Wirklichkeit ist. Das „Haus“ Rothschild besteht also, wie gesagt, noch nicht hundert Jahre, und wenn wir nach den Berichten der Blätter nur den Besitz der drei Häuser von Wien, Paris und London oberflächlich zusammenrechnen wollten, so gäbe das eine Summe von weit über tausend Millionen. Und das Alles in nicht vollen hundert Jahren. Giebt also nach Adam Riese per Jahr nicht weniger als 10, sage zehn Millionen.

Vor einer halben Million in hundert Jahren steht so-

nach der „Aufklärungs"-Plebs verwundert und versteinert da; aber die zehn Millionen in einem einzigen Jahre nimmt er als selbstverständlich hin. Drei Millionen in langen sechshundert Jahren erfüllen ihn mit Entsetzen, aber dieselben drei Millionen in einem Vierteljahre findet er in der Ordnung. Ja noch mehr! Mit Ostentation erzählen die Blätter, daß der eben verstorbene Anselm Rothschild, als er im Jahr 1855 nach Wien kam, einen Besitz von 20 Millionen mitbrachte: jetzt aber nach seinem Tode nicht weniger als 300 Millionen hinterließ, also wieder nach Adam Riese im Verlaufe von 19 Jahren einen Zuwachs von nicht weniger als 280, sage zweihundert und achtzig Millionen, und darum per Jahr nicht weniger als 15, sage und schreibe fünfzehn Millionen! Kehren wir nun wieder zu unserer obigen Rechnung zurück. Hat sich ein „reiches Stift" in einem Jahrhundert eine halbe Million erworben, so macht das Netto 5000 Gulden im Jahre und diese 5000 Gulden im Jahre erregen das Entsetzen des obengenannten „Aufklärungs"-Plebs; aber die 15 Millionen des einzigen Jahres in der Hand eines Rothschild sind etwas ganz Harmloses und Natürliches; das begreife, wer da kann! Wir wissen recht wohl, daß man uns jetzt wieder die alte Phrase von der „todten Hand" ins Gesicht schleudern wird; aber das erschreckt uns nicht, denn wir sind darauf vorbereitet.

Wir ersparen uns die Mühe, hier die Leistungen eines sog. „reichen Stiftes" durch die Tragung seiner Schulden und Steuerlasten aufzuzählen, denn wir würden hier doch nur für Taube reden und für Blinde zeichnen. Aber will man etwa behaupten, daß diese 15 lebendigen Millionen per Jahr uns in Oesterreich Leben gebracht haben? Ein hiesiges Blatt sagt ganz richtig, Rothschild verdankte seine Millionen „den Geschäften, welche er für Oesterreich und mit Oesterreich gemacht hat." Für Oesterreich? das ist die Frage; aber mit Oesterreich, ja wohl! Das wissen am besten jene Hände, welche die Millionen aus den Staatskassen in die Kassen des Hauses Rothschild transportirten. „In den Kellern der Rothschild'schen Häuser", sagt ein anderes Blatt — „sind Gold und Silbermassen aufgehäuft und die Eisenschränke vermögen die Massen der Papiere nicht zu fassen." Leider ja! Aber sehen wir dafür jene Keller und Kassen an, die in demselben Verhältnisse leerer wurden, als sich die Keller und Kassen des Hauses Rothschild füllten. Man pries erst vor wenigen Tagen Oesterreich glücklich, daß es als Erbschaftssteuer wohl 8 Millionen von den Rothschild's erhalten werde. Ob es nicht besser wäre, wir müßten auf diese 8 Millionen verzichten, und hätten

statt derselben die 180 Millionen, von denen wir oben redeten? Das sind Güter der lebendigen Hand, die uns gewiß kein Leben bringen."

Wir haben dasselbe schon lange gesagt, und zeigt eben die seltsame Behandlung „reicher Personen" so recht deutlich, wie unsere gesammte Presse vom Judenthum beherrscht ist. Anselm Rothschild's 300 Millionen Gulden, wofür er sich mehrere deutsche Herzogthümer mit allen ihren realen Besitzobjecten kaufen könnte, werden geduldet, ja gepriesen, wenn aber der schlichte Landbesitz eines Grundherrn oder gar ein Standesherr den Herren Scribenten unter die Feder kommt, da hagelt es nur so von „Culturphrasen" und der grimmige Neid stellt Alles so dar, als ob dieser Besitz ein „unredlicher" sei. Gründerverdienst und Procentchenabschneiderei, Verschleuderung und Ausbeutung der Staatsregalien, — das wird als Großthat, als schönste Rechtschaffenheit dargestellt.

Und das allerseltsamste ist: viele vom Grundbesitz glauben immer noch an den Schwindel, der in all diesen Dingen getrieben wird.

(D. Lds.-Ztg., 12. Mai 1875.)

Die Rangordnung der Schelmen in Amerika setzt ein amerikanisches Blatt nach heutiger Anschauung fest, wie folgt:

1. Wer eine Million stiehlt, ist nur ein Finanzier.
2. Wer eine halbe Million stiehlt, ist ein Gesetzkundiger.
3. Wer 100,000 stiehlt, ist schon ein Schurke.
4. Wer 50,000 stiehlt, ist bereits ein Dieb.
5. Wer aber ein Laib Brod oder ein Paar Stiefel stiehlt, ist ein ganz gemeiner Kerl, der Zuchthaus und Galgen verdient.

(D. Lds.-Ztg., 11. Mai 1875.)

Unsere großstädtische Judenpresse dünkt sich natürlich mit dem gesammten Crème ihrer Leser weit erhaben über die Bildung des platten Landes da draußen. Der Talmud lehrt ja auch (nach Rohling) im Zeror. 101. 2 „wie die Menschen über den Thieren stehen, so die Juden über allen Völkern." Ferner sagt der große Menachem im Talmud: „Ihr Israeliten seid Menschen, die übrigen Völker aber sind keine Menschen, weil ihre Seelen vom unreinen Geiste herkommen"; kurzum die jüdische Religionslehre erklärt, so ungeheuer dies auch klingt, alle Nichtjuden und somit auch alle Christen für — Vieh, — unter welchem

Gesichtspunkt sich überraschend Vieles aus der Moral der Juden erklären läßt, wenn man nur den Gedanken weiter verfolgt. Leider aber ist unsere großstädtische Bildung von derselben schiefen Vorstellung genugsam inficirt: die armen Menschen draußen auf dem Lande, welche keinen eleganten Rock tragen, nicht hochdeutsch reden, kurzum nicht von städtischer Civilisation beleckt sind, sind dummes Vieh. — Und so betrachtet dieser Aristokrat mit seinem Monocle im Aug' das Land, die Dörfer, Weiler, Aecker und den Bauer, als ein unsagbar verächtliches Ding, wenn er vom Eisenbahnwagen einen mitleidigen Blick hinauswirft. — Ein sichtliches Zeichen solcher Behandlung kommt uns soeben in dem berühmten Welt-Börsenblatt, der Wiener Neuen freien Presse, zu Gesicht. Dort tischt ein jüdischer Journalist seinen Lesern Folgendes auf:

„Ostgalizische Bauern und der Telegraph. E. Franzos erzählt in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse": Der Bauer in Ostgalizien erweist der Telegraphenleitung große Verehrung, denn durch diesen Draht spricht der Kaiser mit seinen Beamten (Pisary, „Schreiber.") Er lege den Mund an das vergoldete Ende des Drahtes, das in Wien in seinem Zimmer hänge (in dem übrigens Alles von Gold sei), und spreche den Befehl hinein, und der klinge dann fort von Stange zu Stange. . . . . Mehr als einmal habe ich auf meinen Wanderungen einen Bauer getroffen, welcher, das Haupt ehrfurchtsvoll entblößt und das Ohr fest an die Stange gedrückt, da stand und lauschte. „Er spricht — aber so still — man kann es nicht verstehen." . . . Nur einmal, in einer Schänke bei Tluste, hat mir ein Bauer hoch und heilig geschworen, er habe ganz deutlich die Worte verstanden: „Ihr Lumpen, nächstens komme ich mit dem „Kantschuk" (Peitsche) über euch." . . . Ich war der einzige ungläubige Zuhörer, sonst glaubten es alle Bauern im Kreise. Warum? Hatten sie Ursache dazu?"

Natürlich, — die Dummheit der Bauern ist ja in den Augen solches Federfuchsers unbeschreiblich. Man kann dem eingebildeten Großstädter es nicht verdenken, daß er solche Ansichten hat, aber daß dagegen derselbe Bauer hier bei uns, wie anderwärts, sich immer wieder beschwatzen läßt, solche Leute trotzdem zu seinen Vertretern in den Parlamenten zu wählen, das ist und bleibt für uns ein — erstaunliches Räthsel.

(D. Lds.-Ztg., 14. Mai 1875.)

„Was die Volkszeitung unter Freiheit versteht.“ Bei Gelegenheit des Klostergesetzes haben die Großstadtzeitungen allesammt sich brav versucht, eine volkswirthschaftlich-wissenschaftliche Begründung für die Aufhebung der Klöster und deren gemeinschädlichen Bestand an das Tageslicht zu bringen. Es ist so Etwas ja natürlich, man will Etwas und darum sucht man nach Gründen. — Nun hätten wir diesen Vorgang sofort verstanden, wenn es da hieße: „die Situation des Culturkampfes verlangt jetzt gebieterisch auch diese Maßregel“. Oder: „Ueber das gemeine Recht geht noch ein höheres, das ist die Politik, das Wohl des Vaterlandes leidet unter dem Bestand der Klöster“; oder: das beliebte „Nothrecht“ wurde hervorgeholt, das ja so oft schon aushelfen mußte, wo mit dem gemeinen wirklichen Recht nicht fertig zu werden war.

Dies Alles, wie gesagt, würden wir begriffen und verstanden haben. Aber daß Niemand sich in ein Kloster zurückziehen darf, weil dies gegen das berühmte Princip der „persönlichen Freiheit“ verstößt, das haben wir noch nicht gewußt. Hören wir deshalb das Organ für „Jedermann aus dem Volke“. Es sagt:

„Die Aufhebung der Klöster ist eine wohlberechtigte Forderung der Freiheit. Das Klosterwesen besteht in dem Gelöbniß von Personen, die ihre persönliche Freiheit zeitweise oder für immer aufgegeben und sich dem Gehorsam gegen Obere unterworfen haben, denen gegenüber sie willenlos sind. All' dergleichen darf ein Staat nicht dulden, so wenig er dulden darf, daß sich einer seiner Bürger freiwillig zum Sklaven gegenüber einem andern macht. Die Staatsbürger dürfen nur in einem Vertrags-Verhältniß zu einander stehen, das in rechtlichen Formen der Kündigung von der einen wie von der anderen Seite unterworfen ist. Die Zwecke eines Klosters können sehr löblich sein, wie die für Krankenpflege es auch thatsächlich sind, auch die Mitglieder einer solchen Anstalt können im höchsten Grade lobenswerthe, ja bewunderungs- und verehrungswürdige Thätigkeit entfalten. Aber kein noch so edler Zweck darf sich eines Mittels bedienen, das dem Rechte der persönlichen Freiheit eine unlösliche Schranke auferlegt. Die Freiheit sich zu fesseln hat ein Mensch so wenig, wie die Freiheit sich zu verstümmeln oder gar zu morden. Und der Geistes-Selbstmord ist hierin nicht besser wie der körperliche. Die Willensbeschränkung ist eine Rechtsbeschränkung (?), die man so wenig für fromme Zwecke gestatten kann, so wenig es gestattet ist, daß

sich ein mündiger Mensch rechtlich für unmündig und abhängig von einem Vormund erklärt."

Die „Volksztg." garantirt der Person volle persönliche Freiheit, allein die Freiheit der Verfügung derselben Person über die eigene Freiheit, das soll trotzdem ein wahres Attentat auf die eigene Freiheit sein! — Wir erkennen nur insofern das Reich der persönlichen Freiheit an, als solche nicht in irgend welcher Weise ganz dieselbe Freiheit des Nebenmenschen beeinträchtigt oder diesem Schaden bringt. Die Freiheit der Verfügung über mich selbst schädigt aber Niemand anders und sollte doch um so eher gestattet sein, weil sie den Willensbereich aller andern Menschen gar nicht tangirt. Das Gelübde, sich einem beschaulichen Leben zu widmen, ist eine Handlung innerhalb des eignen Willenskreises, und die persönliche Freiheit muß mir als erste Bedingung doch auch die Freiheit gewähren, mich selbst „willenlos" zu machen, wie es die Volkszeitung nennt.

Hiergegen wendet jene Dialectik gewöhnlich ein, die armen Klosterbrüder und Nonnen würden nur überredet, verführt, es sei ihr eigentlicher Wille gar nicht, dem Leben zu entsagen u. s. w. Das mag vorkommen, indessen hat ja der Staat längst für solche Ueberschreitungen dadurch gesorgt, daß Niemand verfolgt oder bestraft oder ins Kloster zurückgeführt werden darf, wenn er dem Orden entflohen. Das Gelübde also, das hier gegeben, kann jederzeit aus freiem Willen der Gelobenden aufgehoben und vernichtet werden. Wenn trotzdem dieser Fall gar nicht oder sehr selten vorkommt, so ist das doch nur ein Beweis dafür: daß alle diese Ordensgelübde nicht gezwungen, sondern gerade aus der persönlichen Freiheit heraus gegeben und gehalten werden.

Die ganze Freiheitsdialectik der „Volksztg." ist daher nur für ein sophistisches Verlegenheitsgewebe zu erklären. Diese Freiheit, in einen Orden zu treten, ist mit dem ganzen Organismus der Staatsgesellschaft weit mehr verträglich, als z. E. jene allermodernste Freiheit der Begaunerung, wie sie in unserem Großhandelsthume so überüppig blüht. Gerade sie ist mit den Staatsinteressen nicht vereinbar, nicht sowohl darum, weil der Staat eine besondere Culturmission hätte, sondern weil das friedliche bürgerliche Leben gar nicht auf die Dauer bestehen und gedeihen kann, obwohl auch dem Begaunerten dieselbe schöne Freiheit zur Verfügung stehen soll, daß auch er seinen Nachbar wiederum begaunern kann.

Das Verbot des Ordenswesens ist also nicht ein Aus-

fluß der Freiheit, sondern des ganz willkürlichen Zwangs gegen eine an sich ungefährliche Sache. Auch die von der Volkszeitung angeführten Beispiele stimmen nicht. Ein Bürger kann sich einem andern gar nicht mehr zum „Sklaven" bei uns geben, weil diejenige Institution, welche im Alterthum speciell als Sklaventhum bezeichnet wurde, gar nicht mehr existirt. Wohl aber hat die Neuzeit ein ganzes Heer von lebenslänglichen Fesselungen erfunden, die sechste Großmacht, das mobile Kapital hat es erreicht, die Existenzbedingung des Individuums unlöslich zu fesseln, es fängt den Vogel mit sammt dem Neste, sperrt ihn in den Bauer, und alsdann sagt dieser interessante Humanismus doch noch: der Vogelbauer, das ist keine Sklaverei, der Vogel selbst ist ja frei — im Vogelbauer. Wenn sich endlich Jemand ein Glied abhackt oder sich sonst verstümmelt, so sind das nur unnatürliche Fälle, die auch nicht ihrer selbst willen, sondern nur insofern strafbar sind, als Jemand sich dadurch dem Militairdienst entziehen will: an sich braucht so Etwas nicht verboten werden, noch liegt eine Strafe darauf, selbst versuchter Selbstmord hat keinen Platz im Strafgesetzbuch gefunden.

Die Zeitung fährt hierauf fort:

„Während Niemandem verwehrt werden kann, ein beschauliches Leben zu führen, (sic!) dürfen Institute nicht geduldet werden, welche einen Zwang hierin gegen ihre Mitglieder ausüben, die einmal solch einem Zwecke sich angelobt haben. In solchen Gelöbnissen gar ausländischen Oberen sich hinzugeben, ist ein absoluter Abbruch aller persönlichen Willensfreiheit, die der Staat unter keinen Umständen gestatten darf. Im Namen der persönlichen Freiheit dergleichen Institute auflösen, ist eine That der Gerechtigkeit, die so heilig ist, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Hörigkeit, welche ehedem geherrscht hat."

Das Letztere ist nun doppelt schwach, — wir kennen zur Genüge den langen Kampf um die Aufhebung der sog. Hörigkeitsverhältnisse, die factisch nichts weiter als billige Erbschaftscontracte, verbunden mit Dienstleistungen, waren. Um Rechtsnormen im Grundbesitzverkehr hat sich's bei der sog. Hörigkeit gehandelt und nicht um Aufhebung von „Sklaverei". Es giebt heut noch Districte, wo die bäuerliche Hörigkeit niemals aufgehoben worden ist, und doch sind diese Bauern ebenso gut frei, wie die unsern. Ein anderer Schwindel spielte dabei die Hauptrolle, und mit diesem Schwindel will die „Volksztg." das Klostergesetz motiviren, d. h. Schwindel auf Schwindel will sie aufbauen.

Doch sehen wir uns weiter um. Da schreibt die „Schles. Ztg." in derselben Angelegenheit:

„Die ersten Klosterinsassen hatten gleich den Anachoreten keinen höheren Zweck im Auge, als durch Verzichtleistung auf allen irdischen Genuß, durch Leiden und Selbstpeinigung sich für ihre eigene werthe Person eine besondere Anwartschaft auf die ewige Seligkeit zu sichern. Der Gedanke an Pflichten gegen die Mitwelt war dabei vollständig ausgeschlossen. Von den gleichen Motiven geleitet, treten noch heute Tausende und aber Tausende in die Klöster ein, und alle diejenigen Orden, welche sich keine positiven Aufgaben werkthätiger Liebe stellen, huldigen derselben Idee. Ein geläutertes sittliches Bewußtsein aber sagt uns, daß der Mensch nicht darum auf Erden ist, um ausschließlich für das diesseitige oder jenseitige Heil seiner eigenen werthen Person zu sorgen, daß er vielmehr berufen ist, thätig mitzuwirken am Wohl der Gesammtheit, und daß er kein Recht hat, sich diesem Berufe zu entziehen. Nach dieser Richtung hin erscheint also das Klosterwesen sittlich verwerflich und mit der unsere Zeit erfüllenden großen Humanitätsidee absolut unvereinbar."

Hr. Blankenburg (denn der Artikel ist mit B. bezeichnet) verwirft also das Ordensleben, weil „Niemand ausschließlich in erster Linie für das Heil seiner eignen Person sorgt"; so lange noch der Eigenthumsbegriff in unserer Gesellschaft nicht aufgehoben ist, wird dies auch also bleiben, selbst der Beamte arbeitet in erster Linie für seinen Gehalt; jenes ideale Berufensein zum thätigen Mitwirken am Wohl der Gesammtheit soll sich hieraus als Folge von selbst ergeben, und will man es als ideales Ziel besonders auffassen, so ist das immer ein freiwilliger, obendrein höchst problematischer Beruf, der einem Zeitungsschreiber, Volksredner und sonstigen Politiker wohl ansteht, auch oft die ganz absonderlichen Rittergestalten eines Eugenius, Parisius erzeugt, aber niemals der großen Masse des Volks als „Culturaufgabe" zudictirt werden kann.

Nehmen wir aber wirklich an, die Mönche seien schädlich, weil sie essen und für die Gesellschaft nichts thun. Giebt es denn da blos Mönche, die es also treiben? Wir kennen z. E. eine ganze Klasse von Menschen, diejenigen, welche rein von Zinsrenten leben, sie haben ja auch factisch ein „Gelübde" gethan, „nichts für die Gesellschaft zu thun". — Es sind ihrer viel mehr, als wir Mönche haben, wie wär's also, wenn auch dieser „Rentnerorden" abgeschafft

würde? Ferner, da sind noch die Börsenjuden und Jobber aller Art, welche dem Verkehr auch keinen wirklichen Dienst leisten, sondern nur vom Differenzabschneiden leben, sie schaffen ja auch nichts, im Gegentheil leben sie parasitenartig von der redlichen Arbeit Anderer: „Ein geläutertes sittliches Bewußtsein sagt, diese Menschen dürfen nicht lediglich dazu da sein, Prozentchen oder Coupons abzuschneiden, sie müssen mitwirken am Wohl der Gesammtheit und haben kein Recht, sich diesem Beruf zu entziehen.“ — Wie wär's, Herr B.?

Diese große Humanitätsschlußfrage senden wir hiermit an Herrn Blankenburg's Adresse. Ist seine erste Argumentation so richtig, um damit die Orden auszutreiben, obwohl davon die Ueberzahl in der Krankenpflege gar noch redlich genug arbeitet, so muß er auch unsere zweite Argumentation anerkennen und dem Rentenkapital und dem Börsentreiben mit gleicher Waffe zu Leibe gehen.

Doch genug. Unsere Leser werden hieraus ersehen, daß der Culturdoctrinarismus auf diesem Gebiet der wissenschaftlichen Begründung des Klostergesetzes ausnehmend unglückliche Experimente gemacht hat. Das Gesetz, das sagt der einfache Verstand, ist lediglich eine Kriegsmaßregel, soll vielleicht mehr drohend, als ernst gemeint sein. Wir fürchten aber, sie muß ernst genommen werden, weil sie als Drohung nicht verfängt: die Klöster allesammt wandern aus und bleiben nur fortan als ein steter Volks- und Vermögensabzug in unserem Fleisch, denn die katholische Sympathie zieht doch mit ihnen.

(D. Lds.-Ztg., 15. Mai 1875.)

Sentimentalitäten mit — Hinterthüren. (Consul J. Sturz plaidirte in der Presse für Frauenvereine, welche den großstädtischen Kranken Blumendüfte zutragen sollten) .... Der unbändige „Thierschützler“ versteigt sich hier in das Krankenwohlthäterthum in aller zartester und sinnigster Weise. „Ein Stück Frühling“ will er ins Krankenzimmer der Großstadt zaubern! „Die Luft soll das Aroma der Rose gewinnen.“ Guter Gott, wie lange wird's dauern, Herr Sievert hat ja schon das Prognosticon dem lebenden oder einem zukünftigen Virchow gestellt, wonach Berlin mit großen Actien-Luftpumpanstalten sich von seinem Reichs-Gesundheitsamt mit frischer Landluft versehen läßt, just wie dies bereits in der Wasser- und Gasleitung eingerichtet ist! Geld muß es nur kosten und die Speculation muß daran verdienen, darum finden wir auch, daß Herr Sturz mit

dem „Schiller'schen Blumenmädchen" sehr auf dem Holzwege ist. Die Berliner Schönen hätten wohl Zeit „Blumen zu pflücken" und Krankensträuße zu winden, allein, wo sind die Blumen, die sie pflücken? Wachsen sie in den lieblich duftenden Straßengossen der Capitale? Da muß also zuvor Herr Sturz sich an den Magistrat oder an Herrn Virchow wenden, damit von „Commune" wegen große Blumengärten angelegt werden; das ist ja nicht so unmöglich zu erreichen, denn der Berliner Magistrat ist immer unternehmungslustig, er senkt jetzt viele Millionen in die Erde, legt die Abfuhrröhren der Cloaken gerade recht hübsch in das Niveau des Berliner Grundwassers und wird unfehlbar dadurch alle Brunnen der Stadt stinkend und ungenießbar machen, diese Brunnen Berlins, das einzige Vorzügliche was der Stadt Berlin noch eigen war . . .

Aber Herr Sturz verläßt sich mit seinen Blumen auf die entfernten Dorfschaften des Landes, von dort sollen die „duftigen Liebesgaben", die würzigen Kräuter von Lavendel, Goldlack, Thymian, Münze hergeschneit kommen. Weiß er im Ernst nicht, daß unser Bauer lieber Feldfrüchte baut, als Blumen, ja daß die städtische Großwirthschaft ihm schon dazu keine Arbeiter läßt und daß die Cultur der „Gartenblume" dort ein geradezu sträflicher Luxus wäre?

Doch im Ernst. Des edlen Consul Sturz Vorschlag ist wenigstens harmlos gut gemeint, ohne Hintergedanken, freilich auch darum in dieser Gründerära unpractisch. Indessen mache er den Anfang mit dem Verein „der Schiller'schen Frühlingsmädchen"; wir sind sicher der Ueberzeugung, wenn er erst die Gewohnheit des Blumenduftes in die städtischen Krankenhäuser hineingetragen hat, so wird sich auch alles Andere, z. B. die Anlage von Blumengärten u. s. w., finden. Auch können wir ihm noch ein Geheimniß verrathen, das ihm in seinen Agitationen mächtig helfen oder das einem anderen Project erfolgreich unter die Arme zu greifen vermag.

Es ist nämlich ein neuer gesetzgeberischer Vorschlag im Gange, der von Herrn Virchow ausgeht. Diese ärztliche Autorität sagt: „Jede private Krankenpflege in der Familie, sei es bei Hoch oder Niedrig, ist immer ein unvollständiges Ding, die Wartung geschieht nicht nach Vorschrift, der Arzt kann seine Pflegeregeln, welche auf unfehlbaren Sanitätsgrundsätzen beruhen, unmöglich je nach den lokalen Verschiedenheiten einrichten. Jeder Kranke gehört deshalb in ein offizielles Krankenhaus. Diese Anstalten muß die Stadt in großartigem Maßstabe und reichlicher Fülle bauen. Es wird ein Gesetz gegeben: jeder Kranke, den der

unfehlbare Arzt für krank hält, daß die unfehlbare Wissenschaft ihn unter unfehlbaren Sanitätsbedingungen behandeln muß, der soll heraus aus seiner Familie, heraus aus der Laienpflege der Liebe, fort in's öffentliche Kranken- oder wie Virchow sagt: Genesungshaus."

Das soll wie gesagt Gesetz werden, und zwar sagen wir dies in bitterem Ernst, und man meine nicht, daß wir etwa hier nur unserer Einbildung den Zügel schießen lassen. Die Sache hängt wiederum mit dem Medizinalpriesterthum eng zusammen und hat auch noch ihre interessante Kehrseite: Wenn die Liebe und die Familienzärtlichkeit ihren Kranken trotzdem im Hause behalten will, so muß der Arzt durch Flehen, Bitten, Liebkosung, Ehrbezeigung oder auch durch ausnehmend hohes Honorar dazu bestimmt werden, die Ausnahme-Erlaubniß auf sein reines Gewissen zu nehmen. Solche Dinge stärken ganz besonders die Autorität der Medizinalweisen, welche Priesterrollen sich, das wissen wir, das Judenthum erkoren. In diesen Krankenhäusern soll auch das Ordensthum der barmherzigen Schwestern seine Humanitätsbestimmung finden.

Die Menschengemüther wollen einmal geleitet und beherrscht sein, das hat diese religiöse Sekte dem Einfluß des Christenthums abgelauscht, gegen den sie mit aller Energie dermalen kämpft. Leer kann die Stätte nicht bleiben, wenn das Christenthum ausgebrannt und vertilgt ist, sagen sie. Und darum beabsichtigen sie mit vollem Bewußtsein und kalter Berechnung: Ihre Eudämonie oder optimistisch-jüdische genußsüchtige Lebensweisheit soll alsdann die leere Stelle füllen.

(D. Lds.-Ztg., 20. Mai 1875.)

Das „Wiener Vaterland" ist betreffs der Juden auch nicht blöde. Die „Berl. Börs.-Ztg." moquirt sich zwar darüber, indessen druckt sie aus dem „Vaterland" doch dabei Folgendes ab: „Durch ganz Europa herrscht eine allgemein bekannte, aber leider zu wenig beachtete Thatsache, daß überall im liberalen Culturkampf das Judenthum an der Spitze steht und hetzt und schürt und in die Kriegstrompete seiner zahllosen Zeitungen bläst. Wo immer „Gesetze" gegen die katholische Kirche geschmiedet werden — Juden reden ihnen das lauteste Wort in- und außerhalb der Land- oder Reichstage; wo immer eine Glaubenslehre oder eine Institution der Kirche verhöhnt wird — Juden stehen an der Spitze; wo Pöbelexcesse gegen religiöse Orden oder Processionen auftauchen — Juden schreien am ärgsten; wo es

gilt, eine Sündfluth von Lügen, Verleumdungen oder erdichteten Schandthaten auf den Clerus zu schleudern, um seine Autorität und Mission zu vernichten — da sind obenan die Juden. Keine Loge der Freimaurerei kann ohne Juden eröffnet werden, und wo nur die Freimaurerei an den Fundamenten der Altäre und der Throne nagt und wühlt, Juden sind dabei. Was wäre der Liberalismus ohne Juden, und wo könnte er herrschen ohne Hilfe der Juden? Der Liberalismus ruht auf dem Judenthum, und dieses ist seine Stütze und sein Leben. Keine Irrlehre, keine Secte kann sich ausbreiten ohne Hilfe der Juden. Der Altkatholicismus zählt seine eifrigsten Verfechter und Wortführer in den Reihen der Juden; Juden sind in seinen Conventikeln, bei seinem sacrilegischen Gottesdienste und bei seinen Raubzügen auf katholische Kirchen gegenwärtig und thätig. Und wo Kirchengut geplündert oder geraubt wird, der Löwenantheil fällt in die Taschen der Juden. Sie geberden sich in ihren Zeitungen als die Lehrer, Propheten und Hirten der katholischen Völker und schleudern das neue confessionslose Evangelium unter die Massen. Was auch nur seit Jahren offen oder geheim zur Entchristlichung der Völker, zur Verfolgung der Kirche, zur Unterdrückung des katholischen Lebens und zur Zertrümmerung der christlichen Staatenordnung geschieht, Juden sind die gewandtesten und rücksichtslosesten Agenten. Selbst das Wort „Culturkampf" scheint zur Verhüllung ihrer Zwecke eine jüdische Erfindung zu sein." Und weiter heißt es: „Die Habgierde, die unersättlichste Goldsucht ist es, welche dem Judenthum seine zähe Lebenskraft einflößt und es einig in sich und verbündet gegen alle übrigen Völker zusammenhält. Kaum jemals wird ein Jude seinen Mitjuden verrathen. Ueberall findet der verfolgte und flüchtige jüdische Wucherer oder Betrüger bei seinen Stammgenossen eine sichere Zufluchtsstätte, wo er unter anderem Namen abermals sein Geschäft oder Gewerbe beginnt; bilden doch alle zusammen eine Europäische Hehlerbande, welche das geraubte Gut in Sicherheit bringt und es an fremden Orten, in ihren Spelunken und Trödelbuden verschachert. Mag der Jude ein Börsenkönig, ein Banquier, ein Speculant, ein Agent, Kaufmann, Hausirer oder Bündeljude sein, alle, ob duftend von Salben und mit goldenen Ketten geschmückt oder im Kaftan und mit den bekannten Haarlocken, tragen dieses Merkmal, und ihr ganzes Denken und Handeln wird davon belebt. Daß es Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst, doch mit der Ausnahme hört der Jude bereits schon auf, Jude in der vollen Bedeutung dieses Wortes zu sein."

(D. Lds.-Ztg., 1. Juni 1875.)

Was so ein modern-semitischer Culturkämpfer für erhabene Ansichten von der „Toleranz" hat, das erkennt man aus der Sonntagsplauderei des „Berl. Börs.-Cour." Nachdem er nämlich auf gewisse Secten in Amerika und England geschimpft, sagt er: „Man kennt ja die Geisterseher auch in Deutschland, sie müssen indessen still sein und verbergen möglichst die unnatürlichen Laster ihres Intellects, dort aber arbeitet jene Gesellschaft Schwachsinniger, hysterischer Weiber und höherer, gleichsam idealer Taschendiebe (!) ungestört am hellen lichten Tage. Die Engländer mögen sich daher uns gegenüber nicht mit ihrer höheren Weisheit und Toleranz brüsten. Die Toleranz darf niemals intolerant gegen sich selber sein. Dies aber ist sie, wenn sie ihren Feinden sorglos freies Spiel gönnt. Ihre Feinde sind nicht nur herrschsüchtige Priester, auch die Narren sind es, mit ihrem fanatischen Bestreben, aus der ganzen Menschheit eine Schaar Collegen zu machen."

Tolerant sein (von tolerare) heißt: leiden, dulden, geschehen lassen. Hiernach müßten doch diese semitischen „Toleranten" vor allen Dingen auch anderen Leuten und wenns auch nach ihrer subjectiven Meinung „Narren" wären, ihre freie Meinung lassen, um glauben zu können was sie wollen. — Allein, eine solche „Toleranz" würde Intoleranz gegen sich selber sein, das darf sie nicht, das nenne Einer doch correct gedacht! Wir meinen: die Toleranz erfordert es als allererste Bedingung, daß man Anderen seine Meinung lasse, denn das ist die Summa des ganzen Begriffs; allein dieser moderne „Tolerant" nennt diese Toleranz — „Intoleranz gegen sich selbst!" Ein Tollhäusler ist er, und man sieht daraus, wie seltsam dieser Culturkampf alle Begriffe in solchen Köpfen umkehrt. Uebrigens wird die Menschheit mit diesen „idealen Taschendieben" von Sectirern und Geisterseher schon fertig werden, wir wünschten dasselbe der Menschheit nur mit den realen Taschendieben der Börsenmacht und Falschmünzerei, die obendrein sich in verbrecherischen Uebelthaten gegen ihre Mitmenschen ergehen, während Glaubenssachen gar keine Handlungen sind. In Summa: diese semitischen Culturkämpfer sind die ärgsten Fanatiker, die es jemals gegeben, sie wollen keinerlei Andersgläubige neben sich dulden, sei es in evangelischem oder katholischem oder sonstigem religiösen Gebiet.

(D. Lds.-Ztg, 8. Juni 1875.)

Von dem verunglückten Dampfer „Schiller.“ Einer der überlebenden Offiziere erzählt nach dem „Standard“ folgende Episode aus den letzten Augenblicken auf jenem Dampfer: „Die Scenen an Bord des „Schiller“, als die Katastrophe eintrat, boten Beispiele des Heldenmuthes, der Selbstsucht und der Verzweiflung. „Ich suchte“ (erzählte er unter Anderm) „nach einem Rettungsgürtel für die Frau eines deutschen Juden, eines sehr corpulenten Mannes, der mich wenige Minuten zuvor beim Arme nahm und mir sagte, daß er mir ein Vermögen schenken würde, wenn ich nur sein Leben retten könnte. Er hatte einen Gürtel an, aber er weigerte sich, denselben seiner Frau zu geben, die, umgeben von ihren weinenden Kindern, in der Agonie des Entsetzens dastand. Ich werde diesen Mann niemals vergessen, denn er schien keine Notiz von seiner Frau und seinen Kindern zu nehmen, und stand da, als ob er die beste Weise, sein eigenes Leben zu retten, calculirte. Ich fand einen Gürtel und befestigte ihn um die arme Frau, aber sowohl sie wie ihr Mann und ihre Kinder fanden ein Wellengrab.“

Bei dieser Gelegenheit wollen wir darauf hinweisen, daß die meisten deutschen Zeitungen „liberaler“ Richtung diesen „deutschen Juden“, von dem jener Offizier dem „Standard“ erzählt, beim Abdruck jener Notiz in einen gewöhnlichen „Reisenden“ verwandelt haben. Vielleicht deshalb, weil in der Bezeichnung „deutscher Jude“ ein Widerspruch liegt? Wohl nicht; übrigens versteht der „Standard“ darunter wohl auch nur einen Juden — aus Deutschland. Daß aber deutsche Zeitungen, und sogar solche, bei denen das Judenthum nicht direkt in der Redaktion vertreten ist, es nicht wagen, den „deutschen Juden“ des englischen „Standard“, alias Juden aus Deutschland, für den sie doch keine Verantwortlichkeit haben, ungehindert als einen derartigen Reisenden durch ihre Spalten passiren zu lassen, das ist bezeichnend. Nichts destoweniger bleibt es bestehen: Die Selbstaufopferung ist keine nationaljüdische Tugend. Trotz eines gewissen Cultus, der auf Familie und Stammesgenossenschaft gerichtet ist, — das liebe „Ich“ geht voran.

(D. Lds-Ztg., 8. Juni 1875)

In letzter Zeit machte in Berlin der Mord eines Schuhmachers und Rentiers Konczack viel von sich reden. Zwei Tischlergesellen sind die Attentäter gewesen, die auch

bereits festgesetzt sind. Die Behörde setzte einen Preis von 100 Thalern aus und erwähnte zugleich in der Bekanntmachung an den Anschlagsäulen, daß auch ein „jüdischer Handelsmann" Printz dabei verdächtig sei, was sich bereits als thatsächlich herausgestellt. Die „Voss. Ztg." brachte diese Nachricht ebenfalls und zwar mit dem Epitheton „jüdisch". In Folge dessen erfahren wir, daß dem betr. Redacteur eine wahre Fluth von anonymen Mißbilligungszuschriften zugegangen ist, in denen ausgeführt wurde: wie eine so tolerante große Zeitung so unvorsichtig sein könne, im Anlaß dieses Verbrechens das Judenthum mit in Verbindung zu bringen. Zugleich wurde belobigend auf verschiedene andere Berliner Blätter hingewiesen, welche die Thatsache zwar auch gebracht, aber nur von einem „Handelsmann Printz" geredet hätten. Der betreffende Redacteur soll ganz verblüfft über diesen eben nicht zarten „Rüffel" gewesen sein und hat zu seiner Entschuldigung noch angeführt, daß er sich durchaus nichts Arges dabei gedacht hätte, zumal ihm die betr. Nachricht selbst durch einen jüdischen Reporter zugegangen wäre. — Dies Alles hängt merkwürdig zusammen mit jener seit einem Jahre eingeführten Usance, daß in den Steckbriefen die frühere Kennzeichnung: ob evangelisch oder katholisch oder jüdisch? ganz stillschweigend weggelassen worden ist. — Die Juden stützen sich jetzt besonders darauf, daß sie kein eigenes Volk mehr, sondern nur eine „Confession" sein wollen; ferner soll ja Alles nach jener „intoleranten Toleranz" „confessionslos" sein; das ist die Finesse; und Hr. v. Wedemeyer mag sich über die Angriffe, die ihm in derselben Sache geworden sind, trösten: wenn dasselbe einem Redacteur der „Vossischen Zeitung" passirt. (Hr. v. Wedemeyer wurde, weil er in einem landw. Verein den Juden einige unangenehme Wahrheiten gesagt, damals von allen Blättern verfolgt.)

(D. Lds.-Ztg, 11. Juni 1875.)

Von dem falschen Fundament unseres Repräsentativsystems. Man hat in neuester Zeit unaufhörlich die Lehre verbreitet, daß die verschiedenen Interessengruppen im Staat kein Maaß und kein Ziel in ihren Forderungen kennten und daß eine aus solchen Gruppen gewählte Vertretung uneinig, vielköpfig, nach einseitigen Richtungen strebend sein müsse. Dennoch zeigt doch die Geschichte aller Staaten ohne Ausnahme, daß die ständischen Vertretungscorporationen niemals solche unerhörten Parteizerklüftungen und daraus hervorgehende revolutionäre Katastrophen erzeugt

haben, wie unser sog. modernes constitutionelles Princip. Dieses führte bis jetzt in allen Ländern, in welches es herrschte, zur Empörung der Massen, zur Anarchie und zum Bürgerkrieg, worüber hinaus nur ein „Cäsar" erstehen konnte, der wieder mit der Gewalt des Degens die nothwendige Ordnung schuf, — von den maßlosesten Schädigungen im Nationalwohlstand zu geschweigen, die alle diese Phasen unausbleiblich zur Folge haben.

Das Repräsentationsrecht des Volks *an sich* kann daran nicht schuld sein, das Recht, soweit es in der Constitution sich verkörpert, hat *immer geherrscht*. Nur das Fundament desselben in unseren neuern Constitutionen, das *Wahlrecht*, ist ein trügerisches Ding, ist der unsichere Grund, auf dem das Gebäude gebaut ist und darum immer wieder zusammenstürzt.

Der Fehler liegt allein darin, daß man das Wahlrecht lediglich *der Person* ertheilte, der Wähler sollte absichtlich *nicht* in seinem wirthschaftlichen Verhältniß, obwohl dieses doch in Gewerbe, Arbeitsart, ja in seiner ganzen Haushaltsbedingung zur Staatsgesellschaft ihn erst zum vollendeten Individualmenschen macht, an den Wahltisch treten, sondern als ein rein politisch gedachtes „Ich".

So „ideal" diese Idee sich scheinbar präsentirt, so barg sich dahinter eine ganz verstockte, keineswegs lautere Absicht. So gut wie der Mensch nicht ein reiner Geist sein kann, weil ihm immerdar sein Körper anhängt, ebenso kann kein Staatsbürger anders wählen, als auf Grund seiner gesammten Realbezüge zur Gesellschaft. Wurde nun gerade solche Beziehung immerdar verpönt und verketzert, so geschah von selbst das Unvermeidliche, daß sich trotzdem eine scheinbar entfernter liegende reale Beziehung des Staatslebens mit der Wahl verbinden mußte. — Diese Letztere nahm daher seit dreißig Jahren bei uns mehrere Formen an, die Führerschaft bei der Wahlagitation übernahm zuerst *das großstädtische Gelehrtenthum*, gleichzeitig culminirte sie im büreaukratischen Beamtenthum, schließlich aber hat *die Geldmacht* sie gänzlich in ihr Schlepptau genommen.

Wenn unsre politischen Größen das stolze Wort aussprechen, der Abgeordnete soll keinerlei Stand vertreten, sondern Abgeordneter des *ganzen Volkes* sein, so hat es sich durch die Thatsachen hinlänglich erwiesen, daß er dennoch selbst nur *einen Stand* und weiter nichts vertritt, nämlich den der alles corrumpirenden Geldmacht oder des immerdar nach geheimen Sondervortheilen strebenden Han-

delsgeistes, den man mit vollem Fug und Recht das böse Princip, den finstern Arhiman nennen muß, unter dessen Herrschaft jede arbeitende Gesellschaft schließlich dem Ruin entgegen geführt werden muß.

Die „Vertreter des ganzen Volkes" sind sämmtlich, theils wissend, theils unwissend, Alleinvertreter des Handels. Wären sie redlich, so würden sie es sagen. Sie aber wollen absichtlich nicht dafür gelten, um auf jeden andern Vertreter, der sich etwa als vorwiegend z. E. auf seine ländlichen Wähler stützen wollte, zum sog. Abgeordneten II. Klasse zu degradiren.

Und doch blüht uns kein Heil, wenn wir nicht gerade die real wirthschaftlichen Fragen bei der Wahl in den Vordergrund stellen, damit ebenso das Handwerk, der Ackerbau in den Parlamenten vertreten wird, wie es mit diesem Handels- und Börsenthum geschieht, das Alles und Alles überwuchert hat.

Es muß also gerade unsere besondere Aufgabe sein, das jetzt geltende falsche persönliche Wahlrecht dahin zu corrigiren, daß trotzdem der ganze Mensch mit allen seinen realen Geschäftsbeziehungen als Wähler auftritt. Und hier darf man sich durch kein Geschrei von Sonderinteressen abschrecken lassen. Sind nicht die clericalen Abgeordneten allesammt sog. Abgeordnete II. Klasse nach von Hoverbeck's classischem Muster? ... Man mag aber diesen sonst bestreiten was man will, als vollgültige Abgeordnete sind sie trotzdem immerdar angesehen worden, — weil eben ihnen gegenüber der Schreckschuß von der „II. Klasse" nicht mehr zieht.

Wenn aber ein constitutionelles Gebäude festen Grund unter sich bekommen soll, so wird es auch nothwendig sein, daß wenigstens neben einem sog. politischen Volkshause ein vollberechtigtes zweites Haus bestehe, daß auf Grund der Wirthschaftsgruppen des Volkes construirt ist, und das durch keinen Pairsschub nach dem Belieben der jeweiligen Regierung in einen sog. römischen Senat als reine Jasagemaschine derselben ausarten darf.

Diese wirthschaftliche Vertretung muß vielmehr so unabhängig wie möglich gestellt selbst gegen die Krone sein, damit sie erfolgreich den occupationssüchtigen Gelüsten des andern Hauses, das wie z. B. jetzt widerstandlos in den Regierungsregionen schaltet und waltet, einen Damm bieten und so die Krone selbst vor dem Untergange bewahren kann.

(D. Lds.-Ztg., 18. Juni 1875.)

Der „Bresl. Ztg." entnimmt die hiesige Bank- und Handels-Zeitung nachstehende Mittheilung: „Herr Jakob Böhm, bisher Salarienkassen-Rendant in Leobschütz, ist zum Geh. Calculator und expedirenden Secretair im Cultus-Ministerium ernannt worden. Der Fall würde an sich kaum ein besonderes Interesse erregen, wenn nicht der neue Beamte des Cultus-Ministeriums ein Jude wäre. Wir nehmen von diesem Acte der Toleranz Seitens des Dr. Falk mit lebhafter Befriedigung Kenntniß und hoffen, daß er in anderen Ressorts Nachahmung finden werde. Seit langer Zeit bildet die Gleichberechtigung der Confessionen einen Fundamentalsatz unserer Verfassung, aber nur spärlich ist demselben bisher in der Praxis Folge gegeben."

Nun wenn erst der expedirende Secretair im Cultus-Ministerium ein Jude ist, so kann auch nächstens der Ministerial-Director und der Minister selbst aus dem Stamme des auserwählten Volks genommen werden. — Da kann es ferner im Interesse der „Toleranz" passiren, daß man einem Juden eine christliche Hofpredigerstelle giebt, wenn er nur Theologie studirt hat, — daß die Juden aber es nicht leiden würden, wenn man einem Christen eine „Rabbistelle" in ihrer Synagoge geben wollte, dafür wetten wir Tausend gegen Eins, obwohl das doch auch nur eine Folge derselben „Toleranz" wäre. — Doch nichts für ungut, wir freuen uns dieses naiven Geständnisses der Breslauer Zeitung: man lernt doch die Absichten und Pläne kennen, die diese kleine Minorität verfolgt.

(D. Lds.-Ztg., 23. Juni 1875.)

Geld und — Adel. Der Associé der Firma S. Bleichröder, Commerzienrath Schwabach, hat vom Kaiser von Oesterreich den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse erhalten; mit dieser Auszeichnung ist der Adel in Oesterreich verbunden, welchen der Betreffende nach erlangter Genehmigung unseres Kaisers zu führen berechtigt ist. — Oesterreich hat bekanntlich solchen Geldadel in Hülle und Fülle und an Import nach Deutschland fehlt es nicht, da bekanntlich Handelswaare, unter welche Rubrik wir auch diesen äußeren Adelstitel subsummiren, keinem Verbot unterliegt. Es ist dies der dritte Bankier nicht christlicher Confession, der bei uns geadelt werden wird.

(D. Lds.-Ztg., 25. Juni 1875.)

Immer weiter! Die „Tribüne" schreibt: „Ueber die Aufnahme des jüdischen Religionsunterrichts in den Lehrplan öffentlicher höherer Schulen äußert sich ein Bescheid des Unterrichtsministers an ein Provinzial-Schulcollegium dahin, daß der Standpunkt, von welchem aus früher die Aufnahme des jüdischen Religionsunterrichts in den Lehrplan öffentlicher höherer Schulen abgelehnt wurde, gegenwärtig nicht mehr festgehalten werden kann. Demgemäß ist bereits an nicht wenigen Gymnasien und Realschulen bei genügender Zahl jüdischer Schüler auf den Antrag der Synagogengemeinde des Orts ein besonderer jüdischer Religionsunterricht angesetzt und wird in der Regel zu derselben Zeit im Schulhause ertheilt, wo der christliche Religionsunterricht in den betreffenden Classen stattfindet. Als obligatorisch für alle die Anstalt besuchende Schüler jüdischer Confession wird derselbe nicht angesehen. Bei Feststellung der Censuren seiner Schüler wird der jüdische Religionslehrer zugezogen und unterzeichnet dieselben an letzter Stelle ausdrücklich als jüdischer Religionslehrer."

Es lebe die Gleichberechtigung! . . . Sonst soll zwar immer die „Religion" nach der Doctrin der Juden „Privatsache" sein, indessen, wenn man dadurch einen jüdischen Lehrer mehr in die höheren Schulen einschmuggeln kann, so ist das „religiöse Bedürfniß" auch dazu gut.

(D. Lds-Ztg., 25. Juni 1875.)

Jedenfalls erklärlich. Unter dem Titel „Zum Johannistage" bringt die „Schl. Volkszeitung" heute einen ihr eingesandten Artikel über „Freimaurer". Der Einsender geht davon aus, daß die Logen heut gar keine Macht mehr haben, namentlich keine politische. „Der Einfluß der Loge bei Hofe hat fast ganz aufgehört, indem sowohl Se. Majestät der Kaiser wie auch der Kronprinz sich von der Maurerei zurückgezogen haben. Der Grund soll in der seit zwei Jahren stattfindenden Aufnahme der Kinder Israels in die Logen liegen." Diese Nachricht ist auffällig genug, die Maurerei sollte immer von Alters her ein christlich-religiöser Bund sein, wenn aber die Israeliten darin Aufnahme fanden, so möchten die katholischen Blätter doch nicht so ganz ohne Grund auf diese Maurerei so übel zu sprechen sein.

(D. Lds.-Ztg., 29. Juni 1875.)

„Ein europäisches Eisenbahnprogramm!" Die Aera der Privateisenbahnen ist bekanntlich vorüber,

die Actie hat sich abgewirthschaftet, man glaubt der geschändeten Dirne nicht mehr — die Prozentchenabschneider haben so maßlos geschnitten, daß den Schwindel der Blinde merkte, kurzum die Elle ward länger als der Kram und die schlaue Führung der falschen Elle kam an den Tag, — das ist freilich ein schlimmes Leidwesen für die „goldene Internationale", die vom legalisirten Betrug doch weiter leben will.

Da ist nun das Hauptorgan dieser „goldenen" in Wien die „Neue Freie Presse", das mit der allergeschicktesten Dämonie redigirte Blatt der Welt auf einen neuen Gedanken gekommen. Sie entwickelt ihn als neues europäisches Eisenbahn-Programm, wie folgt:

„Die Eisenbahnen sind meist nur zur Förderung localer Interessen entstanden, man hat Schienenstrang an Schienenstrang gereiht und schließlich mit einer gewissen Verwunderung erkannt, daß man eine ununterbrochene Verbindung zwischen zwei Hauptpunkten des europäischen Verkehrslebens geschaffen hatte. Aber welcher Art war diese Verbindung? Weit davon entfernt, den nächsten oder auch nur den bequemsten Weg zu bilden, zwang sie Jahr aus Jahr ein alle Reisenden und alle Güter, welche sie zu befördern hatte, zu Umwegen und dadurch zur Zeitverschwendung und zum vermehrten Aufwande von Transportkosten. Ganz anders und viel mehr dem allgemeinen Verkehrsinteresse entsprechend, hätte sich das Eisenbahnnetz gestaltet, wenn man bei seiner Anlage nach einem durchdachten Plane vorgegangen wäre, wenn man zuerst die Hauptplätze des Continents durch möglichst gerade Linien verbunden und dann die Nebenplätze durch Seitenabzweigungen von jenen großen Linien mit in das Netz hineingezogen hätte.

Die „Neue Freie Presse" knüpft hieran nun den Wunsch, die Regierungen möchten sich vereinigen, um das früher Versäumte nachzuholen und also ein Programm aufstellen, nach welchem das gegenwärtig bestehende Bahnnetz theils ergänzt, theils verändert werden könnte. Die dadurch entstehenden Kosten würden die Staaten, je nachdem sie an den einzelnen Linien speciell interessirt wären, gemeinschaftlich zu tragen haben und es würde damit dem Verkehr auf alle Zeiten ein Gewinn an Zeit und Geld geschaffen werden, der die für die Sache aufgewandten Kapitalien schon binnen Kurzem indirect wieder gedeckt haben müßte."

Wenn nun dieser Vorschlag von einem ehrlichen Staatsbahnmann ausginge, so ließe sich das noch hören, allein diese „N. Fr. Presse" ist bekanntlich die bigotteste Actienanbeterin, die es giebt, sie wünscht natürlich, die Staaten

sollen solchen Entwürfen mit Zinsgarantieen beispringen, aber dem Privat-Kapital die Gründer- und Dividendengewinne hübsch überlassen. Wenn nichts weiter, so bietet doch diese Idee den Europäischen Börsen eine schöne Aussicht auf Contrahirung weiterer Staatsschulden, die sie vertreiben und mit der Provisionsscheere beschneiden könnten. Namentlich könnte das krachkranke Oesterreich wieder in die Verfassung kommen, durch geschickte Vermengung des Credits anderer Staaten mit dem seinigen den Werth seiner Schuldpapiere unterbringbar zu machen, da bekanntlich besonders österreichische Eisenbahn-Obligationen sich in allerärgster Decadence befinden. — Nun weiß die „N. Fr. Presse" wohl, daß ihre österreichische Regierung, die ja ganz aus ihrem Holze geschnitten, diesem unheilvollen Eisenbahnkrache aufhülfe, allein soweit ist schon die Corruptionswirthschaft dort gediehen, daß auch dieser Staat ohnmächtig ist.

Darum wendet sich dies Sprachrohr der goldenen Internationalen an ihre internationalen Genossen in den anderen Staaten, die ebenfalls einen ausgiebig großen Mammontempel alias Weltbörse besitzen, daß diese ihrer bedrängten Schwesterloge am Schottenring zu Wien in solcher Weise zu Hilfe komme. Daß so Etwas immerdar unter dem Vorwand von großartigen Culturmissionen geschieht, das sind wir gewohnt; „nur für das Beste des Volks würde diese Förderung der Verkehrsinteressen und dieser erweiterte Ausbau des europäischen Eisenbahnnetzes auf Grund internationaler Verträge" ausschlagen, so sagt das erste Weltjudenblatt, und alle Blätter stimmen darin ein, selbst im äußersten Norden in den „Flensburger Nachrichten" finden wir die „interessante Idee" als eine Ausgeburt des erhabensten Geistes belobt.

(D. Lds.-Ztg., 8. Juli 1875.)

Der unbeschränkte Wucher oder die sogenannte Wucherfreiheit hat sich bekanntlich nirgends lange aufrecht erhalten lassen, wo sie auch eingeführt wurde. Das „Wiener Vaterland" erzählt ausführlich, wie Kaiser Joseph II. im Jahr 1787 die bis dahin bestandenen Wuchergesetze aufhob, und wie doch wieder im Jahr 1803 ein neues Wucherstrafgesetz eingeführt wurde. Interessant aber ist es uns aus dieser Darlegung erfahren zu haben, daß dieselbe Reaction sich in Frankreich wiederholte, wo das unbeschränkte Zinsnehmen heut noch nicht straflos freigegeben ist. Das „Vaterl." schreibt darüber Folgendes: Rizy weist in seinem

vortrefflichen Buche „Ueber Zinstaxen und Wuchergesetze" (Wien 1859, bei Braumüller), welches uns bei Verfassung dieses Aufsatzes vielfach geleitet hat, darauf hin, daß selbst die stürmische, revolutionäre Gesetzgebung der Neunziger-Jahre, mit all' ihren legislativen und abolitionistischen Ausschreitungen, sich nie dazu entschloß, den Wucher freizugeben. Es kann demnach nicht befremden, daß der erste Napoleon nach kurzem, transitorischen Versuche die Wucherfreiheit wieder fallen ließ und zu strengen Bestimmungen zurückkehrte. Ja er ging noch weiter; in seinem Streben, Handel, Gewerbe und Ackerbau vor gemeinschädlicher Ausbeutung zu schützen, legte er seine eiserne Faust auf Jene, welche damals in Frankreich dasselbe thaten, was sie — wir haben es vorhin aus freisinnigem, aus liberalem Munde gehört — heute in Galizien thun.

Den französischen Juden, welche in manchen Gegenden des Landes durch Schacher und Wucher zur Landplage geworden waren, wurden durch das Dekret vom 17. März 1806 in den meisten Departements die weitgehendsten Beschränkungen auferlegt. Ihre Freizügigkeit wurde beschränkt, zum Betriebe aller Geschäfte, welche sich unter der Bezeichnung „Handel" in der umfassendsten Bedeutung des Wortes subsumiren lassen, brauchte der Jude ein besonderes, alle Jahre zu erneuerndes und überhaupt nur unter besonderen Cautelen zu ertheilendes Patent. Jedes Handelsgeschäft, das ein nicht patentisirter Jude vornahm, war nichtig und kraftlos; die Giltigkeit von Verträgen und Schuldverschreibungen, welche nicht zu Handelsgeschäften in Beziehung standen und zu Gunsten eines solchen Juden ausgestellt waren, erforderte einen ausnahmsweise strengen Beweis. Kein Jude durfte Instrumente, Werkzeuge, Kleidungsstücke u. dgl. von Arbeitern, Tagelöhnern oder Dienstboten als Unterpfand annehmen. Bei Verlust des Pfandes durften Juden nur dann auf Pfänder leihen, wenn der Empfang der geliehenen Summe notariell beglaubigt war, jede Forderung, deren Kapital durch Anhäufung von mehr als fünfprozentigen Zinsen erschwert worden war, sollte gerichtlich herabgesetzt und, wenn mehr als zehn Prozent herausgefunden worden, als wucherisch erklärt und vernichtet werden."

Hierbei möge man erwägen, daß der Mann, der so drakonisch gegen die Juden verfuhr, selbst das eigenste Kind der Revolution und durchaus in religiösen Dingen kein Finsterling oder feudaler Ritter war, sondern der Schöpfer und Gründer der französischen Gloire — Napoleon I.

(D. Lds.-Ztg., 1. August 1875.)

Erbauliches aus Galizien. Das „Vaterland“ berichtet über seltsame Vorgänge aus Galizien, wo sich die dortigen Juden beim Justizminister Glaser in Wien (den das Blatt selbst als einen ihrer Stammesgenossen bezeichnet!) über die dortigen Gerichtstribunale beschweren, weil sie von hiesigen Gerichten wegen ihrer unlautern Art und Weise, wie sie den Wucher betreiben, verfolgt wurden, sich geraden Weges zum Herrn Justizminister begaben, um zu klagen, daß man ihnen Unrecht thue, da die Schuld, deren man sie bezüchtigt, der Wucher, kein Verbrechen sei, sondern nur das Kriterium eines üblen Leumunds und daß sie überdies deshalb von den Behörden beunruhigt würden, weil sie den „verfassungstreuen Prinzipien anhängen“, was sie in den Augen der galizischen Behörden zu Verbrechern mache, daß sie also die unschuldigen Opfer der polnischen Persecutionswuth werden sollen, wogegen sie der Minister schützen möge. Dr. Glaser soll auch in der That auf diese vagen Aussagen einiger Juden hin das Lemberger Tribunal beauftragt haben, sich sofort zu rechtfertigen.

An dieses Citat reiht das „Vaterland“ einen Passus aus einer Berichtigung, welche der k. k. Staatsanwalt von Tarnow, Herr Szyszczan, an die „N. fr. Presse“ gerichtet. In einer Krakauer Correspondenz des genannten Blattes war nämlich erzählt worden, der Tarnower Staatsanwalt habe die Juden im Allgemeinen als Ursache des Ruins des Landes bezeichnet. Das dementirt nun der genannte Staatsanwalt, indem er schreibt:

„In mehreren Gerichtsbezirken der ehemaligen Kreise Bochnia und Tarnow sind viele Fälle vorgekommen, wo gegen Bauern, die eine lastenfreie Grundwirthschaft besitzen, bei Lebzeiten oder nach ihrem Tode auf Grund „gefälschter“ Wechsel oder erdichteter Angaben mit Hilfe „falscher“ Zeugeneide Urtheile und gerichtliche Exekutionen erwirkt und dadurch ganze schuldlose Familien an den Rand des Abgrundes gebracht wurden. Es gehört dazu wenig Scharfsinn, um einzusehen, in welchem Grade diese Gattung des verbrecherischen Betruges verderblich sei. Nun ergab die im Juni l. J. beim Tarnower Gerichtshofe gegen mehrere (nicht einen) Juden durchgeführte Schwurgerichtsverhandlung, daß derlei Betrugsfacta ein Werk einer Bande, bestehend aus Individuen mosaischen Bekenntnisses, seien, welche eine allgemeine Abneigung gegen eine ehrliche Beschäftigung haben, und Feinde der öffentlichen Ordnung sind, und als Pöbel (motloch) benannt wurden. Gegen diese gefährlichen Verbrecher, von denen nicht wenige Banden in der letzten Zeit

entdeckt wurden, und nicht gegen die Juden im Allgemeinen wurde plaidirt, und hierbei unter Aufzählung allgemeiner Ursachen, unter deren Einflusse sich dieses Verbrechen breit machte, das Bedauern ausgesprochen, wienach die gegenwärtig bestehenden Gesetze auf schändliche Weise von solchen Leuten mißbraucht werden. Es ist falsch, daß die Staatsanwaltschaft die Juden im Allgemeinen als Ursache des Ruins des Landes bezeichnete."

Es muß wahrlich in Oesterreich weit gekommen sein, wenn sich ein k. k. Staatsanwalt in den Spalten der „Neuen fr. Presse", dieses ächten Weltjudenorgans, wegen seiner Anklageschritte gegen betrugtreibende Juden — rechtfertigen muß.

Das nennt diese moderne „öffentliche Judenmeinung" Judenverfolgung Seitens reactionärer Beamten, wenn diese dem offenen Betruge steuern wollen.

Uebrigens kommt das „Vaterl." zu denselben Schlüssen, wie wir sie hinsichtlich der Emancipation der Juden oft schon gezogen haben. Bei der Besprechung des jüdischen Bannfluchs von Neusandec sagt das Blatt:

„Die Emancipation der Juden und ihre Gleichberechtigung mit den Christen fand bekanntlich nur unter der Voraussetzung statt, dieselben seien als Bürger desselben Staatswesens auch befugt, an den allgemeinen Rechten theilzunehmen. Nun zeigen die Juden aber, daß sie einen eigenen Staat im Staate bilden, daß sie für ihre partiellen Gebräuche und Statuten nicht etwa blos auf religiösem, sondern auf dem rein civilen, vermögensrechtlichen Gebiete eine Sonderstellung beanspruchen, daß sie auf diesem Gebiete von dem Staatsrechte nichts wissen wollen, daß sie nicht etwa in der ersten Aufregung, sondern wohlbedacht, wie der Fall von Neusandec zeigt, denjenigen verfolgen, der von seinem staatsbürgerlichen Rechte Gebrauch macht. Die Voraussetzung für die Gleichberechtigung ist also total hinfällig — doch fordern wir deshalb noch keine Aufhebung derselben. Was wir, und zwar mit Recht fordern können, und auch im Interesse der ungeheuren christlichen Majorität fordern müssen, ist dieses: stellt die Juden nicht günstiger als die christliche Bevölkerung!

(D. Lds.-Ztg., 7. August 1875.)

Ein nettes Gründerstückchen macht jetzt viel von sich reden. Der Redacteur der „New-Yorker Handelszeitung" hat sich, wie es heißt, von dortigen Börsen-

speculanten, welche mit deutschen Bankfirmen das deutsche Publicum beschwindelten, mit einem Douceur von 16,000 Dollars bestechen lassen, daß er in dem amerikanischen Handelsblatte für einige Eisenbahnpapiere Reclame machte und dadurch die Unterbringung dieser Papiere an der Berliner, Frankfurter, Hamburger und Breslauer Börse ermöglichte. Eine Anzahl Schwindler ließ nämlich, wie der „Magdeb. Ztg." von hier geschrieben wird, Obligationen über Eisenbahnen drucken, die theils gar nicht existirten, theils nie ernstlich projectirt gewesen waren. Der Redacteur Meyer aber habe die nicht existirenden Bahnen als Meisterwerke der amerikanischen Baukunst und Handelsspeculation gelobt und denjenigen Linien, die als mögliche Projecte ins Auge gefaßt waren, habe er Erträgnisse von 20, 30, 40 Procent nachgerühmt. So seien die Obligationen über nicht gebaute, ungebaut gebliebene und schrecklich schlecht rentirende Bahnen auf den deutschen Markt gekommen, dem man 6 Procent in Gold versprach und anfänglich auch zahlte. Die „Magdeb. Ztg." fragt: „Wie hießen die Berliner und Frankfurter Banquiers, welche, mit den amerikanischen Jobbers unter einer Decke spielend, dem deutschen Publicum 70 Dollars für einen Bogen Papier abnahmen, von dem sie wußten, daß er nichts werth war, weil er eine Actie über eine Bahnstrecke war, die gar nicht existirte? Die hiesigen Bankfirmen, welche mit der Unterbringung der betreffenden Papiere sich befaßten, haben genau so betrügerisch gehandelt, wie die Amerikanischen Jobber und wie angeblich der eben genannte Herr Meyer. Es ist ein Verbrechen ans Tageslicht gekommen, das an Niederträchtigkeit die Wegelagerei und den Straßenraub weit hinter sich läßt. Ganz systematisch ist von Betrügern hüben und drüben das Publicum ausgeplündert worden und in den Raub haben sich Jobber, Makler, Banquiers und Reclamemacher getheilt."

(D. Lds.-Ztg., 19. August 1875.)

Die Staatsschulden der europäischen Staaten betrugen 2000 Millionen Thlr. im Jahre 1715, 3400 Millionen Thlr. im Jahre 1789, 10020 Millionen Thlr. im Jahre 1820, 11170 Millionen Thlr. im Jahre 1847, 25668 Millionen Thlr. im Jahre 1874. Das „Märkische Kirchenblatt" weist auf diese furchtbar gestiegenen Summen hin und im Zusammenhang damit auf „die Fortschritte der Juden an Macht und Einfluß" und regt zum Nachdenken an „über die Frage: wer hat den Staaten so viel geliehen? —

und: woher haben die Verleiher es genommen?" „Wie die Staaten verschuldeten, so verarmt der Mittelstand, der einst die Stütze des Wohlstandes" war! Freilich ist auch das Nationalvermögen gestiegen und außerdem der Geldwerth bedeutend gesunken. Beide Momente aber genügen nicht, das furchtbare Anschwellen der Staatsschulden, vor Allem seit 1848, als unbedenklich erscheinen zu lassen. „Auch die Zahlungsfähigkeit der Staaten hat ihre Grenzen", sagt der Statistiker Kolb mit Recht, und eine große Zahl von offenen und verdeckten Staatsbankerotten hat an diese Grenze schon oft erinnert. Die Staatsschulden sind „mittelbar zugleich Schulden jedes einzelnen Einwohners eines Landes, Schulden jeder Familie, Schulden, welche jedes Grundstück, jedes Geschäft, jedes Vermögen belasten"; die moderne Entwickelung hat zwar dahin geführt, daß sich in den Händen eines einzigen Gliedes der Familie Rothschild weit über 500 Millionen Thaler befinden; neben dem unglaublich gestiegenen Reichthum Einzelner hat aber auch die Massenarmuth furchtbar zugenommen, und zahllose Familien des Mittelstandes, die sich früher eines gesicherten Auskommens oder gar eines gewissen Wohlstandes erfreuten, leben jetzt von der Hand in den Mund, sind von heute auf morgen auf den täglichen Erwerb angewiesen und oft in bitteren Sorgen. Man sollte sie deshalb gewiß nicht noch indirect durch die Staatsschulden immer höher mitbelasten — um so weniger, als stets nur ein ganz kleiner Theil dieser Schulden zu productiven Zwecken (insbesondere Eisenbahnbauten) contrahirt, der unvergleichlich größte Theil aber für andre Ausgaben. Das Staatsschuldenwesen erfordert jährlich die große Summe von 1070 Millionen Thaler!

(D. Lds.-Ztg., 31. August 1875.)

Aus von Wedemeyers Rede, gehalten im landw. Verein zu Friedeberg Nm. In was für Stände zerfällt denn unsere jetzige Gesellschaft? Ich meine, sie zerfällt in Juden, Handwerker und Bauern, — natürlich verstehe ich hier unter Juden wieder den gewinnsüchtigen Kapitalbesitzer, der sich unbillige Vortheile auf dem Boden der Gesetzgebung zu erobern, resp. zu erhalten strebt. Dem Juden gegenüber steht einestheils der Handwerker — er bildet den Mittelstand, welcher durch redlichen Erwerb, durch Arbeit mit wenig Kapital sich mühsam, aber ehrlich ernährt, welcher ohne Bevorzugung, ohne besonderen Schutz im Staate der doppelten Besteuerung durch Klassen- und Gewerbesteuer

unterliegt, während das Judenkapital nur einfach und, weil man es zu fassen unterläßt, höchstens halb so hoch, als es das Gesetz vorschreibt, besteuert ist. Dem Juden gegenüber steht ferner der Bauer.

In Bezug auf das Handwerk galt früher das schöne Sprichwort: Handwerk hat einen goldenen Boden. Diesen alten guten goldenen Boden hat die neuere Gesetzgebung aber so durchlöchert, daß er aussieht, wie ein Sieb mit sehr großen Maschen. Dieses Sieb schütteln die Juden so fleißig, daß ein Handwerksmeister nach dem andern durchfällt und unten als Proletarier, Sozialdemokrat oder als Judensklave ankommt. Sie sehen, m. H., wie emsig die Juden dabei beschäftigt sind, den Handwerkerstand, unseren natürlichen Bundesgenossen, aufzufressen, indem das Handwerk immer mehr aufhört, und der Fabrikbetrieb an dessen Stelle tritt. Es dürfte also Zeit sein, das nicht länger ruhig mit anzusehen, denn je kleiner die Zahl der Kämpfer wird, desto schwieriger wird der Kampf. Als dritter Stand steht dem Juden gegenüber der Bauer in dem Sinne, den ich dem Worte Bauer beilege. Nun, m. H., sehen Sie sich doch in den Zeitungen die vielen Subhastationen von großen Grundbesitzungen an, so wird es ihnen klar werden, daß die Juden mit Hülfe der Wucher-, Aktien- und Schwindelfreiheit recht fleißig am Wohlstande der großen Bauern nagen. Wie sie mit den kleinen umgehen, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, denn dafür giebt es ja schon einen besonderen Kunstausdruck: die werden einfach eingeschlachtet. (Bravo! Sehr wahr!)

Nun, m. H., fragt es sich, was sollen wir diesen Verhältnissen gegenüber thun. Sollen wir uns ruhig das Fell über die Ohren ziehen lassen? sollen wir uns fort und fort scheeren lassen, wie die Schafe? Ich meine nicht, ich meine, die Pflicht der Selbsterhaltung, die Pflicht gegen den Staat erfordert, daß wir den Kampf gegen die Judenwirthschaft aufnehmen.

(Sonntagsbl. d. D. Lds.-Ztg, August 1875.)

Das moderne Judenthum im modernen Staate! Das „Wiener Vaterland" kritisirt einen Feuilleton-Artikel der „N. Fr. Pr.", welcher, wie bekannt, in höchst naiver Weise die Kulturmission der Juden bis in den Himmel erhebt, höchst charakteristisch, wie folgt:

Jene naiven Gemüther und Pfründner der Intelligenz, welche es nicht glauben wollten, daß die „N. Fr. Pr." trotz

Ofenheim-Partei, Bourgeoisie-Politik, antichristlicher Gesinnung und fanatischer Verfassungstreue ein Judenblatt sei, die können sich darüber ganz zuverlässig orientiren, wenn sie ihren Feuilleton-Artikel vom 25. d. M.: „Das Judenthum im modernen Staate" zu lesen verstehen.

Diese spezifische Qualität des großen Organs der Verfassungspartei wird ihm nun Niemand mehr streitig machen. Aber wohl gemerkt, ihr Judenthum hat die moderne Maske der Opportunität und des geschäftlichen Vortheiles vorgenommen. — Unter dem philosophischen Axiom des rationalistischen Pantheismus bekommen wir da ganz erstaunliche Bekenntnisse zu hören, deren Widersprüche selbst den gläubigsten Verehrern der „N. Fr. Pr." zu unverdaulich sein dürften.

Zuerst erfahren wir, daß das Judenthum als solches kein bindendes Glaubensbekenntniß habe — wiewohl der reine Deismus, als Lehre von einem persönlichen Gott ꝛc., der Grundpfeiler des Judenthums ist.

„Das Judenthum kennt keine Weihe," aber die weihevollsten Lieder der Synagoge (welche selbstverständlich ohne religiöses Bekenntniß undenkbar ist) „bringen die pantheistische Vorstellung zum entschiedenen Ausdruck." Im Judenthum der „N. Fr. Pr." kann jeder Jude glauben und halten, was und wie er will. Der Rabbiner ist der von der Gemeinde bestellte Schriftgelehrte (welcher thatsächlich ganz andere Ansichten vom Judenthum hat, als der Reformjude C. v. W. der „N. Fr. Pr.") und „als Prediger ist er ihr öffentlicher Religionslehrer", obwohl das Judenthum, wie gesagt, kein verpflichtendes Glaubensbekenntniß hat!! — Man ist eben, sagt jener politische Geschäftsjude, nicht durch das Bekenntniß Jude, sondern — — durch das Factum, von jüdischen Eltern erzeugt zu sein.

Wie die jüdischen Eltern zu ihrem Judenthum gekommen sind, daß erfahren wir nicht, und aus der ganzen Theorie des Artikelschreibers C. v. W., wenn solcher Unsinn diesen Namen verdienen könnte, ist zu schließen, daß die Beantwortung dieser Frage dem Naturforscher zufällt, der irgend ein jüdisches Protoplasma entdeckt, aus dem die glückliche Qualität des jüdischen Individualismus hervorsproßte, zur innigsten Freude aller Völker, welche die Annehmlichkeit der Arroganz des auserwählten Volkes, ihres Geldhungers, ihrer Verachtung anderer Nationen, ihrer talmudistischen Schurkenmoral und der Zuwage ihres süßlichen Gestankes erfahren haben. Jude aber bleibt, selbst für die „N. Fr. Presse", immer Jude — darauf besteht sie! — Außer diesen culturhistorischen Belehrungen erfährt der Christ noch, daß der

Jude ihm in Allem überlegen ist, weil er Jude, und als Jude genöthigt ist, Alles in seinem Leben auf die Concurrenz des eigennützigen Vortheils zu stellen. Darin bindet den Juden keine beschränkende Moral eines Glaubensbekenntnisses, und „die Denkfreiheit ist ihm dogmatisch verbürgt", obwohl er wieder gar kein verpflichtendes Bekenntniß als Dogma hat!!

„Das Factum", sagt C. v. W., „des mehr oder minder verdeckten Vorurtheils (Anderer) steht ihm von Jugend auf vor Augen und der angeborene Scharfsinn seiner Rasse, verstärkt durch ihre tausendjährige Unterdrückung, lehrt den Juden in der Kindheit schon instinctiv, in der Praxis des Lebens bei vorgeschrittenem Alter, daß er nur durch größeren Fleiß, größere Thätigkeit, überlegenes Wissen und Können emporzukommen (wie haißt emporkommen?) hoffen dürfe."

Das Judenthum nennt Herr C. v. W. „die Pflanze des Morgenlandes im abendländischen Boden." Sehr wahr! Nur bestimmen wir dieses Gewächs historisch und charakteristisch damit näher, daß wir es eine Schmarotzerpflanze auf dem Organismus der christlichen Völker bezeichnen, die sich mit den besten Lebenssäften derselben vollsaugt. — Die den wenigsten Menschen zur klaren Vorstellung gekommene fabelhafte Geldmacht der Juden (welche in den Händen einer einzigen Familie, der Rothschild's, nach vielen tausenden Millionen zählt und in schrecklicher Progression wächst) steht im direkten Causalverhältniß zu den dräuenden und unaufhaltbaren Gefahren der sozialen Frage. Das Judenkapital ist ein spezifisches und häuft sich da immer mehr, weil das Judenthum ganz allein in der Welt isolirt dasteht und seine Geldtendenz eine ihm allein innewohnende Eigenthümlichkeit ist. Der Talmud weiset die Juden auf die nicht ferne Zeit, wo ein Jude 11,900 Christenknechte unter sich hat. Lassen wir noch zehn Jahre vorübergehen, und es wird dies noch verständlicher selbst den dümmsten Professoren der antichristlichen Aufklärung werden! Darin sind auch die eigentlichen Gründe gelegen, daß der Verfasser des „Judenthum im modernen Staate" sich bestimmt fand, dem Judenthum eine mehr sociale und kosmopolitische Stellung als gleichberechtigtes Volk, ohne religiösen Charakter, zu vindiciren — das ist der Kern dieses schwarzen Mephisto-Pudels; — und die Christen, oder besser die Scheinchristen, lassen sich das Alles von den Juden gefallen, ja sie geben ihnen in ihrer Thorheit selbst die Palme des Vorzuges!!

Daher wirken die Juden, so ein kleiner, schmieriger Schreibjude er sein mag, überall für das „Vernunftrecht"

und für den „eifrigsten Patriotismus“ im Sinne eben dieses Vernunftrechtes! — Darum sind sie überall für die Staatsallmacht, für den Liberalismus und für die Verfassungstreue, deren „Vernunftrecht“ ihnen ihre Wirksamkeit im Zielerstreben fördert und garantirt.

Der deutsche antichristliche Nationalismus kommt dem Judenthume ungemein zu statten. Die Juden berufen sich auf ihn, als den Grund der höheren Cultur, und diese deutschen gelehrten Thebaner wollen die Juden als Zugthiere für ihre politischen Parteipraktiken benützen, sind aber nur ihre Gefoppten. Ja, Herr C. v. W. sagt uns, daß die Juden die eigentlichen österreichischen Patrioten sind, welche vor lauter Patriotismus in Galizien bersten könnten, denn der Patriotismus ist da noch am meisten werth! — Eine Verfassung, für die der Jude so schwärmt und weint und schwitzt, die kann doch unmöglich zum Heile eines Staates sein. Man lese nur „Das Judenthum im modernen Staate“ als bescheidenen culturhistorischen Beitrag von Hrn. C. v. W.

Wahrlich, Goethe hatte Recht, wenn er uns sagte, wer die eigentlich Bescheidenen sind.

(D. Lds.-Ztg., 2. September 1875.)

Die Zeitungen machen wieder großes Aufsehen über folgenden Vorfall:

„Vor einiger Zeit spielte sich in der Kirche zu Werden bei Heydekrug ein eigenthümlicher Vorfall ab. Es sollte eine Taufe vorgenommen werden und der Superintendent H. die heilige Handlung vollziehen. Unter den Taufzeugen befand sich auch ein Herr, welcher erst vor Kurzem die Ehe vor dem Standesbeamten eingegangen war, die kirchliche Trauung aber nicht nachgeholt hatte. Aus diesem Grunde verweigerte es der Superintendent H., den Herrn zum Pathenamte zuzulassen und „excommunicirte ihn somit vor versammelter Gemeinde.“ Obgleich die Sache bereits beim Consistorium anhängig gemacht worden ist, so verdient dies Verfahren sicherlich in weiteren Kreisen bekannt zu werden.“

Also der Bericht. Wir finden nun, daß der betr. Geistliche ganz correct gehandelt hat. Das Amt eines Taufzeugen hat sowohl bei dem Taufact selbst als später im Leben gar keine außerkirchliche Bedeutung, zieht auch keinerlei bürgerliche Einwirkung nach sich. Das Taufzeugenamt hat also eine rein kirchliche Mission; — wie also kann man vom Rechtsstandpunkt der Kirche dem Geistlichen verdenken, daß er den zum Taufzeugen nicht acceptirt, welcher mit Ab-

weichung der kirchlichen Trauung doch selbst ostensibel documentirt hat, daß er nicht mehr zu der Kirchengemeinde gehören will? Das wird alsdann mit stolzen Worten „Excommunication" vor der Gemeinde genannt, während doch der betreffende Herr sich freiwillig früher schon selbst excommunicirt hat. Der Fall liegt ebenso, als ob ein getaufter Jude, der sein Kind trotzdem zur Beschneidung bringt, vom Rabbi aber abgewiesen über „Excommunication" schreien wollte. Alle diese Dinge beweisen nur zu klar, daß es von gewissen Seiten auf gänzliche Zertrümmerung der evangelischen Kirche abgesehen ist. Das ist nicht „Toleranz" gegen Andersgläubige, sondern Unduldsamkeit und Haß gegen jede Kirchengemeinschaft, und dabei wird überdem gänzlich außer Acht gelassen, daß bei uns die evangelische Confession, sowie die Union von 1817, nicht mehr Staatsreligion, sondern private Angelegenheit der Gemeinden ist.

(D. Lds.-Ztg, 4. September 1875.)

Wie man reich wird. Vor einigen Tagen kam in Augsburg ein Proceß zur Verhandlung, welcher einen grauenhaften Einblick in die Erwerbsverhältnisse mancher großen Häuser und interessante Aufschlüsse gewährt über die Mittel, durch welche so manche Geldjuden rasch zu riesigem Reichthume gelangen.

Das Geldgeschäft der israelitischen Brüder Joseph und Nathan Wilmersdörfer war das erste, angesehenste Bankhaus in Augsburg. Joseph Wilmersdörfer war Mitglied der Handelskammer für Schwaben, Assessor am Handelsgerichte Augsburg und zählte zu den hervorragendsten Männern der liberalen Partei Augsburgs. Das Bankhaus Wilmersdörfer genoß unbedingtes Vertrauen.

In Augsburg leben die sog. „braunen Schwestern", welche kein kirchlich approbirter Orden, sondern nur eine freie Vereinigung lediger Frauenspersonen zu gemeinsamer Arbeit und Gebet sind. Jede neu eintretende Schwester hat ihr Vermögen der gemeinsamen Cassa einzuverleiben, erhält es aber, falls sie austritt, wieder zurück. Diese Schwestern hatten für ihr Baargeld Staatspapiere, darunter auch ein österreichisches Prämienloos angekauft. Auf Letzteres fiel der Haupttreffer von 175,000 fl. und diesen Gewinnst benutzte Joseph Wilmersdörfer, um die Schwestern um die Summe von 56,000 fl. zu beschwindeln. Er ließ sich nämlich 11,000 fl. von den Schwestern schenken, betrog aber die Schwestern auch noch dadurch, daß er denselben

statt vollgiltiges Geld Papiere österreichischer Silberrente gab, welche wohl auf 1000 fl. lauteten, aber im Course nur auf 780 fl. standen, so daß der Jude durch die Coursdifferenz einen Gewinn von 45,000 fl. einheimste. Den Schwestern schwindelte Joseph Wilmersdörfer vor, daß jedes Stück der österreichischen Silberrente 1000 fl. gelte, unterließ die Ausstellung einer Rechnung über die gelieferten Papiere und die richtige Verbuchung in den Geschäftsbüchern. Nathan machte sich an dem Betruge schuldig durch Zulassung falscher Verbuchung und durch die mit seinem Bruder vereinbarte unwahre Sachverhaltsdarstellung.

Die Oberin hatte dem J. Wilmersdörfer, als sie ihm die 11,000 fl. schenkte, den Wunsch ausgesprochen, er möge 1000 fl. davon zur Restaurirung der St. Ulrichskirche abgeben. Der Jude ging nach München, schickte unter falschem Namen eine österreichische Silberrente im Courswerthe von 780 fl. an Stadtpfarrer Hörmann bei St. Ulrich und ließ sich durch Inserat in der „A. Abendztg." quittiren, daß Hörmann eine österreichische Silberrente auf 1000 fl. lautend empfangen habe. Mit dieser Quittung brachte der Jude der Oberin die Ansicht bei, daß volle 1000 fl. für St. Ulrich bezahlt worden seien.

Warum wählte Wilmersdörfer diesen Umweg über München? Wohl im Bewußtsein seiner schlechten Handlungsweise hatte er den Schwestern beigebracht, sie müßten das strengste Geheimniß gegen Jedermann wahren, sonst seien sie des Lebens nicht mehr sicher u. s. w. Die Schwestern gingen darauf ein, und verheimlichten den Gewinnst nicht blos dem Staate gegenüber, dem sie Kapitalsteuer hätten zahlen müssen, sondern auch dem Beichtvater.

Wie kamen denn die Schwestern dazu, dem Juden 11,000 fl. zu schenken? Der Sachverhalt ist folgender: Als Wilmersdörfer zu den braunen Schwestern ging, nahm er blos 164 Stücke österreichischer Silberrente mit. Die Schwestern waren über den großen Gewinn ganz in Ekstase und hätten wohl in der ersten Aufregung ein Drittheil hingeschenkt. Diese Stimmung benutzte Wilmersdörfer. Er zählte die 164 Stücke hin und erklärte dann plötzlich, die eilf fehlenden Stücke müsse er anderswo liegen haben. Die Oberin machte mit den drei anwesenden Schwestern der Verlegenheit rasch ein Ende, indem sie erklärten, die noch übrigen eilf Stücke dem Juden schenken zu wollen, weil er es gar so ehrlich und so redlich und so brav mit ihnen meine.

Die Schwestern wahrten das Geheimniß bis nach dem Tode der Oberin. Ueber die Neuwahl entstanden Zwistig-

keiten, zwei Schwestern traten aus, erwählten sich den liberalen Schreiner Brestel als Beistand und drangen auf Vermögenstheilung, welche auch ausgesprochen wurde. Der Beistand der übrigen Schwestern war Kaufmann Stadler. Brestel machte die Schwestern zuerst aufmerksam, daß die österreichische Silberrente nicht 1000 fl. gelte. Und nun erzählten die Schwestern erst im Aerger über solchen Betrug die Geschichte der Schenkung von 11,000 fl. Die Nachricht drang rasch in das Publikum, der offene Betrug ließ sich nicht mehr vertuschen. Wilmersdörfer erreichte ein Arrangement mit den von Brestel vertretenen zwei Schwestern dadurch, daß er für den ihnen zufallenden Theil die Umwechslung der österreichischen Silberrenten in Pfandbriefe der bayerischen Hypotheken- und Wechselbank vollzog. Wegen der Abfindung mit den übrigen Schwestern suchte Wilmersdörfer die Vermittelung des Bischofs von Augsburg.

Joseph Wilmersdörfer wurde zu vier Jahren Gefängniß und 1000 Thalern Strafe, Nathan Wilmersdörfer zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt. Wilmersdörfer fand eine Provision von 50,000—60,000 fl. ganz angemessen, ja er meinte, die Schwestern würden ja doch leben, ob sie 50,000 fl. mehr oder weniger hätten. Wo solche Begriffe über „Mein" und „Dein" herrschen, da kann nur das Strafgericht eine Sühne und Besserung bringen.

Wenn man die angesehene soziale Stellung bedenkt, welche das Haus Wilmersdörfer in Augsburg einnahm, dann muß Jedem ein Schaudern überkommen über unsere gegenwärtigen Erwerbsverhältnisse. Wenn das schon am grünen Holze, bei einem solchen renommirten Bankhause geschieht, was mag erst bei den sogenannten Gelddarleihern, so manchen jüdischen Agenten und Unterhändlern vorkommen? Ist es da ein Wunder, wenn in Kreisen, welche von der Händearbeit und vom ehrlichen Erwerbe leben, die Ansicht sich geltend macht: das Eigenthum sei bei den herrschenden sozialen Zuständen geradezu Diebstahl. Dort, wo man gleich 50,000 fl. als Provision einsteckt, hat auch das Eigenthum seine Berechtigung verloren. (Vaterl.)

(D. Lds.-Ztg., 9. September 1875.)

Die Börse, dieser moderne Tempel des Mammon, der Anbetung des goldenen Kalbes, ist ein seltsames Ding. Sehr eifrig vertheidigt sie ihre Privilegien gemeinschaftlich mit ihren Preßorganen, wenn Regierung oder Volk ihr an den Kragen kommen wollen, ebenso instinctiv gemeinsam geht

sie auf Eroberungen von wirthschaftlichen Vortheilen aus, wobei ihr kein Mittel zu schlecht und kein Bundesgenosse zu — wohlfeil ist. Unter sich aber ist diese Gesellschaft zerklüftet, aller Leidenschaften voll; und das ist natürlich, denn ihr ganzes Treiben ist ja eitel Hazardspiel und das rast dahin auf Leben und Tod, alle Mittel und Kniffe sind ihr recht, alle dämonischen Leidenschaften sind entfesselt, kurzum wie ihr ganzes Dichten und Trachten nach Außen hin die Begaunerung des Publikums ist, so begaunert man sich auch innerhalb dieses Heiligthums ebenso in Baisse und Hausse, und dabei müssen die seltsamsten Erscheinungen zu Tage kommen.

Diskonto-Commandit-Gesellschaft, unser größtes Privat-Bankinstitut von 20 Mill. Kapital, die Beherrscherin der Berliner Börse, die Chatulle-Inhaberin von einem Dutzend Eisenbahn-Gesellschaften, einem Doppeldutzend Industrie-Gesellschaften und Tausenden von Privatgeschäften. Wer von den Börsenmännern nannte den Namen nicht mit einer Art Stolz, als ob er selbst dadurch drei Fuß größer würde? Wem war es nicht eine Ehre, mit dem Institut in Verbindung zu stehn? Wer zog nicht tiefgehorsamst den Hut vor ihren Directoren und Verwaltungsräthen? Ist nicht der gepriesene Führer der Nationalen, der unentbehrlichste Berather aller Gesetze, der Vorsitzende der ständigen Justizcommission, Hr. Miquél, ihr Chef? Nicht der geadelte Hr. von Hansemann ihr geistiger Schöpfer und Vater? . . . Welche Fülle von Glanz, Ansehn, Autorität, Macht und Herrlichkeit und vor allen Dingen — Geld! —

Doch nun ermesse man, wie wetterwendisch die Börse ist, indem wir folgenden Artikel mittheilen, den die gestrige Abendnummer der „Börsen-Ztg." und zwar zum Schutz dieser Diskonto-Gesellschaft bringt:

„Dem ruhigen Beobachter der Börse können die Vorgänge, welche im Augenblick hinsichtlich der Commandit-Antheile der Berliner-Diskonto-Gesellschaft in Scene gesetzt werden, durchaus nicht (?) überraschend kommen. Seit ungefähr vierzehn Tagen traten sehr große Baisse-Speculanten für dieses Papier auf und man hörte schon seit einer Woche mysteriöse Andeutungen über angeblich sehr wichtige Sachen, die sich hinsichtlich der Gesellschaft vorbereiten (Rumänier — Staatsanwalt!). Da nun trotzdem aber das Papier sich völlig unverändert fest behauptete und sich für die abgegebenen Stücke stets sehr willige Nehmer fanden (natürlich, die Diskonto-Gesellschaft spielte va-banque und brachte Alles an sich, um den Cours zu halten!), so

glaubt man, um die Entwerthung durchzusetzen und die aus der entrirten Baisse-Speculation hervorgehenden Gewinnste einstreichen zu können, etwas kräftigere Mittel in Anwendung bringen zu sollen. So wurden denn schon gestern und in verstärktem Maße heute Gerüchte in Umlauf gesetzt, eines immer unsinniger als das andere, die aber trotzdem, da die Börse am Scandal leider ihre Freude hat (so!), nacherzählt und vielleicht hier und da geglaubt wurden, ohne daß man bei dem frivolen Spiel sich wohl hinreichend bewußt ist, wie diese durch derartige Mittel inscenirte Entwerthung aller Papiere die letzte Spur von Vertrauen immer mehr untergräbt, welches im Publikum etwa noch der Börse gegenüber besteht (sic!). Wenn man schließlich sogar, als alle diese Mittel auch heute noch nicht fruchteten, Theaterzettel eines verrufenen Tanzlokals an der Börse in Cours setzte (eine andere Zeitung sagt, es sei ein Pasquill auf die Diskonto gewesen!), welche die Dramatisirung alles dieses Börsen-Scandals für einen der nächsten Tage in Aussicht stellt, dann wird es Zeit, daran zu erinnern, daß man damit den Haß gegen die Börse (also, solcher Haß besteht beim Volke doch??) und, fügen wir nur noch offen hinzu, gegen das Judenthum in Kreise hineinzutragen beginnt, aus denen der Rückschlag die ganzen Veranstalter in einer ihnen voraussichtlich sehr unerwarteten Weise treffen dürfte. (Man höre, welche Mahnung!!) Es verlohnt wahrlich nicht, die einzelnen Gerüchte, welche man heute in Umlauf setzte, hier wiederzugeben, da die Unsinnigkeit derselben für jeden Eingeweihten sich eigentlich ganz von selbst ergiebt. Erst sollte die ganze Direction der Diskonto-Gesellschaft verhaftet sein, und als dann die Directoren persönlich erschienen, sollten sie sämmtlich ihre Entlassung gegeben haben, und als dies von den betreffenden Herren selber als ein sogar schlecht erfundener Witz bezeichnet wurde, sollten die ganzen Halle-Guben-Sorauer Prioritäten zweiter Emission, die bald beim Invalidenfonds, bald bei der Seehandlung deponirt sein sollten, der Diskonto-Gesellschaft zur Rücknahme gekündigt sein, und als nun wieder der Nachweis geführt war, daß diese ganze Priorität gar nicht von der Diskonto-Gesellschaft, sondern von der Berliner Handels-Gesellschaft übernommen oder beliehen worden sei, (also das Factum der Beleihung ist wiederum richtig und damit wetten wir zehn gegen Eins, daß auch die Diskonto nicht unbetheiligt ist!) da erfand man schnell wieder etwas Anderes, denn es handelt sich ja auch nicht um Mittheilung von wahren That-

sachen, sondern um die Ausbeutung einer Baisse-Speculation, (das mag sein, aber die Baisse handelt auch nicht ohne Grund, denn das Spiel kostet ihr sonst Groschen!) unbekümmert darum, wie die reellen Besitzer von Diskonto-Commandit-Antheilen darunter leiden. Die Börse wird, so fürchten wir, in ihrer Totalität die Folgen eines derartigen Verfahrens immer mehr zu tragen haben."

Also die Stimmung der Börse über die Diskonto-Gesellschaft, also die Mahnung eines ihrer christlichen Genossen und ersten Preßführers, des Herrn Killisch von Horn, der in seinem Unmuth nicht übel aus der Schule schwatzt, indem er die ehrsamen Semiten auf die Schulter tippt und sie drohend an den sich entspinnenden „Judenhaß" erinnert, den noch am selben Tage der „Börsen-Courier" frivol belächelt, und einen Judenartikel abdruckend, triumphirend ausruft: „Mein Gott, wie amüsant ist das uns, — nichts wie amüsant und auch den Christen amüsant! . . ."

Wir hassen die Juden nicht, wir wollen sie nicht verfolgen, wir wollen nur die Thatsache bei ihrem Namen nennen, daß die kleine Minorität der Börsensemiten mit dem errungenen Schatz ihrer Privilegien aller Art factisch über das deutsche Volk herrscht und daß diese Thatsache wahr ist, das sehen wir, erkennt auch die „Berl. Börs.-Ztg." an, das Geständniß liegt zwischen den Zeilen der von uns gesperrten Worte.

Wir druckten gestern die halbzornige Ermahnung der „Berl. Börs.-Ztg." ab, die sie den Baissiers zurief und wobei der Verfasser derselben (Hr. Killisch v. Horn) des kleinen Wörtchens „Judenhaß" Erwähnung gethan. Er, ein Judengenoß und ihr erster Preßgeneral, meinte es unstreitig gut mit „seinen Leuten", obwohl — Gott sei's geklagt, auch er sie oftmals in die „Pleite" geführt und so mancher Eingeweihte der Burgstraße an Hrn. Killisch's Uneigennützigkeit nicht mehr so ganz vertrauensvollen Glauben haben mag, zumal wenn er so offen für die „Großen", wie gestern für die Diskonto-Gesellschaft Partei nimmt, — was sich das Gros der Börse ja sehr gut dahin erklärt, daß er mit ihnen aus einer Karte spielt: Kurz, die Börse betrug sich gestern halb Ein Uhr seltsam: Als der Grand Seigneur Killisch v. Horn in die Börse eintrat, — wie immer mit siegesgewohntem Blick, gnädigst nickend, — empfing ihn ein wüster Haufe mit schreiender, gräßlicher Katzenmusik, die ganze Sippe des „auserwählten Volks" war wie zu einem wüthenden Knäuel zusammengeballt, welcher Hrn. Killisch, den Goi und Unbeschnittenen, in ihre Mitte nahm und mit Drängen, Stoßen

und andern ehrenrührigen Beweisen des Wohlwollens aus dem Judentempel hinaustrieb.

(D. Lds. Ztg., 11./12. September 1875.)

Ratten — Priester — Juden. Ein Witzbold der letzten Nummer der „Wespen" stellt die Sache des Don Carlos als ein Seeschiff dar, aus welchen die Ratten im Habit des katholischen Priesters gezeichnet, das Schiff verlassen. Dies ist bezeichnend. Wir sprachen erst neulich die sich immer mehr aufdrängende Erfahrung aus, daß wenn man den wirklichen Sinn eines liberalen Artikels recht verstehen will, so muß, man jeden Begriff darin zuvor in sein Gegentheil übersetzen, z. E. Zwang für Freiheit, ehrlich für unehrlich u. s. w. Dies weist uns auch in Betreff der Ratten darauf hin, daß man unter diesen nicht die Priester, sondern die Juden verstehen muß wie wir ja unzähligemal nachgewiesen, daß die Natur und Beschäftigung wie die Culturmission der Semiten in der wirthschaftlichen Gesellschaft sich gänzlich mit der gleichen Function der Ratten im Naturhaushalte deckt. Mittelst des obigen Chiffreschlüssels des liberalen Culturorgans wird daher unsere Ansicht treffend bestätigt. Die Sache liegt nämlich so:

In der Großbörsensprache ist Priester gleich Ratte. Das Gegentheil von Priester ist Jude, folglich Jude gleich Ratte.

(D. Lds.-Ztg., 12. September 1875.)

An dem schwarzgetheerten Zaune der Garde-Kürassier-Kaserne in der Gitschiner Straße hat man folgende Inschrift in Lapidarstil angekreidet gefunden:

„Es ist Nothstand. Der Urheber davon ist das Judenthum. Sein Werkzeug ist der Fortschrittsschwindel. Abhilfe kann jetzt nur durch den Kaiser werden. Dem Kaiser zurufen: Nothstand, Abhilfe."

Der „Börsen-Cour." theilt dies mit und hält die Inschrift für eine Wirkung der „regelrechten Judenhetze", welche die „Germania" neuerdings in ihren Leitartikeln eröffnet habe. Hiergegen erwidert die „Germ.": Darauf müssen wir vorab bemerken, daß es uns nicht bewußt ist, bisher nur mit einem Worte gegen die Juden gehetzt zu haben; wir haben die Judenfrage ruhig und objectiv behandelt. Wenn dabei Thatsachen und Wahrheiten zur Sprache gekommen sind, die nicht geeignet erscheinen, die

Juden im Allgemeinen der besonderen Vorliebe und Zuneigung der sie umgebenden christlichen Bevölkerung zu empfehlen, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern eben an den Juden. Der Umstand, daß sofort bei dem ersten Erscheinen unserer Artikel von Juden und Judengenossen das Geschrei ausgestoßen wurde: Die mittelalterlichen Judenverfolgungen sollen wieder losgehen! — beweist, das man in gewissen Kreisen ein sehr schlechtes Gewissen hat und sich eingesteht, es dürfte wohl zu recht schlimmen Dingen kommen, wenn einmal Alles an's Tageslicht gefördert würde, was besonders in letzter Zeit durch Börsenschwindel und Gründergaunerei zum Ruine des Volkes geschehen ist. Der „Börs.-Cour." tröstet sich in Bezug auf obige Inschrift mit den Worten: „Aber die schwarzen Herren verschwenden doch nur ihre Dinte, denn geschmort wird nicht mehr!" Wer hat aber auch von „schmoren" geredet? Wir haben nur die Thatsache festzustellen gehabt, daß die „deutsche Nation" nicht dazu da ist, sich maßlos von gewissen Leuten begaunern zu lassen und daß es am Ende gar noch von ihnen sich regieren lassen soll. —"

Zum Capitel der „Hetze" aber theilen wir noch folgendes sehr bezeichnungsvolle kleine Stückchen versteckter Bosheit mit:

Der „Berliner Börsen-Courier" prahlt in seiner gestrigen Nummer sehr großartig, wie einige „Hervorragende der social-demokratischen Partei" ihn mit einer Zuschrift beehrt, wonach die Socialisten durchaus nicht einverstanden mit den „Judenhetzereien" der „Germania" seien. Und seltsam genug: In derselben Nummer bringt derselbe „B. B.-Cour." im Feuilleton eine ganz ausführliche Beschreibung des Redaktionslokals der Germania mit Verzeichnung der Straße, Nummer und der Aufgänge zu demselben. — Sollte darin wohl gar ein verschämter Handweiser zu erkennen sein, etliche rumorende und von gewisser Seite bezahlte Bummler, wenn sie im Namen der „Socialdemokratie und der Humanität" dem unterdrückten Judenthum die Ehre erweisen, das Bureau der „Germania" zu stürmen??

(D. Lds.-Ztg., 19. September 1875.)

Das „Münchener Vaterland" erweckt den ganzen Zorn des „Berl. Börsen-Courier", weil es einmal die Thatsache registrirt, daß lauter Juden als Schriftsteller sowohl, wie als Schauspieler die deutschen Bühnen beherrschen. Das „Vaterl." sagte nämlich bei einer Aufführung von Uriel Acosta in Wien (auch ein Judenschauspiel):

„Die sämmtlichen Juden des Stückes „Uriel Acosta" werden beinahe schon sämmtlich von Juden gespielt. So befand sich im Stadttheater Herr Robert, der Stammesgenosse Uriels, in der angenehmen Lage, in Frl. Frank eine Stammesgenossin als Braut ans Herz drücken zu können, in Fräulein Charles eine jüdische Mutter zu verehren, von einem wirklich jüdischen Rabbi de Santos, Herrn Aronau, verflucht und von einem wirklich jüdischen Rabbi Ben Akiba, Herrn Friedenau, gelöst zu werden — so traf Fräulein Frank gestern im Burgtheater als Judith in Herrn Sonnenthal den gleichen nationalen Uriel, in Herrn Altmann den zärtlichen jüdischen Vater Manassa und in Herrn Wiemé den glaubensverwandten Herzensfeind Ben Jochai. Man sieht, der Nationalitätsgedanke kann sich schmeicheln, auch dem strengconservativen Burgtheater bereits ein recht ausgiebiges Terrain abgerungen zu haben."

In Berlin ist's nicht besser, fügen wir hinzu, und selbst die Hofbühne cultivirt, dem Druck nachgebend, vorzugsweise Judenschauspiele.

(D. Lds Ztg, 21. September 1875.)

Die Lapidar-Inschrift: „Es ist Nothstand. Der Urheber davon ist das Judenthum. Sein Werkzeug ist der Fortschrittsschwindel. Dem Kaiser zurufen: Nothstand, Abhülfe!" zeigte sich wie ein „Mene, mene, tekel!" in diesen Tagen in Berlin in allen Stadttheilen. Selbst der „Berl. B.-C." schreibt: Eine große Anzahl von Zäunen, Privathäusern und öffentlichen Gebäuden trugen Inschriften derselben Art, welche, wie es den Anschein hat, während der Nacht verfertigt wurden. Dieselben verrathen durchweg — wenigstens wo wir dieselben selbst gesehen haben, und zwar war dies der Fall an einem Zaune der Anhalter Bahn, Ecke Königgrätzer- und Möckernstraße, am Palais des Fürsten Pleß, in der Voßstraße, am königl. Opernhause, an der Börse und an einem Hause der Taubenstraße, der früheren Expedition der „Volkszeitung", eine geübte Handschrift und sind durchaus orthographisch geschrieben. Die Inschrift in ihrem sonderbaren Lapidarstil hat verschiedene Varianten. Am Palais des Fürsten Pleß lautet sie: Es ist Nothstand. Der Urheber das Judenthum. Sein Werkzeug der Fortschrittsschwindel. Abhülfe." An anderen Stellen lautet sie einfach: „Es ist Nothstand. Abhülfe." Dann wieder: „An den Minister. Nothstand. Abhülfe." Aus verschiedenen Theilen der Stadt sind uns Nachrichten über ähnliche, meist fast gleichlautende Inschriften zugegangen."

Der Herr Börsen-Courier hat, wie es scheint, Angst bekommen, denn er riecht schon „grausige Verschwörungen" und meint: „Es muß daher angenommen werden, daß dieselben das Werk eines Complots, einer Anzahl von Personen sind, die vielleicht nicht unweit der Urheber anderer und ähnlicher socialer und confessioneller (??) Hetzereien zu suchen sind, und die den Versuch machen, auch auf diese Weise den Keim der Zwietracht in den durch die wirthschaftlichen Mißstände aufgewühlten Boden zu säen."

(D. Lds.-Ztg., 20. September 1875.)

Große Freude in Israel! Der „Berl. B.-Cour." schreibt: „Schon ist es den Bemühungen der Kriminalpolizei gelungen, den Urheber der mehrerwähnten Aufschriften an Zäunen ꝛc. zu ermitteln, und zwar in einem Geisteskranken (!!). Bei seiner Vernehmung gab der Unglückliche, dessen Sinne in Folge geschäftlicher Sorgen verwirrt sind, an, er habe sich bei dem Anschreiben der aufrührerischen Sätze nichts Arges gedacht."

Die „Tribüne" drückt sich etwas dunkler aus, sie sagt: „Der Urheber der Kreide-Inschriften, welche in verschiedenen Stadttheilen an Zäunen, Privathäusern und öffentlichen Gebäuden vorgefunden sind, wie z. B.: „Es ist Nothstand. Sein Werkzeug ist der Fortschrittsschwindel ꝛc." ist ermittelt worden. Die Ehefrau desselben hat hier ein offenes Geschäft, und sind Beide in eine hilfsbedürftige Lage gerathen. Dieselbe hatte bei dem Manne eine krankhafte Geistesrichtung zur Folge, und er ließ sich, angeblich um sich und seine Familie aus seiner momentan bedrängten Lage (?) zu befreien, zu der erwähnten Manipulation hinreißen. Bei seiner Vernehmung gab er an, daß er sich bei dem Anschreiben der beregten Sätze nichts Arges gedacht habe."

So also war's mit dem geargwöhnten tiefangelegten „Judencomplott" nichts. Aber seltsam ist es doch, daß der Schreiber sofort für „verrückt, wahnsinnig, geistesgestört" erklärt wird. — Wenn nämlich die hiesige Polizei polizeimäßig nach dem Urheber suchte, so mußte zunächst vorausgesetzt werden, daß die Juden in Ansehung der Noth u. s. w. dies veranlaßten. Ferner kommt ein anderes Moment hinzu, warum „der Geisteskranke" aussagt: „Er habe sich nichts Arges dabei gedacht!" — Solche Inschriften sind offenbar „Plakatanheftungen" gleichzuachten, und dazu gehört sich, daß eine vorherige polizeiliche Anzeige geschehe.

Wenn daher die Polizei mit der obigen Entschuldigung zufrieden war, so hat sie ihren Zweck erreicht. Den „Juden" von der Sorte des Börsencourier aber, das meinen wir im Ernst, möchte es ganz besonders lieb sein, wenn alle diejenigen unabhängigen Menschen, die noch ihre eigene Meinung über die zunehmende Präponderanz des Judenthums auf allen Gebieten ausnahmslos behaupten und aussprechen, für — wahnsinnig oder mindestens „im Geiste gestört" erklärt würden.

(D. Lds.-Ztg., 23. September 1875.)

Ein Richterspruch über das Wort „Jude". Die Titulatur „Jude" einer israelitischen Partei gegenüber enthält nach einem Erkenntniß des Injurien-Commissars des Stadtgerichts noch nicht den Thatbestand einer Beleidigung. Der Badeanstaltsbesitzer Gonnacker hier hatte als Vormund eine Eingabe an das Gericht gesandt, in welcher mit Bezug auf den Juwelier Klein hierselbst gesagt war: „Nun, nachdem sein Mündel den Verstand verloren, kommt der Jude und will von mir das Armband haben." Klein, als Injurienkläger, vermeinte mit Rücksicht darauf, daß er dem Injurienverklagten dem Namen und Stande nach bekannt ist, in den eben wiedergegebenen Worten einen wegwerfenden Ton zu finden, durch welchen er herabgewürdigt werden sollte. Der Verklagte bestritt die beleidigende Absicht, und der Injurienrichter erkannte auch auf Abweisung der Klage, indem er ausführte, daß, da das Wort „Jude" an sich nicht beleidigend ist, und da ferner Verklagter nicht annehmen konnte, daß dem Kläger eine Abschrift seiner Eingabe zugeschickt werden würde, daher nicht angenommen werden könne, Verklagter habe den Kläger beleidigen wollen. — Wir hoffen sonach, daß die Juden einsehen lernen, daß wir sie ebenfalls nicht beleidigen, wenn wir öfter von den Juden sprechen.

(D. Lds.-Ztg, 25. September 1875.)

(Der Prozeß wurde in zweiter Instanz doch dahin entschieden, daß die obige Redensart, gegen einen Juden gebraucht, als Injurien-Beleidigung aufgefaßt und auch vom Obertribunal bestätigt wurde. Wenn ein Jude hiernach in verächtlicher Weise den Namen „Christ" brauchte, so müßte auch er bestraft werden! Leider sind aber unsre Richter nicht so rücksichtsvoll gegen die Christen, wie gegen die Juden!)

Auch in dem „freisinnigen" Berlin existirt ein „Talmud-Verein." Wir ersehen dies aus einer Nachricht im „Berliner Börsen-Courier", wie folgt lautend:

„Der Talmudverein, welcher seit seiner vor 23 Jahren erfolgten Begründung allabendlich seine Mitglieder zum Studium des Talmud versammelt, beging am Sonntag das Fest der Einweihung seiner neuen Lehrräume im eigenen Hause, (!) Neue Friedrichsstr. 72. Nach dem Vortrag mehrerer Gesänge hielt der Vorsteher und Schriftführer des Vereins, Dr. A. Berliner, eine Anrede an das zahlreich versammelte Publikum, in welcher er den Dank aussprach allen den Männern, welche durch ihren Eifer in der Verwaltung oder durch Fundationen dazu beigetragen haben, daß der Verein nunmehr sein eigenes Haus beziehen könne. Da der Sonntag zugleich der Sterbetag des langjährigen Vorstehers H. Lachmann war, so wurde der Verdienste desselben um den Verein besonders lobend erwähnt. Hierauf erfolgte die Weihrede von Seiten des vortragenden Lehrers Dr. Hoffmann. Ein Festmahl vereinigte später die Theilnehmer in Cassels Hôtel."

Wir bemerken hierzu: Wenn dieser Talmudverein eine christliche Stiftung in ähnlicher gläubiger Tendenz wäre, so würde dieser jüdische „Börs.-Cour." schon hundertmal seine Witze und Zoten darüber gerissen haben, alles unter der Firma der Toleranz, Bildung, Aufklärung u. dgl. Dieser „Talmudverein" aber besteht in Gnade und Ansehen vor seinen Augen, ist das noch kein deutliches Zeichen, daß auch unsere liberalsten allerfreisinnigsten Börsensemiten und Reformjuden heut noch unverbrüchlich zum Talmud halten?

(D. Lds.-Ztg., 26 September 1875)

„Juden- oder Christenverfolgung?" Das „Berl. Tageblatt", bekanntlich im Besitz der Firma Mosse, beschäftigt sich, wie alle ähnlich situirten Zeitungen, stehend vorzugsweise mit der Gestaltung der Verfassung unserer Landeskirche. Die Verhandlungen über die Vorlagen für die General-Synode der preußischen Landeskirche haben, wie die hiesigen liberalen Blätter melden, gestern begonnen. Das reformjüdische „Berliner Tageblatt", welches sich der größten Vertrautheit mit dem Stande der Verhandlungen zwischen Cultusministerium und Oberkirchenrath rühmt, trat neulich bekanntlich selbst der von officiöser Seite kommenden Behauptung, daß der Cultusminister sich in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Anschauungen und Wünschen des Präsidenten Herrmann befände, „auf Grund der zu-

verlässigsten Informationen" entgegen. Heute constatirt dieses Blatt „mit Genugthuung", daß nun auch von anderer Seite bestätigt worden sei, daß es mit jener Behauptung im Rechte war. Heute aber „gereicht es ihm zur Freude", daß — wie es „neuerdings aus bester Quelle" erfährt — nicht der Cultusminister seinen früheren Standpunkt aufgegeben hat, sondern daß der Präsident des Oberkirchenraths sich jetzt entgegenkommender zeige, als vor einiger Zeit. Und worin? daß dem Laienelement zu einer besseren Vertretung verholfen werde, natürlich mit dem Hintergedanken, daß dadurch „freisinnige" Elemente in die Synode gelangten. Diese Freisinnigkeit des Tageblatts charakterisirt denn der „Reichsbote" wie folgt:

„Um übrigens unseren Lesern einen Begriff von dem „Berliner Tageblatt" zu geben, welches sich so naher Beziehungen zu den obersten kirchenpolitischen Instanzen rühmt, wollen wir den Inhalt nur einer Nummer seines wöchentlichen Witzblattes „Ulk" geben, welches dem Blatte beiliegt. In Nummer 37 dieses Blattes findet sich zu Anfang ein Gedicht an Professor Dr. Baumgarten, in welchem ihm gesagt wird, er solle doch endlich seine Rede vom „ächten Christenthum" und von „dem Lichte der Bibel" weglassen und ihm zum Schlusse zugerufen: „Sei du ein Priester der Humanität (!) — doch mit der Confession laß uns in Frieden." — Dann folgen zwei Bilder mit der Ueberschrift: „Schnadahüpfle aus dem Paradies" — in welchem die göttliche Stiftung des Ehebundes verhöhnt wird. Adam und Eva erscheinen nackt in Frack und Brautschleier und lassen sich von einem lutherischen Pastor trauen, und als Zeugen fungiren ein Ochse und ein Giraffe. Auf der zweiten Seite folgt ein langes „Schreiben des Dorfpastors Johannes Liesegang aus Gutweida an seine Gattin" — in welchem ein Geistlicher vom Lande verhöhnt wird, der zur lutherischen Conferenz wollte und, statt in den Conferenzsaal, in den Biersaal unter Bauernfänger gerieth. Das Ding ist entsetzlich ordinär und pöbelhaft dumm geschrieben. Auf der dritten Seite steht ein Artikel: „Neuester Missionsbericht" — in welchem in ebenso gemeiner Weise eine Stelle aus der Rede des Herrn Generalsuperintendenten Dr. Büchsel verspottet wird. Auf der vierten Seite folgt endlich ein widerwärtiges Bild, welches einige grimassenhafte, betende und singende Gestalten in Fräcken und weißen Halsbinden zeigt, welche die „evangelisch-lutherische Conferenz" vorstellen sollen. Auf dem Bilde ist dunkle Nacht, und Herr v. Kleist-Retzow ist dargestellt, wie er das Gas ausdreht!"

„Das ist das Blatt, welches in der oben angeführten Stelle von „unserer evangelischen Kirche" zu sprechen sich erdreistet. Dieses Blatt rühmt sich, in 37,000 Exemplaren gelesen zu werden! Und solche städtischen Elemente, deren Kirchenzeitung das „Tageblatt" und der „Ulk" ist — denke man sich als Kirchenälteste und Synodalabgeordnete! Ob man denn wohl begreift, daß die Kirchenverfassung eine ungeheuer ernste Angelegenheit ist, bei der es gilt, unkirchlichen Grundsätzen energisch zu widerstehen und sich nicht mit allerlei schönen Träumen, wie doch alles noch gut werden könnte, selbst zu täuschen! Wie es werden wird, das steht in Gottes Hand — das macht uns keine Sorge! An uns aber liegt es, unsere kirchliche Pflicht zu thun und zu bedenken, daß wir darüber müssen Rechenschaft ablegen."

Diese Behandlung christlicher Gegenstände, fügen wir hinzu, erlaubt sich das Organ eines jüdischen Besitzers, und wenn man dies kritisch behandelt, so schreien dieselben Organe: „Wir trieben Judenverfolgung!" Wiederum ist hier wie bei allen liberalen Behauptungen das Gegentheil richtig: die Juden treiben offen und ungescheut die gröblichste Christenverfolgung. So sagt, abgesehn von allen Confessionen, das Recht des schlichten Verstandes.

(D. Lds.-Ztg, 26. September 1875.)

Das Volkswohl und die Juden. Die „Wiener Neue Fr. Presse" hatte neulich geäußert: „Nicht die Religion untergräbt das Volkswohl, sondern die Art, wie sie von ehrgeizigen Priestern gehandhabt wird." — Hierauf erwidert u. A. das „Wiener Vaterland":

„Volkswohl!" Tönende Phrase, die in den Artikeln unserer jüdischen Blätter eine große Rolle spielt. In dem vorliegenden Falle fordert diese Phrase allerdings nur unser Gelächter heraus. Man merke: Der Jude der „N. Fr. Presse", der zuerst mit kritischen Blicken das Wohlbefinden der Katholiken und Protestanten untersucht hat, findet schließlich, daß nur Katholicismus, „wie er von ehrgeizigen Priestern gelehrt und gehandhabt wird", das Volkswohl untergräbt. Wir meinen, daß der Jude der „N. Fr. Presse" bei seinen volkswirthschaftlichen Untersuchungen einen gar wichtigen Factor — absichtlich oder nur zufällig? — ganz übersehen hat: die Juden. Der Jude der „N. Fr. Presse" untersucht mit einem erstaunlichen Eifer den Einfluß des katholischen und protestantischen Bekenntnisses auf das Wohl der Völker — und wir erlauben uns, die immer verderb-

liche Einflußnahme der Juden auf das Volkswohl hier zur Sprache zu bringen. Der Jude der „N. Fr. Presse" hat, wie oben bemerkt, Bluntschli verbessert; wir verbessern den Juden der „N. Fr. Presse" — so weit dies bei einem Juden thunlich ist.

Unsere Aufgabe ist leicht. Wir wollen unsere Leser mit langen Ausführungen verschonen; ein einziges praktisches Beispiel wird uns in den Stand setzen, zweierlei darzuthun: Die Juden untergraben das Volkswohl; die von der „N. Fr. Pr." aufgestellte These ist eine Lüge. Unsere Beweismaterialien entlehnen wir einem protestantischen Blatte.

In der „Berl. Nat.-Ztg." fand sich neulich folgende Mittheilung über Belgien:

„„Der Boden des Landes, die überall fleißig bebauten Fluren, von kräftigem Baumwuchs, Gebüschen und Hecken durchzogen, Kornfelder, Obst- und Gemüsegärten, Wiesen und Wälder nicht ohne landschaftliche Reize, dazu die vielthürmigen Städte, behäbig aussehende Dörfer, ringsum zerstreute Bauerhöfe und schmucke Landhäuser mit wohlgepflegten Parks — Alles legt die Vermuthung nahe, Belgien müsse ein reiches, ein gesegnetes Land sein. Und dem ist auch wirklich so.""

Der Wohlstand Belgiens ist übrigens eine allgemein bekannte Thatsache. Aber untersuchen wir, welche Umstände unter Anderem auch dazu beigetragen haben, das kleine, katholische Belgien reich und gesegnet zu machen. Wenn der Artikelschreiber der „N. Fr. Presse" sich nur die Mühe nehmen will, den nächstbesten „Gothaer" aufzuschlagen, so wird er finden, daß Belgien mit seinen 5 bis 6 Millionen Einwohnern so überaus glücklich ist, kaum dreitausend Juden zu besitzen! Glückliches Belgien! Ein Jude kommt also auf zweitausend Einwohner. Sehen wir in unserem unglücklichen Oesterreich-Ungarn nach mit seinem gedrückten Volkswohlstand, so finden wir, wieder nach dem „Gothaer", daß unter den nahezu 36 Millionen Einwohnern eine Million und viermalhunderttausend Juden ihr Unwesen treiben. Auf fünfundzwanzig Einwohner kommt demnach bei uns schon ein Jude! Und Belgien ist reich und gesegnet trotz der herrschenden „Jesuiten"-Regierung, während das liberal regierte Oesterreich mit „Krach" und Noth zu kämpfen hat. In Belgien ist der christliche Geist noch nicht außer Cours gesetzt von einer Schaar speculativer, jüdischer Händler. In Belgien, es ist wahr, herrscht die „verdorbene Moral der Jesuiten" und wir in Oesterreich erbauen uns an der Moral des „Talmud". Belgien ist reich und gesegnet, und

wir . . . wir fürchten die Freundschaft des Herrn Staatsanwalts und unterdrücken, was unsere Feder niederschreiben könnte.

Und angesichts dieser Zahlen wird der Jude der „N. Fr. Presse" seine These aufrecht halten? Oder haben vielmehr nicht wir Recht, wenn wir behaupten, daß die in den meisten Staaten grassirende Judenherrschaft (les juifs les rois de l'époque, wie ein französischer Schriftsteller sagt) das geistige und materielle Wohl der christlichen Völker zu untergraben sucht! Hören wir, wie der rühmlichst bekannte Publicist Constantin Frantz diese Judenherrschaft schildert: „Eine ununterbrochene Kette reicht von dem Börsenfürsten bis zu dem Trödeljuden herab, überall haben sie ihre Fühlhörner ausgestreckt, um das ganze Detail der Geschäftsverhältnisse zu recognosciren, bis in die Hütten der Armuth hinein, wo nur noch irgend etwas zu verdienen ist. Und bemerkt da Einer ein Geschäft, das er selbst nicht machen kann, so überweist er es sofort einem Anderen. Die Agentur ist überall wie von selbst da, nichts kann ihr entgehen." Die ganze große menschliche Gesellschaft ist für den Juden nichts als das personificirte „Geschäft" . . . . Bei den Untersuchungen des Juden der „N. Fr. Presse" über das geschäftliche Befinden der Katholiken und Protestanten sind dem Schreiber dieses die treffenden Worte Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen über Meyerbeer's „Hugenotten" eingefallen. „Katholiken und Protestanten", meinte der scharf kritisirende König, „schneiden sich die Hälse ab, und der Jude macht Musik dazu." Auf die wirthschaftliche Situation der meisten Staaten würde gewiß die folgende Variation dieses königlichen Ausspruches passen: Katholiken und Protestanten arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes — und der Jud' hat den Profit davon! F T.

(D. Lds.-Ztg, 29. September 1875)

In einem Gründungsprozeß wies das Berliner Stadtgericht, eine Klage ab weil das Gesetz den Begriff „Strohmänner" bei der Generalversammlung nicht — kennt.

Sehr erbaulich! Das Sittengesetz des Volks verurtheilt die Strohmannsfabrikation auf das allerschärfste. — Das Strafgesetz und der Richter erkennen sie als legal und ehrlich an. In der Talmudmoral mag auch der Strohmann ein ehrlicher Mann sein, und somit ist zur Genüge bewiesen, daß unsere Rechtspraxis schon wirklich auf semitischen Grundsätzen erbaut ist. Das dumme Volk ist nur noch nicht

genug „gebildet und erzogen" dazu, darum ruft ja die „Volks-Zeitung" stets nach „Bildung", — schade nur, daß die Juden bei dem fehlenden Lehrermangel immer noch nicht „confessionslose" Volksschullehrer werden wollen!! Doch ist ja dazu Aussicht vorhanden, wenn erst die schlechtesten Stellen auf 350 Thaler erhöht sind. Wir meinen, alsdann werden sich auch schon Juden finden, die Lehrer werden wollen.

(D. Lds.-Ztg, 2. October 1875.)

Berlin, 2. October. Das letzte Vierteljahr des fünfundsiebzigsten Jahres ist mit dieser Woche begonnen, der letzte Rest des dritten Viertels dieses neunzehnten Jahrhunderts, das in seinem ersten Viertel den Cäsar der französischen Revolution im schweren Kriege niederwarf, am Ende des zweiten nach langen glücklichen Friedensjahren uns wieder mit revolutionären Eruptionen heimsuchte, denen bis jetzt nur Kriege auf Kriege gefolgt sind. Seltsames Gebahren!! Die öffentliche Meinung schwärmt immerdar von Cultur und fortschreitender Civilisation, der „Humanismus" wird auf allen Stegen und Wegen gepredigt, und dabei nimmt der Krieg in erschreckendem Maße überhand, der Zwist der Völker wächst in Progressionen. Die Schienenverbindungen sollten die Völker näher an einander bringen, also träumten die Doctrinaire, und siehe da! sie sind zu echten Heerstraßen des Kriegs geworden. Auch die „Bildung" und die „Schule" übermannt den Dämon in der Menschennatur nicht, trotz aller Schulbildung wächst die Zahl der Verbrechen, und die neue „Roheitsstatistik" muß in allen Großstadtcentren, ja auch auf dem Lande, mit trauerndem Herzen ungeahnte Auswüchse der Verwilderung in immer steigender Zahl verzeichnen. Die „sociale Frage" war sonst kein Sphinxräthsel, über das sich die Gelehrten die Köpfe zerbrachen, aber auch den Gründer- und Börsenschwindel, die ganze Papierdifferenz- und Procentchenwirthschaft kannten unsere Vorfahren nicht.

Sollte dies nicht Alles mit einander im causalen Zusammenhang stehen? ..... Für uns ist dies zweifellos; die Menschennatur ist nicht besser und nicht schlechter geworden, sie blieb immer dieselbe, nur die Verhältnisse sind's, die sie zu jenen räthselvollen Erscheinungen in den Individuen zwingt, die wir, wir können nicht anders, als eine beginnende Auflösung und Anarchie der Gesellschaftszustände bezeichnen müssen. Die seltsame Thatsache, daß sich aus allen diesen glänzenden Deductionen immer das stricte Ge-

gentheil von der deducirten Erwartung ergiebt, weist doch untrüglich darauf hin, daß ein Fehler in unseren derzeitigen Zuständen steckt, — mag's auch nur ein Rechenfehler sein, verhängnißvoll ist er genug. Die so viel und heiß ersehnte „Freiheit" ist nicht zur Freiheit der lebensvollen Bewegung und des ethischen Handelns erblüht, sie ist in die Freiheit des Betrugs und der Begaunerung aller redlichen Arbeit ausgeartet. Die Gleichheit steht da im Buchstaben des Gesetzes, allein diese stolze Göttin ist keinen Pfifferling werth, wenn sie nur den Trost giebt, daß die Bettler und die Sklaven den Wahrspruch der „gleiche Brüder, gleiche Kappen" empfinden.

(D. Lds.-Ztg.)

Die „Tribüne" zeigt sich sehr fürsorglich für die Juden. Wir brachten bekanntlich den Vorschlag auf's Tapet, die Juden nach Palästina zurückzugeleiten. Die „Germania" druckte ihn ab. Hierauf antwortet die „Tribüne":

„Aus der großen Tour nach Jerusalem wird gleichfalls nichts, obschon die Juden selbst an gewissen Festtagen den lieben Gott anflehen, er möge sie nach Jerusalem zurückführen. Es ist dies eine altersgraue Gebetsphrase, die der Schlendrian (??) der Orthodoxen auszumerzen verhindert, und die nun der „Germania" Gelegenheit giebt, auszurufen: „Seht, Ihr wünscht es ja selber!" Es ist daher eine Revision des jüdischen Gebetbuchs dringend zu empfehlen, denn sonst findet ein emsiger Jesuit auch noch eine Gebetsstelle auf, durch welche vor tausend Jahren irgend ein verrückter Rabbiner, der im Märtyrerthum das Heil des unglücklichen Volks erblickte, zum Himmel schrie, er möge den Bluthunden Roms Kraft und Holz verleihen, auf daß sie Galgen und Scheiterhaufen für die Juden errichten können."

So märtyrerlustig ist nun aber doch kein Rabbiner jemals gewesen, im Gegentheil weiß der Talmud sehr gute Rathschläge aller Art zu geben, wie sich die Juden das irdische Leben bequem und heiter machen können. Des Gebets aber, daß sie nach Jerusalem zurückgeführt werden möchten, ist in bitterbösem Ernste hundertmal im Talmud gedacht, es ist das gar nicht auszumerzen, weil's im engsten Zusammenhange mit dem Messias steht, den die Juden immer noch erwarten. — Uebrigens hören wir, hat gerade diese Erinnerung daran in den jüdischen Kreisen ernstlich verschnupft, wofür wir freilich nicht können.

(D. Lds.-Ztg., 5. October 1875.)

Die Juden und die Hypothekensklaverei. Es wird nun doch allmählich klar, daß die Geld- und Weltherrschaft der Juden sich einerseits auf den Actien- und Börsenschwindel, andererseits auf die allgemeine Schuldenwirthschaft stützt. Die Schuldsklaverei des Grundbesitzes wird von den Juden daher sorgfältig gepflegt, namentlich durch große „Central-Boden-Credit-Actien-Gesellschaften" (Crédit foncier) 2c. Auch der Preußische Central-Boden-Credit-Actien-Gesellschafts-Direktor Philippsborn ist beiläufig mosaischer Abkunft vom Herrn Vater her. O. Beta schreibt in der Eisenbahn-Zeitung ganz richtig: „Es ist eine alte Wissenschaft des Judenthums, daß man, um seßhafte Nationen zu besiegen, es mit ihnen machen müsse, wie Simson Herkules mit dem Antäus, dem Sohne der Erde, da er ihn vom Boden abhob, der Quelle seiner Kraft, und ihn so in der Luft erwürgte. Die Schuldenmacherei auf unseren vaterländischen Grund und Boden ist in diesem Sinne — Selbstmord. Und die Art und Weise, wie unsere Augen von solchen wichtigen heimathlichen Bedenken durch (künstlich geschürte) internationale Hetzereien (der Judenpresse) und Kirchenconflicte abgezogen werden, ist im höchsten Grade verdammenswerth und verbrecherisch." — Die Juden und ihre „nationalliberalen" Blätter lassen den Kirchenconflict nicht leicht kalt werden.

(D. Lds.-Ztg., 17. Oktober 1875)

(Aus einer Replik gegen das „Vaterland", welches behauptet: Wir müßten bei uns selbst anfangen, das Abhandenkommen der christlichen Socialordnung sei schuld, daß die Juden uns beherrschten.)

Der letzte Ausspruch trifft nun den Kern der Sache nicht mehr. Zunächst giebt es Staaten, wie z. B. Japan und noch hundert andere, in denen die spezifisch christliche Socialordnung nicht gültig ist und doch kein jüdischer Liberalismus die Institutionen corrumpirt und zerfressen hat. Allerdings aber glauben wir, daß die dort herrschende Socialordnung ganz conform der christlichen ist. Wir aber könnten gegen die letztere ganz denselben contemplativen Vorwurf des „Vaterland" erheben; denn bei uns waltete ja jahrtausendelang diese christliche Socialordnung, warum hat sie sich doch nicht für so kräftig erwiesen, den Semitismus mitsammt dem Liberalismus von sich abzuwehren?

Es sei fern von uns, den Vorwurf im Ernst zu erheben, er gliche demjenigen: dem Weinstock schuld zu geben,

warum habe er sich die Reblaus nicht vom Halse gehalten. Konnte er dafür? Sie kam über ihn, weil er krank war und — warum ward er krank? — Der letzte Grund kann also nur in dem Boden des Weinbergs, in den krankhaft gewordenen Existenzbedingungen liegen, deren Folge leider die Reblaus und die Weinstockskrankheit sind.

Das Vaterland sprach neulich selbst den Satz aus: „Nicht wir beherrschen die moderne Erfindung der Dampfmaschine, sie beherrscht uns und amalgamirt Alles zu einem chaotischen Haufen.“ Wir haben die neuen Erfindungen nicht zum Wohl des gemeinen Volks, der staatlichen Ordnung einzufügen gewußt. Eine egoistische Klasse des Volks, lediglich auf die unredliche Practik der Ausbeutung der harmlos Unwissenden basirt, hatte alle die modernen Erscheinungen des Papiergeldes, der Eisenbahnen, der Dampfindustrie, der Zölle und der Steuerumgehungen in ihrem Nutzen occupirt. Das ist unser Dilemma.

Kurzum, die Existenzbedingung des Weinstocks ist großartig und total zerstört, und es gilt die Krankheit zu kuriren, indem man diese wiederherstellt, — also die faktischen Privilegien wegschafft, in denen das Judenthum seinen ächten Gedeihensraum findet.

Soll man aber dabei der Reblaus schonen??

Niemand wird einen angekrankten Rebschößling in einem neu geschaffenen wohl vorbereiteten Boden einpflanzen, um dorthin neue Krankheit zu übertragen. Wer den Weinstock wieder gesund machen will, muß also auch gegen die Reblaus unbarmherzig sein und ihr den Weg der Verbreitung verlegen.

Im Kampf mit ihr erscheint die Reblaus als Partei und wir sind Partei. Wer empfindet nicht täglich die Gegenwirkung dieses Geistes der Lüge und der raffinirtesten Sophistik? Soll man dagegen die Hände ruhig in den Schooß legen, wo sich klärlich jener Kampf ums Dasein entfaltet, wonach man die Fliege todtschlägt, die da sticht? Es hat indische Einsiedler gegeben, — sie mögen nicht nach den Fliegen geschlagen haben, die sie quälten. Das sind religiöse Ausnahmen, im gewöhnlichen Leben aber leiht nur ein todtkrankes Vieh dem Fliegenschmeiß freien Raum und wehrt sich nicht mehr, — weil es sich nicht mehr regen kann. . . .

Zu diesem Standpunkt wird auch das „Vaterland“ sich nicht begnaden lassen wollen, und so ist und bleibt es unsere menschliche Aufgabe:

einmal das Ideal der Verbesserung unserer Zustände stets

im Auge zu behalten, um den Semitismus durch eine wirklich gemeinrechtliche Gesetzgebung auf wirthschaftlichem Gebiet den Gedeihensraum zu nehmen, also alle die eingerissenen schlimmen Freiheiten der Begaunerung abzuschaffen,

zum andern: denjenigen, die sich dieser Freiheit der Begaunerung als Lebensziel widmeten, die volle ungeschminkte Wahrheit zu sagen und das Gesammtvolk über die Schädlichkeit dieser modernen Industrie- und Börsenritter aufzuklären.

Mag der Semitismus und Liberalismus oder die um sich greifende Verjudung nicht die alleinige Ursache sein: diejenigen Personen, die ihm huldigten und nachlebten, muß die Strafe der Verachtung in der öffentlichen Brandmarkung treffen. Das Gesetz straft nicht den Betrug und den Diebstahl, sondern den Betrüger und den Dieb.

Das ist unsere praktische Meinung, die Contemplation des „Vaterland" gleicht einer schönen Predigt, sie weckt die Erkenntniß, der wir uns am allerwenigsten abhold zeigen; allein, darum die Hände in den Schooß zu legen, wäre den Juden selbst das Genehmste, was wir thun könnten.

(D. Lds.-Ztg., 21. Oktober 1875.)

Strousberg. Es ist unmöglich, sich die Dimensionen, welche der nunmehr ebenso wie in Prag auch in Berlin über das Strousberg'sche Vermögen verhängte Concurs nach sich ziehen wird, klar zu machen. Zunächst kommt die verschiedene Concurs-Gesetzgebung der drei Staaten in Betracht, in deren Territorien die Vermögensstücke gelegen sind, Deutschland, Oesterreich und Rußland. Sodann ist auf die Complicationen aller erdenklichen Leihmethoden im Wege des Hypothekar-Geschäftes, der Verpfändung von beweglichen Dingen, Vorschuß und Bodmereiverträge, Wechsel-Credite, Bau-Credite, Garantien und alle erdenklichen Zwischenstufen Rücksicht zu nehmen. Zu all dem fehlt seit der Uebersiedlung Strousbergs aus Berlin nach Zbirow die Centralstelle, in welcher die Geschäfte oder auch nur die Verbindlichkeiten in Evidenz gehalten worden wären. Von fachmännischer Seite wird es als wahrscheinlich bezeichnet, daß die Bruttosumme der Verbindlichkeiten — von Hypothekarschulden abgesehen — 15 Millionen übersteige. Ein bewegliches Activum dürfte in Anbetracht der effectuirten Pfandbestellungen überhaupt nicht vorhanden sein.

Wie die abstruse Strousberg'sche Wirthschaft selbst, hat auch sein Konkurs eine Menge von Dingen im Gefolge, welche in ähnlichen Fällen kaum stattfinden. Personen, die den Strousberg'schen Unternehmungen nahe standen, halten eine Abwicklung des Konkurses eines wahren Rattenkönigs von Verwicklungen kaum vor Decennien für möglich und prognosticiren eine Unzahl von Prozessen, wie sie bei der Vertheilung der Strousberg'schen Unternehmungen in drei verschiedenen Reichen unausbleiblich und von unabsehbarem Ende sind. Interessant ist die Zusammenstellung der Prager Konkursmassen-Vertretung und wirft grelle Streiflichter auf die Vertheilung dieses für advokatorische Kreise ergiebigen „fetten Bissens." Dr. Schaffner ist der Vertreter Strousberg's, der Schwager dieses Herrn ist der Massen-Verwalter Dr. Tragy und der Onkel beider ist der Massenverwalter-Stellvertreter. Man sieht, meint das „N. W. Tgbl.", der „fette Bissen" wird als förmliches Familieneigenthum behandelt.

Man spricht davon, daß so ein riesiger Konkurs wenigstens ein Decennium zur Abwicklung verlangt und daß die Prozesse in unabsehbarer Reihe sich daran häufen werden. Einer anderen Nachricht nach aus Zbirow heißt es: Strousberg muß unbedingt selbst dort eintreffen und den Concurs durch seine Angaben einleiten helfen, — anders sei der wirre Knäul gar nicht zu lösen . . .

Das sind denn schöne Geschichten! Fragt man ernstlich: was hat denn der Dr. Strousberg eigentlich geschaffen? So giebt es nur Eine Antwort: Durch den klugen Gebrauch oder Mißbrauch aller neuesten Errungenschaften in der modernen Gesetzgebung, (mittelst des Wechsel-, Actien-, Lombard-Rechts) hat der semitische Geist Strousbergs ein Convolut von mehr als 60 Millionen Thalern arbeitswerthen Eigenthums derart durch einander geworfen, daß, weil er nicht mehr davon Prozentchen wegschleppen kann, nun Niemand mehr weiß, was jedem Antheilhaber davon gehört.

Und so Etwas nennt man immer noch gar pomphaft „Reform und Fortschritt!" . . .

(D. Lds.-Ztg., 3. November 1875.)

„Biersteuer und Reichsjudensteuer." Wie viele andere Blätter, so polemisirt das „Bayerische Vaterland" gegen die projectirte Biersteuer. Für Bayern bedeutet dieselbe, so heißt es daselbst, die Verdoppelung der Landessteuer oder den Staatsbankerott. Interessant

ist nur der Ersatz, welchen das Blatt an Stelle der Biersteuer empfiehlt, nämlich eine „Reichs-Judensteuer." Das „Vaterland" schreibt: „Eine „Reichs"-Judensteuer oder Reichsjuden-Steuer wäre gewiß eine schöne und empfehlenswerthe Sache. Die Juden sind für das „Reich" ohne allen Zweifel ein Luxusgegenstand, da man darin recht gut auch ohne Juden leben und sogar noch besser fortkommen und leben könnte, als mit den Juden. Die Reichsjuden zumal sind gewiß der allergrößte Luxus, der uns fast 5 Milliarden gekostet, aber nicht das Mindeste genützt und schwerlich auch zur Decoration des „Reichs" beigetragen hat. Eine Reichs-Judensteuer hätte auch den Vorzug, daß sie allgemein populär wäre und die Einigkeit der Nation aufs Glänzendste documentiren würde, denn gewiß würden die verhärtetsten „Reichsfeinde" des Centrums auch dafür stimmen, von den Communisten der „rothen Internationale" gar nicht zu reden. Und auch darum würde sich eine Reichs-Judensteuer empfehlen, weil sie eigentlich nicht neu wäre, sondern in verschiedener Form schon seit Jahrhunderten dagewesen ist, und weil die davon Betroffenen sie sehr leicht tragen können. Vom ethischen Standpunkt kann man eine Reichs-Judensteuer nicht blos nicht bekämpfen, sondern ganz gut vertheidigen. Die Juden sind die besten Deutschen, denn Niemand begeistert sich wie sie für St. Sedan; sie sind die besten Patrioten, wenn man sie hört, sie werden eine Gelegenheit, als Juden ihr Deutschthum und ihren Patriotismus besonders zu beweisen, gewiß nicht von sich weisen, sondern mit Freuden ergreifen. Das Deutsche „Reich" ist ein Reich der Juden, sagt der Jude Gutzkow in der „Allg. Ztg."; was? und die Juden sollten anstehen, für ihr Reich besonders in den Sack zu greifen, auf seinen Altar einen besonderen Zinsgroschen zu legen? Wir meinen: keine „Reichs"-Biersteuer, dafür aber eine Reichs-Judensteuer und zwar eine recht tüchtige. Den Juden schadet es nicht, und thut's wohl und dem „Reich" auch, und die Juden können durch den Grad der Begeisterung, womit sie den Vorschlag aufnehmen, am Besten zeigen, ob ihr deutscher Reichs-Patriotismus echt ist oder ob er es nicht ist."

(D. Lds.-Ztg, 6. November 1875.)

Lasker ist vollständig wiederhergestellt — der Himmel schütze den Reichstag vor den verheerenden Folgen der nun unvermeidlichen Redewolkenbrüche. In der

letzten Sitzung der Reichsjustizcommission hat der große Zungengymnastiker bereits wieder nicht weniger als volle 15 Mal gesprochen. Mit der Freude jener Boshaften, welche berechnet hatten, daß sein Fehlen derselben Justizcommission ganze 74 Sitzungen erspart habe, ist es nun Matthäi am Letzten.

(D. Lds.-Ztg, 7. November 1875.)

Wichtig für die Zukunftsstatistik. Unter dieser Bezeichnung erhalten wir aus zuverlässiger Quelle die erfreuliche Notiz, daß in den Hörsälen der juristischen Facultät einer sehr besuchten Universität die Zahl der unverkennbar morgenländischen Typen in neuester Zeit sich derartig vermehrt hat, daß Jemand von den Comilitonen den zeitgemäßen Vorschlag gemacht hat, sich nicht mehr Stud. jur., sondern Stud. jud. auf den Visitenkarten typen zu lassen.

Was werden sich in etlichen Jahren erst die evangelischen und katholischen Bauern wundern, wenn ihnen die Heiligkeit des christlichen Eides durch alttestamentliche, d. h. antichristliche Richter zu Herzen geführt wird. Dabei ist wohl die zeitgemäße Frage gestattet: Sind nicht auch Bekenner der muhamedanischen „Confession" für Richterstellen qualificirt? Das wäre in dieser glücklichen, „confessionslosen" Zeit doch nur billig und consequent: Allah il Allah! — Zudem werden die Türken nächstens land- und brodlos werden, wir für unsern Theil hätten, allen Beschreibungen nach, diese noch lieber zu Richtern, als die Juden, da sie durchaus anständig von Gesinnung und Charakter sein sollen.

(D. Lds.-Ztg., 10. November 1875.)

Börsianer-Art. „Ja, es sind arge Zeiten," sagte kürzlich seufzend ein Börsianer in der Wallstreet zu New-York zu einem Freunde. „Wurdest Du hart betroffen?" fragte der Letztere. „Und wie!?" war die Antwort, „ich habe mehr als 300,000 Dollars verloren, und was das Schlimmste ist, davon waren wenigstens 150 Dollars mein eigenes Geld!"

(D. Lds.-Ztg., 12. November 1875.)

Moritz Mohl und die Juden. Der als liberale Autorität besonders in der Wissenschaft gefeierte ehemalige badische Minister Rob. v. Mohl ist jüngst hier in Berlin, wohin er zur Reichtagssitzung eintraf, gestorben. Die „Nat.-Ztg." schreibt über ihn:

„So Hervorragendes Mohl als praktischer Politiker geleistet, so sind doch höher noch seine wissenschaftlichen Verdienste anzuschlagen. Seine „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften“ und seine „Encyklopädie der Staatswissenschaften“ haben ihm den Namen eines der berühmtesten Staatslehrer unserer Zeit eingetragen. Der außerordentliche Umfang des Wissens, die Tiefe der Gedanken und die Klarheit sowohl wie das künstlerische Ebenmaß der Darstellung verleihen seinen Werken den Charakter wahrhaft classischer Schöpfungen.“

Wir erkennen dieses Urtheil mit Freuden an, können uns aber nicht enthalten, hierbei uns auch auf ein hochberechnetes staatsrechtliches Urtheil Mohls über die Emanzipationsfrage der Juden zu berufen und dies der lebenden Welt in's Gedächtniß zurückzurufen. Er sagt: „Angesichts des Lieblingsgegenstandes unserer politischen Literatur (der Judenemanzipation) ist es uns dennoch erlaubt, die Frage aufzuwerfen, ob man in dieser Angelegenheit vollkommen richtig verfahren ist, ob nicht eine falsche Auffassung und in Folge dessen eine Uebereilung stattgefunden hat?

„Die Urheber und Anhänger der Judenemanzipation sind mit ihrer Beweisführung für die Richtigkeit und sittliche Nothwendigkeit der Sache kurz fertig. Im Grunde besteht sie in einer Wiederholung der schon von Shylock vorgebrachten Sätze. Ist der Jude, so sagt man, nicht ein Mensch, wie wir? Trägt er nicht alle Verbindlichkeiten und Lasten der übrigen Staatsangehörigen? Soll Religionsverschiedenheit nach allgemein zugegebenem Grundsatze ein Hinderniß für die Ausübung eines bürgerlichen Rechtes sein? Mit welchem Scheine von Recht können wir den Juden vollkommen rechtliche Gleichheit mit uns verweigern? Die möglichst schnelle Anerkennung und praktische Bethätigung ist also eine unerläßliche, leider sehr späte, Sühne eines mehrtausendjährigen Unrechts, überdies das einzige Mittel zur allmählichen Beseitigung der üblen Folgen so langer Unterdrückung.

„Vortrefflich argumentirt, wenn die Vordersätze richtig sind; wenn es namentlich vollständig wahr ist, daß die Juden, mit einziger Ausnahme der Religion, der übrigen Bevölkerung wesentlich gleichartig sind. Allein gerade Dies muß in zwei wichtigen Punkten geleugnet, deshalb aber die Behauptung aufgestellt werden, daß man übereilt gehandelt hat, zu weit gegangen ist. Es hat allerdings nicht an Solchen gefehlt, welche daran erinnert haben; allein sie sind nicht gehört, sind überschrieen worden.

„Der eine Punkt, in welchem die Voraussetzung einer vollständigen natürlichen Gleichheit der Juden mit der großen Masse der Bevölkerung als unrichtig bezeichnet werden muß, ist der, daß man die doppelte Nationalität der Juden übersehen hat. Die Masse der Bevölkerung hat (um jetzt nur von deutschen Staaten zu reden, obgleich es in Frankreich, England, Italien nicht anders ist), nur Eine Nationalität, die deutsche. Im Wesen dieser Nationalität allein fassen wir unsere Verhältnisse zum Staate, zu den öffentlichen Angelegenheiten auf; unwillkürlich, instinctmäßig, unbewußt, allein um so einheitlicher. Wir haben in dieser Beziehung kein getheiltes Gefühl, kein nationales Interesse neben und über dem deutschen. Dies ist nun bei dem Juden ganz anders. Er ist nicht Deutscher allein, sondern er ist auch Jude; ja er ist Dieses sogar vor Allem und ehe er Deutscher ist und sich als solcher fühlt. Schon der Sprachgebrauch fühlt Dieses mit feinem Tacte heraus. Man sagt nicht: ein jüdischer Deutscher, Franzose u. s. w., sondern ein deutscher, ein englischer Jude. Auf den Juden wird der Accent gelegt, weil man weiß, daß diese Nationalität die wahre, die vorherrschende Eigenschaft, die andere nur eine leichte Modifizirung derselben ist. Dies soll keineswegs ein Vorwurf sein, sondern es ist nur die Feststellung einer Thatsache, welche ihrerseits durch Reinabstammung und Geschichte ganz natürlich begründet ist. Auch wünschen wir keineswegs zu übertreiben. Wir sagen nicht, daß ein Jude nicht als Deutscher fühlen und denken kann; wir behaupten nur, und berufen uns dabei auf die tägliche Erfahrung, daß er nicht blos als Deutscher denkt und fühlt, sondern auch als Jude, und daß zwar diese letztere Natur die vorherrschende, die sich zuerst geltend machende ist. Will etwa Jemand in Nachrede ziehen, daß, wenn ein deutscher, ein holländischer und ein englischer Jude zusammentreffen, sie sich nicht zuerst als Stammesgenossen, als Angehörige der jüdischen Nationalität betrachten und behandeln, und dann erst, sehr in zweiter Linie, wenn überhaupt, ihren europäischen Nationalitäten einen Einfluß gewähren?"

Das ist ein Urtheil, wie wir es eben auf jeder Seite in der „Sittenlehre des Talmud" über die Juden ausgesprochen haben, in Nichts davon verschieden, in Nichts weniger „Judenhetze", als welche man uns in dieser Zeit immer vorwirft, wenn wir solchen Standpunkt einnehmen. Alle großen hervorragenden Männer, Schriftsteller, Publizisten, Gelehrte, Philosophen haben immer und immer ganz dasselbe ausgesprochen und, wie man sieht, hier

gar ein liberaler, von diesen liberalen Semiten hochgepriesener Staatsmann. Was will man mehr? Warum machen „Kladderadatsch" und „Wespen" und „Ulk" nicht diesen Herrn v. Mohl lächerlich? Ist auch wieder nur den nationalliberalen Koryphäen erlaubt, solches über die Juden zu drucken und zu schreiben, anderen Parteien aber nicht? Wir glauben es beinah, werden uns aber in unserer Ansicht nicht stören lassen.

(D. Lds.-Ztg., 15. November 1875.)

Die Großbörsenzeitungen schreiben: „In der Dynastie (!?) Rothschild bereitet sich ein freudiges Ereigniß, die Hochzeit der jungen Baronesse Bettina Rothschild, Tochter des Barons Alfons in Paris, mit ihrem Vetter Baron Albert in Wien vor. Die Braut erhält das Schloß von Ferrières zum Hochzeitgeschenk. Man weiß, daß es eine Art Tradition des Hauses Rothschild ist, immer nur in der Familie zu heirathen." Natürlich, denn sie sind die Geldfürsten Europa's und handeln demgemäß — fürstlich.

(D. Lds.-Ztg., 2. Dezember 1875.)

Schöne Namen. Behufs Constituirung der „deutschen Reichsbank wurden folgende sehr ehrenwerthe Reichsjuden (darunter 3 oder 4 „Genossen") in den Centralausschuß gewählt":

A. Zu Mitgliedern: 1) Geh. Rath Warschauer. 2) Geh. Rath Zwicker. 3) Geh. Rath Plaut. 4) A. Meyer. 5) Siegfried B. Berend. 6) Geh. Rath v. Bleichröder. 7) Commerz.-Rath Arndt. 8) Geh. Rath A. Borsig. 9) Commerz.-Rath Gelpcke. 10) Commerz.-Rath Mendelssohn. 11) Geh. Rath v. Hansemann. 12) Baron M. Karl v. Rothschild in Frankfurt a. M. 13) Theodor Stern in Frankfurt a. M. 14) Bankdirector Peter Rauers in Hamburg. 15) Freiherr Abr. von Oppenheim in Köln. — B. Zu Stellvertretern: 1) L. W. Simon. 2) Geh. Rath B. Liebermann. 3) F. A. Schüler. 4) Julius Bleichröder. 5) Richard Hardt. 6) Geh. Rath Louis Ravené. 7) Commerzienrath G. Keibel. 8) Freiherr Ernst v. Eckardstein. 9) Stadtrath Th. Sarre. 10) Berthold Simon. 11) Commerzienrath Meyer Cohn. 12) Eduard Rieß. 13) S. Simonson. 14) Edm. Helfft. 15) Theodor Henoch.

Da die Reichsbank (a) das „Geld" (b) regiert, Geld aber die Welt (c), und a = b, b = c ist, so wird

auch wohl a = c im deutschen Reiche sein, d. h. Diejenigen haben Recht, welche behaupten, daß derzeit das Reichsjudenthum factisch regiert.

(D. Lds.-Ztg., 5. Dezember 1875)

In Moskau ist der Dr. Strousberg nun doch nicht im Schuldarrest, sondern im schweren Criminalarrest befindlich. Er ist nach dem russischen Strafgesetzbuch angeklagt, kommt vor die Geschwornen, und seine nächste Hoffnung ist die, nach Sibirien verbannt zu werden — vielleicht giebt's dort Etwas zu gründen, denn bis dahin hat der Schwindel noch nicht gereicht.

„Preußen beschützte und ehrte Ihn,
„Oesterreich lobte und nährte Ihn,
„Rußland griff und — theerte Ihn."

So beschrieb ein Witzbold kurz den Lebenslauf des internationalen Schwindlers und kennzeichnete damit zugleich den jetzigen Zustand der „heiligen Alliance".

(D. Lds.-Ztg., 6. Dezember 1875.)

Wie das Haus Rothschild Geld verdient, wird von einem Londoner Correspondenten des „Frankf. H. Bl." folgenderweise erzählt: „Vor einiger Zeit hatte der Khedive durch seinen Agenten, den hiesigen Bankier Baron Oppenheim, bei der englischen Regierung anfragen lassen, ob diese seine Suezkanal-Actien kaufen würde, da ihm auch Seitens einer anderen Regierung (der russischen?) eine Andeutung zugekommen sei, die Actien zu kaufen. Die Sache wurde in vier Ministerkonferenzen berathen; allein die englische Regierung erklärte, eine derartige finanzielle Operation nur durch Vermittelung des Hauses Rothschild abmachen zu wollen. Als von diesem Hause die Bereitwilligkeit und Möglichkeit der Operation erklärt worden war, nahm das englische Ministerium den Kaufantrag an, natürlich vorbehaltlich der Genehmigung des Parlamentes. Das Haus Rothschild erhält von dem Kaufpreise von 4 Millionen Pfund eine Kommission von 1½ Prozent und Oppenheim eine Kommission von 1 Prozent." Das Londoner Haus Rothschild hat somit bei diesem einen Geschäfte eine Provision von nicht weniger als 60,000 Pfund oder 1,200,000 Mark in Gold verdient. Die Mühe und das Risiko waren bei dieser Intervention gewiß in keinem Verhältniß zu der Summe des erzielten Gewinnes.

Man kann sich nun leicht vorstellen, was die Rothschilds bei gewagteren Geschäften zu verdienen gewohnt sein mögen, und wird sich daraus leicht erklären können, wie der Reichthum dieses Hauses so rasch und so kolossal anwachsen konnte." „Weshalb die englische Regierung bei diesem Geschäft überhaupt die Vermittelung eines Bankhauses in Anspruch nahm, will uns bei der ganzen Lage des Geschäftes nicht recht ersichtlich scheinen", schließt das oben genannte Blatt.

Diese Frage erscheint uns ziemlich naiv: die geschichtlichen Oberhäupter der Nationen beziehen als constitutionelle Fürsten ihre Civilliste, die Geldfürsten beziehen — Provisionen. Erstere müssen den künstlich auf sie gehäuften Unwillen des Volks aushalten für das, was die Geldfürsten am Volk verbrochen haben; wonach es sich von selbst versteht, daß die Geldfürsten eine weit angenehmere Stellung haben — sie streichen eben 1,200,000 Mark ein, — weil sie — Fürsten sind.

Uebrigens hat sich herausgestellt, daß das Haus Rothschild gar nichts bei dem Geschäft zu thun hatte.

(D. Lds.-Ztg., 7. Dezember 1875.)

Vom Schindanger. Man schreibt uns: Als ich vor Jahren einmal in Berlin gewesen war, fragte man mich in meinem Städtchen: „Wie mir die neue Börse zu Berlin gefallen hätte?" Ich antwortete: Ich habe an dem Bau nur bewundert, wie es möglich gewesen, daß so viel Leute das Geld zu solch einem prächtigen „Schindanger" hergegeben. Meine Ansicht hat sich seitdem leider nur zu sehr bestätigt und selbst jener Kaufmann, der mich damals für einen verrückten Menschen erklären wollte, läßt jetzt schon den Kopf hängen: Er hat vom Schindanger etwas gemerkt, — denn er ist dort auch geschunden worden. Neulich sagte ich zu ihm: Was ist doch ein gewöhnlicher Schindanger für ein harmloses Ding, daselbst werden nur verendete oder zum Tode reife Geschöpfe verarbeitet, an der Berliner Börse aber streift man sich gegenseitig bei lebendigem Leibe die Haut ab.

Der Kaufmann hielt mich nicht mehr für verrückt, sondern seufzte blos und schimpfte auf den Telegraphen, (sic!) der ihm eine Depesche zu langsam und verspätet gebracht.

(D. Lds.-Ztg, 8. Dezember 1875)

Die Juden und die Börsensteuer. Wo man sich auch hinwendet im Leben der Gegenwart, da schwimmen die Juden, wie Fettaugen obenauf. Das nöthige Geld dazu schwindeln sie uns selbst an der Börse aus der Tasche. Kein Wunder also, daß sie sich der Börse nach Kräften annehmen. So erzählt und sagt wieder der vom größten Reichs-Bank-Juden inspirirte, und von einem Juden redigirte und verlegte „Berliner Börsen-Cour.", daß ein Jude, nämlich Herr Lewin, in der volkswirthschaftlichen Gesellschaft (seligen Andenkens des Herrn Prince-Smith!) in Berlin eine Rede für die Börse und gegen die Börsensteuer gehalten hat. Nach Herrn Lewin ist die Börse die Wohlthäterin des Menschengeschlechts: sie allein ist die Schöpferin der modernen materiellen Cultur; sie hat die Eisenbahnen gebaut, die Industrie geschaffen, das ganze öffentliche und Geschäftsleben verschwindelt, — kurz, sie ist unentbehrlich, nämlich für die Kinder Israel, welche beständig fürchten müssen, daß die christliche Bevölkerung endlich einmal erfahre, was an dieser Börse getrieben wird. Quousque tandem!

(D. Lds.-Ztg., 9. Dezember 1875.)

Die „Gartenlaube" im Lasker-Cultus! Dies so stark verbreitete Blatt schreibt: „Man braucht Lasker nicht sehr nahe zu stehen, um zu wissen, daß schon seinem klaren Einblicke in die Verhältnisse ein abenteuerliches Spekuliren auf einen „Ministersessel" jederzeit gänzlich fern gelegen hat. Wer kann vorher sagen, ob ihn und manchen Anderen nicht einmal ein schwieriger Moment, eine ernste Wendung im Vaterlande auf einen hohen Verwaltungsposten berufen wird? Träte aber eine solche Forderung an ihn heran, so würde er bei dem strengen Gedankenernste, bei der Idealiät und bescheidenen Selbstlosigkeit seines genügsamen und uneigennützigen Wesens das auf sich nehmen wie eine schwere Pflicht, der er sich nicht entziehen dürfe, der er mit ausdauerndster Hingebung seine ihm so lieb gewordene Unabhängigkeit und den letzten Tropfen seiner Kraft (!!) zu opfern habe."

Wir gratuliren zu dem künftigen Justizministerposten, den der Abgeordnete für Meiningen unstreitig als eine schwere Pflicht auf sich nehmen würde; auf jüdische Gerichte steuert ja doch Alles bei uns los. Die Welt wird erst dann vollkommen sein, wenn das Volk der

„Dichter und Denker" von der Sittenlehre des Talmud regiert sein wird.

„Moderne Ziele!" Die „Volks-Zeitung" bespricht die Frage, ob gesetzliche Bestimmungen über die Lohnbeschäftigung von Kindern im landwirthschaftlichen Gewerbe nothwendig sind, oder nicht. Die Zeitung bejaht natürlich diese Frage, denn diese Humanität kostet ihr wieder einmal nichts, indem sie hervorhebt, daß, trotzdem diese Arbeit der körperlichen Entwickelung der Kinder nur zuträglich sei, die geistige Ausbildung derselben Schaden erleide (?); und wünscht nur, daß die gesetzlichen Bestimmungen bald getroffen würden. Wahrscheinlich soll auch neben den Nähschulmamsells noch ein dritter Beamter, so eine Art „Gesundheitsinspector" den Landgemeinden aufdecretirt werden, welche in jedem besonderen Fall die Erlaubniß geben, ob das „Hederichpflücken oder Grasholen" den Kindern zuträglich sei oder nicht. Sie kommt sodann auf die Fabrikkinder und sagt. „In weit höherem Grade wäre freilich eine anderweite Regelung der gesetzlichen Bestimmungen über die Kinderarbeit in Fabriken nöthig, abgesehen davon, daß die bestehenden Gesetze viel schärfer gehandhabt werden müßten, als bis jetzt leider oft geschehen."

Nun sind die Verhältnisse in den Fabrikdistricten künstliche Schöpfungen der Neuzeit, wir halten sie für Anomalien und Auswüchse, die auf die Dauer gar nicht so aufrecht zu erhalten sind. Will man da Fabrikinspectoren einführen und Kinderarbeit maßregeln. Gut, das ist der Städte und Fabrikbezirke eigene Sache, sie mögen in ihrem Ameisenhaufen nach Belieben verfahren; schaffen wegen der Kinderarbeit werden sie doch nichts. Allein das platte Land sollte man doch mit diesen Dingen ungeschoren lassen; was soll zuletzt daraus werden?

Welche ganz widerwärtige, ja abschreckende Gestalt nimmt doch dieser Liberalismus an, der immer sonst das Wort „Freiheit, Recht, Schutz gegen Beamtenmaßregeln" im Munde führt, wenn er gar noch daher kommt und das platte Land in der Kinderarbeit-Beaufsichtigung bevormunden will?

In dieselbe Sphäre schlägt die stetige Agitation für die „Reichsgesundheitsämter", die noch nicht abgethan ist. Wo möglich soll auch noch so ein Bezirksgesundheitsinspector auf dem Lande herumfahren und darüber wachen, daß ja

keine Dungstätte und kein Viehstall mit seinen Gerüchen die Luft verpestet, denn — so Etwas könnte einer schlechten Lunge in der benachbarten Stadt schaden, da die Luft mit schädlichen Dünsten geschwängert wird und der gefährliche Wind dieselbe weiter trägt? . . . .

Oh! es ist weit gekommen mit uns! Und was ist der eigentliche Grund dieser ganzen Bewegung? — Das Volk Israels wird zu zahlreich, um vom Handel allein leben zu können; Geld haben die Väter erschachert, darum müssen einige Söhne „studiren" und die Beamtencarrieren ergreifen, denn die Beamtenstellung hat noch so etwas „Auserwähltes, Buchgelehrtes"; man braucht da nicht physisch und nach gemeinem Recht redlich zu arbeiten. Aber da fehlen die Stellen! Gut, so müssen welche geschaffen werden, namentlich im Gesundheits- und ärztlichen Fache; hier kann man hinlänglich Charlatanerie treiben, — sind doch die Geheimmittelschwindler fast immer Juden! — es kann mittelst dieser Posten eine Art eudämonistischer Religion sich herausbilden, wo der „Reformjude" Herr über die Gemüther wird. Juden als Medizinalpriester, Juden als Richter des Volks, das wäre so etwa das Ideal des modernen Semitenthums! Die ihnen verhaßte christliche Religion und der Glaube an eine Vorsehung soll dem Volk entbehrlich gemacht werden, die semitische Bildung selbst will Vorsehung spielen.

Darum auch die Agitation Virchow's für „Genesungshäuser", von welcher wunderbaren Institution wir unsern Lesern schon früher erzählt haben. Darum die neue Impfordnung, das Geschenk des Herrn Löwe-Kalbe, darum die Seuchenordnungen mit dem unfehlbaren Thierarzt, denn auch das liebe Vieh muß mit „Gesundheitsämtern" beglückt werden.

Kurzum, Beamte überall, Maßregelung überall, und das arbeitende Volk soll sie mit seinem Schweiß ernähren! Daher das ganze Wirrsal mit den Trichinen; „jüdische Fleischschächtung", das ist das erste, was über uns gekommen ist, das Andere folgt. Wenigstens der Wille ist dazu da, ob das Gesammtvolk über den Schwindel nicht endlich die Augen aufbekommt, ist eine andere Frage.

Der harmlose Leser könnte wohl meinen, wir übertreiben oder Reden im Scherz. Mit nichten, wir haben im vollen Ernst geredet.

(D. Lds.-Ztg., 15. Dezember 1875.)

Früchte der Judificirung nach der Sittenlehre des Talmud. — Nachdem wohl einem Jeden bis zur Evidenz es klar gelegt, daß die Millionen des Invalidenfonds ebenso angelegt sind, als ob Jemand seine Kapitalien auf einen Grundbesitz hergegeben, der für diesen Betrag weder Sicherheit bietet — noch die Zinsen abwerfen könne, — der Gläubiger also nur noch nominell sein Capital besitzt, und für den Fall, daß er dieses nebst Zinsen einmal im Vollwerth zurück haben will, — er das betreffende Grundstück zur Subhastation bringen und auf das Pfandobject so lange bieten muß, bis er es als sein Eigenthum ersteht: — so bemüht man sich dennoch, von gewisser Seite her, mit einer mehr denn dreisten Stirn solch' klare Thatsachen vollständig auf den Kopf stellen zu wollen, wovon das in Nr. 296 mitgetheilte Raisonnement des „Berl. B.-C." der schlagendste Beweis ist.

Der langen Rede richtiger Sinn gipfelt nur einzig und allein in dem einen Wörtchen „Reichseisenbahnen", wodurch nur noch allein dem schönen Leichnam wieder Leben beigebracht werden kann. So überholen sich heut zu Tage die Ereignisse! Noch ist kein Jahr ins Land gelaufen, als unser in einer Petition ausgesprochenes Verlangen nach Reichs- und Staatseisenbahnen von der Börsen-Seite her mit Spott und Hohn beworfen wurde, und heute? . . . Nur die Motive sind heute anderer Natur geworden.

Diese Wendung der Motive erscheint mir aber als eine echte unverfälschte Frucht der „Sittenlehre des Talmud", wie kaum ein zweites besser geeignet ist, dem harmlosesten Menschen die Augen aufzuknöpfen.

Allenburg, den 20. December 1875. R. Richter.

(D. Lds.-Ztg.)

Zu Weihnachten. Wir besaßen über 1000 Jahre lang die gleiche christliche Socialordnung in Deutschland. Mag sie in allen Stücken nicht vollkommen gewesen sein: all die sog. Weltverbesserer, welche seit 100 Jahren daran herum klügelten und „reformiren" wollten, haben sie allmählich nur zerbröckelt und zerstört, denn der „Talmud" ist zum Gesetzgeber geworden an allen Ecken und Enden, der Geist der List, der Uebervortheilung des gemeinen Wesens, das Schacher- und Wucherthum hat sich zuerst der Industrie in den Zöllen, des Versicherungswesens, sodann des Dampfes und der Eisenbahnen, des Telegraphen und des Geld- und Münzregals, ja zuletzt der ganzen Gesetzgebung bemächtigt. —

Eine noch schlimmere, als die römisch-heidnische Moral, spinnt und webt die Truggebilde des Tags, verkehrt den Sinn aller Worte in sein Gegentheil und hetzt die ganze europäische Welt — in allen Bevölkerungs-, Nationalitäts- und Beschäftigungsgruppen, in Staat, Kirche, Schule, Provinz, Kreis, Stadt, Dorf und Familie gegeneinander, weil Mißverständniß sich an Mißverständniß reiht, — just wie die Bibel erzählt, daß es beim Thurmbau zu Babel zugegangen. . . .—

Doch Geduld! Der Lügengeist ist erkannt und entlarvt, diese Erkenntniß wächst von Stunde zu Stunde, — wir spüren ihren Hauch überall; in allen Parteien wird der Geldliberalismus bereits an den Pranger gestellt: das Licht von Bethlehem, das uns an die Rückkehr zur Achtung der redlichen Arbeit, zur Menschenliebe, zur Entsagung aller teuflischen Listen und Ränke des Betrugs, zur Wahrheit und Aufrichtigkeit mahnt, wird wieder von dem menschlichen Auge gesehen und das Ohr hört wieder die Worte der erhabenen Verheißung:

„Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus in der Stadt David. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen."

(D. Lds-Ztg., 25. Dezember 1875.)

Alliance israëlite universelle. Der „Bank- und Handelsztg." wird aus Posen berichtet: „Gestern (26. Dezember) fand unter reger Betheiligung die Wahl des Localcomités der Alliance statt, die hier ungefähr 160 Mitglieder zählt. Gewählt wurden die Herren: Dr. Feilchenfeld, Dr. Bloch, Heymann Marcus, Hirsch Jaffé, S. Malachowski, Natan Hamburger und Samuel Auerbach. Die Alliance, die jetzt über alle Erdtheile verbreitet ist, (!!) verfolgt bekanntlich den Zweck, allen irgendwo ihrer Religion wegen bedrückten und verfolgten Juden (!) Unterstützung und möglichste Genugthuung (!) zu verschaffen und unter ihnen, namentlich den im Oriente und Nordafrika lebenden Juden, durch Errichtung von Schulen Bildung zu verbreiten. Erster Präsident ist der bekannte, jetzt zum Senator gewählte Cremieux, ehemaliges Mitglied der provisorischen Regierungen von 1848 und 1870."

Da in Posen ein „Localcomité" besteht und unzweifelhaft solches noch an vielen Orten, während in Paris das Centralcomité bekanntlich seinen Sitz hat und diese Alliance

eine internationale Gesellschaft ist, so gut wie die Jesuiten und nach dem preußischen Vereinsgesetz eine centralisatorische Verbindung von Vereinen ohne behördliche Genehmigung nicht einmal erlaubt ist: so muß entweder diese Erlaubniß ertheilt sein oder der Verein wäre ebenso in der Weise wegen rechtswidriger Verbindung anzuklagen und aufzulösen, wie es mit den Katholikenvereinen geschehen ist, zumal es sich doch wahrlich fragt: ob die Alliance israëlite nicht schädlicher sei, als jener Verein? Wir laboriren in allen Staaten Europa's bekanntlich weit weniger an Verfolgung der Juden wie an deren Ueberhebung durch ihre Geldherrschaft.

(D. Lds.-Ztg., 30. Dezember 1875.)

Der edle Jude ist wieder zu Weihnachten erschienen!... Es ist hinlänglich bekannt, wie jedesmal zu Weihnachten just wie der heilige Ruprecht auch ein namenloser Jude mit dem Pfefferkuchenkorb erscheint. Diesmal hat der bekannte „Schnorrer" in der „Tribüne" folgendes Gewand bekommen:

„Ein edler Gläubiger. Am heiligen Abend saß in der Gartenstraße eine Familie still und traurig um den eisernen Ofen versammelt. Dem Vater, einem Handwerksmeister, dem es in früherer Zeit bis vor noch einem Jahre besser gegangen, schnitten die schüchternen Fragen der Kinder nach dem Weihnachtsmann tief ins Herz. Er, der noch vor Kurzem gesuchte Tischlermeister H., war nicht im Stande gewesen, das Geringste an Geschenken zu kaufen. Der Executor hatte die Wohnung längst geleert, und ein letzter Wechsel über 600 Mk. war ihm vor wenigen Tagen präsentirt worden. Es war gewiß, daß der reiche Geldmann, in dessen Händen das Papier sich befand, sofort nach den Feiertagen den letzten Rest an Mobilien würde abholen lassen. Da pocht es um 5 Uhr an die Thür. Herein tritt begleitet von einem Dienstmann der Gläubiger. Starr vor Erstaunen sieht die trauernde Familie, wie der Dienstmann den Korb auf den Tisch setzt und lautlos fortgeht. Der Gläubiger drückt dem Schuldner die Hand und läßt dabei ein Couvert in dieselbe gleiten. Mit den Worten: „Auf bessere Zeiten!" verläßt auch er den Kreis. H. zeigt auf den großen Korb, und zitternd packt seine Frau aus. Da findet sich Kaffee, Zucker, Rum, eine Gans, Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchen, und Spielzeug für jedes Kind. Jubel bricht los, die Kleinen lachen und schreien: „Der Weihnachtsmann! Der Weihnachtsmann!" H. hat das Couvert geöffnet

und reicht es, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau. Sie weint und faltet die Hände, — es enthält den zerrissenen Wechsel und einen Hundertmarkschein. — Selten dürfte ein Bekenner jüdischen Glaubens — ein solcher war der Wohlthäter — einen schöneren Christabend als in diesem vorliegenden Falle verlebt haben."

Die Anecdote ist alt; nur war's ein andermal ein armer Schuster, oder ein Arbeitsmann, der beglückt wurde, manchmal war auch „die theure Miethe" oder „die Errettung vor Auspfändung wegen unerschwinglicher Steuern" u. dgl. der Wohlthatsgegenstand. Natürlich geht dieselbe rührende „Geschichte" auch in die anderen Zeitungen und in alle Provinzialblätter über, wo Juden die Scheere führen. „Unsre Leut'" sind gar nicht so dumm", lächelt so ein Redacteur und schnipp, schnapp! geht der Ausschnitt in die Druckerei, um dem Judenthum ein herrliches Loblied zu singen.

(D. Lds.-Ztg, 31. Dezember 1875.)

Der Fall Hofferichter. (Dieser freireligiöse Standesbeamte in Breslau hatte bei einer gerichtlichen Zeugenschaft in einem Fall, der unter seiner Amtsthätigkeit in Ehesachen passirt, den Eid verweigert, „weil er an einen persönlichen Gott nicht glauben könne.")

Die „Magd. Ztg." schreibt: Der Standesbeamte Hofferichter habe sich nach Trautenau geflüchtet, um einer neuen Verhaftung wegen Eidesverweigerung zu entgehen. Es heißt wörtlich:

„Auf neue Gefängnißstrafen glaubte Hofferichter es nicht ankommen lassen zu dürfen, da seine schwächliche Constitution durch die bereits erlittene Gefängnißstrafe erheblich gelitten (?) und er die Verpflichtung hat, so weit es ihm möglich, seiner Familie den Ernährer zu erhalten, dessen dieselbe noch dringend bedarf. Da er andererseits sich nie entschließen wird, einen Eid unter Anrufung eines höchsten Wesens zu leisten, an dessen persönliche Existenz ihm zu glauben unmöglich, so blieb ihm kein anderer Ausweg als die Abreise. Es ist für einen im Greisenalter stehenden Mann, der so liebenswürdig und angesehen dasteht (Hofferichter ist auch Stadtverordneter von Breslau), doch ein sehr hartes Schicksal, daß er die fröhliche, gemüthbewegende Zeit von Weihnachten und des neuen Jahres außer seinem Familienkreise auf fremdem Boden zubringen muß."

Wir haben in der Sache nichts dagegen zu sagen,

nur an die Form, in welcher dieser Fall wiederum von den geldliberalen Zeitungen behandelt wird, müssen wir doch einige Bemerkungen knüpfen. Aus Glauben oder Nichtglauben (sagen wir: persönlicher Ueberzeugung) einer geforderten Staatspflicht nicht nachzukommen, das ist z. E. den renitenten Bischöfen als das größte Verbrechen vorgeworfen worden. Weil die Liberalen sagten: der Staat steht über dem Glauben, darum kam die ganze Maigesetzgebung und ihre Folgen über die Katholiken. Und als einige Bischöfe sich den Wirkungen der Staatsgesetze durch Außerlandesgehung entzogen, da hat die liberale Presse die tollsten Schmähungen und Beschimpfungen auf die Bischöfe und Geistlichen losgelassen.

Jetzt liegt formell ganz derselbe Fall mit Hofferichter vor, worin behauptet wird, er könne den durch die Staatsgesetze vorgeschriebenen Eid nicht leisten, welche Staatsgesetze übrigens keine neuen Erfindungen, sondern Institutionen unabkömmlicher Sitte und Gewohnheit sind, wenn nicht auch noch der Eid seine Bedeutung verlieren und blos durch die Strafe der Entdeckbarkeit aufrecht erhalten werden soll.

Aber auch abgesehn von diesem Zweckmäßigkeitsgrunde, steht die Form der Eidesleistung vor Hofferichter und vor jedem Staatsbürger als ein gegebenes Gesetz und dem Gesetz eines Staats soll sich Jeder unterwerfen, der in demselben leben will. Mag er seiner persönlichen Ueberzeugung nach einen andern Begriff von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Gesetzes im besonderen Falle haben, solchen muß er für sich behalten, er kann auch auf dem Petitionswege darnach trachten, daß die Gesetzgebung in seinem Sinne abgeändert werde: so lange indeß dies Letztere nicht geschehn, ist er verpflichtet, dem Gesetz nachzukommen oder die Folgen der Weigerung zu tragen. Was sollte aus der ganzen bürgerlichen Gesellschaft werden, wenn Jedermann nach seinem subjectiven Recht, wie er sich's im Kopfe zurecht gelegt, behandelt werden wollte? Ein Communist, der z. B. die Gesetze des Eigenthums nicht anerkennt, könnte sich ja darnach ebenso weigern, in einem Eigenthumsstreit sein Zeugniß zu geben, genau wie Hofferichter es thut, weil solch Zeugniß gegen seine Ueberzeugung sei. Ein Anhänger des Mormonenthums, der die Monogamie verwirft, könnte sich dasselbe Recht vindiciren, Zeugniß zu verweigern. Möge er seine Ansichten selbst behalten, möge der Communist die Eigenthumsrechte nicht anerkennen: so lange Beide in einem Staat leben, wo Alles das noch

nicht gilt, müssen sie sich den Gesetzen fügen. Diese Practik ist denn auch auf die katholischen Geistlichen angewandt, obwohl hierbei noch ein ganz anderer Fall vorliegt, nämlich der: daß die katholische Kirche die streitige Frage erhoben: ob der neue Verfassungsstaat ein Recht habe, in kirchlichen Dingen ohne Genehmigung der früher staatlich garantirten Kirchenorgane mit seinen Gesetzen einzugreifen.

Und daß dieser Fall als streitig betrachtet werden kann, beweist der Gang der Verfassungsschaffung in der evangelischen Kirche, denn diese hat in der jüngsten Generalsynode als berufenes Organ ihre eigene Verfassung berathen und festgestellt. Diese Streitfrage liegt aber bei dem Hofferichterschen Fall gar nicht vor, das Gesetz über die Eidesleistung hat ungestört gegolten, ist legal von Staat und Volksvertretung und König bestätigt; Hofferichter ist überdem Standesbeamter und als solcher sollte er ein Zeugniß ablegen, ob ein Angeklagter (ein gewisser Burghardt) falsche Angaben vorm Standesamt gemacht habe oder nicht.

So also liegt die Sache und das muß man wenigstens doch allein für folgerichtige Logik anerkennen: Wer von den katholischen Geistlichen verlangt, sie sollten sich unter das Gesetz des Staats beugen und wer sie, weil sie ihres Glaubens wegen dies nicht thun, wie die „Magdeburgische Zeitung" gethan, diese hundertmal als ärgste Verbrecher in ihrem Urtheil behandelt, der sollte doch den gleichen Fall Hofferichter ebenso behandeln.

Was aber sehen wir? Dieser Letztere wird von jener Zeitung wie ein Märtyrer seines Gewissens rührend zärtlich bedauert, „er kann das Gefängniß nicht ertragen, das Weihnachtsfest nicht feiern u. s. w.," kurz, seine Flucht auf das österreichische Gebiet wird glorificirt! . . . .

Wo bleibt da wieder die „Majestät des Gesetzes", der omnipotente Staat und all dies ganze Faß voll glorreicher Phrasen, auf Grund deren der „Culturkampf" in Scene gesetzt wurde? Ganz derselbe Vorgang — und dabei doch die total entgegengesetzte Behandlung! Hier der Fall des Nichtglaubens als Märtyrerthat bis in den Himmel erhoben, dort derselbe Fall aus Glaubensmotiven bis in den Abgrund aller Verachtung verketzert!

Hiermit ist es offenkundig gegeben, daß Hofferichter bedauert und gepriesen wird nur wegen seines Nichtglaubens und die Bischöfe nicht verachtet werden wegen ihrer Gesetzesübertretung, sondern nur wegen ihres Glaubens. Aber noch mehr. In allen solchen Fällen

der auffälligen Inconsequenz folgt die semitisch-liberale Politik immer einem tieferen Motiv, das verschleiert im Hintergrund liegt. Und hier bleibt für den gesunden Menschenverstand, der Augen und Ohren offen hat, nur die eine Erklärung übrig:

Diese liberalen Zeitungsschreiber und mit ihnen der ganze Semitismus als Geist dieser Organe will nicht die Freiheit der Confessionen und der religiösen Meinungen, sondern Unterdrückung jeder Confession und Zerstörung derselben durch die Staatsgewalt. — Uns wundert dies nicht mehr, wenn wir an das Wort des jüdischen „Börsencourier" denken: „Die Toleranz muß oft intolerant gegen sich selber sein", d. h. sie darf überhaupt keinerlei Glauben dulden und das soll wieder im Kopf dieser Semiten wahre Toleranz (Duldung anderer Meinung) sein! . . . Es ist dies schon die richtige Sprachverwirrung des modernen Babelbau's, die indeß ganz folgerichtig aus ihrer dermaligen Situation entsprießt. Sie sind indirect durch die parlamentarischen Majoritäten die Herren und Regierer des ganzen Volkes geworden, sie wollen dem Letzteren Gesetze geben, es nach ihrer Meinung auch „beglücken". Aber das Volk dankt für diese „Beglückungen" und da wundern sie sich und suchen den Grund, anstatt bei sich selbst, in der „Unbildung des Volkes", in vorgefaßten religiösen Meinungen, indem diese von der Kirche kommen, weßhalb diese zerstört werden müsse.

Wer dies nicht glauben will, dem können wir sofort ein zweites Beispiel zeigen.

Die Civilehe ist doch da, das Volk hat sie angenommen, hat sich sogar über die Unzuträglichkeiten getröstet, weil ihm gesagt worden: höhere Staatsrücksichten hätten ihre Einführung gefordert. Damit aber sollte es doch Jedermann unbenommen bleiben, daß er vom Civil-Standesbeamten auch zur Trauung und zur Taufe in seine Kirche gehen kann, ja von allen Seiten verschwor man sich bei dieser Gesetzfabrikation hoch und heilig: die bestehende religiöse Sitte solle dadurch nicht angegriffen werden. Nun aber lesen wir Folgendes in der „Neuen Stett. Ztg.":

„In welcher Weise das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung mitunter zur Ausführung gebracht werden soll, davon giebt eine am 16. d. M. erlassene Rundverfügung der Königlichen Regierung zu Schleswig genügende Kunde. In derselben heißt es nämlich: „Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß in dem Reichsgesetz ausdrücklich ausgesprochen

ist, daß die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung durch dasselbe nicht berührt sind, und ist daher von den Staatsbeamten zu erwarten, daß sie bei ihrer Geschäftsführung thunlichst darauf hinwirken werden, daß die bezeichneten kirchlichen Verpflichtungen von den Betheiligten nicht verabsäumt werden." Aus dem Reichsgesetze ist eine derartige Interpretation nicht zu rechtfertigen (!!), und die Standesbeamten haben danach auch nicht das entfernteste Recht, eine Einwirkung, wie die ihnen hier angesonnene Pflicht eintreten zu lassen, da sie sich sonst der Gefahr aussetzen (!!), von Betheiligten in die gesetzlichen Schranken zurückgewiesen zu werden (!!). Der Reichstag aber hat die Verpflichtung, gegen die Wiederkehr dieser oder ähnlicher Anordnungen Verwahrung einzulegen (?)."

Derselbe Fall kam schon einmal vor, der Oberpräsident der Provinz Preußen v. Horn hatte bei der Einführung desselben Gesetzes ein ähnliches Rundschreiben erlassen und sofort schnob die gesammte Zeitungsfurie über ihn her, als habe er ein Majestätsverbrechen begangen. Hier ist's ebenso, und wir fragen: Leuchtet aus diesem Raisonnement nicht klar hervor, daß die „Neue Stett. Ztg." ganz absichtlich wünscht: die kirchlichen Trauungen und Taufen möchten unterbleiben und das bürgerliche Standesamt möchte allein obsiegen? . . . Und zu diesem Zweck muß man weiter schließen, ist auch nur von den Liberalen das ganze Civilehegesetz in die Welt gesetzt worden: Man will damit die religiösen Sitten allmählich zerstören, indem man die kirchlichen Institutionen brach legt.

Warum aber sagt man dies nicht offen? Ei, ei, daß thun diese Semiten nie, da wär's ja mit ihrer ganzen „höheren Politik" vorbei.

(D. Lds.-Ztg., 6. Januar 1876.)

Familie Rothschild. Die Zeitungen berichten: „Es verlautet, daß das bewegliche und unbewegliche Vermögen, welches der vor Kurzem verstorbene Sir Anthony Rothschild in London hinterlassen hat, sich auf nahezu 10,000,000 Pfd. Sterl. beläuft. Sein Titelerbe, Mr. N. M. de Rothschild, Unterhausmitglied für Aylesbury, soll, wie es heißt, obwohl er der liberalen Partei angehört, in den Pairsstand erhoben werden." 10 Millionen Pfd. Strl. sind 200 Millionen Reichsmark, dieses Palladium des Bankliberalismus kann man sich schon gefallen lassen, solcher

Liberalismus bringt doch Etwas ein! Und wir haben vier solcher Rothschildslinien — in London, Wien, Paris und Frankfurt a. M. Gegen die kleinsten Landesfürsten wettern und eifern die Liberalen unaufhörlich, ja, sie können keinen „Junker oder Grafen" mit Landbesitz ersehen, ohne einen „Entrüstungsschrei" auszustoßen, als sei das „liebe gute Volk" maßlos geknechtet und beraubt, aber gegen diese ihre Milliardenfürsten der jüdischen Familie Rothschild und Cons. liest man — kein Wort. Und da will man noch nicht erkennen, daß die Welt eigentlich von der „goldnen Internationalen" geleitet und beherrscht wird?

(D. Lds.-Ztg., 21. Januar 1876.)

Von Hrn. Bamberger's Judenrede. Wenn wir vom Standpunkt des redlichen Erwerbes aus die diesen am schlimmsten gefährdende talmudische Morallehre kritisirten, so mußten wir nothwendiger Weise von jener Volksklasse reden, von der diese Moral stammt, in deren Religion sie sich verkörpert hat. Letztere ist darum gemeinschädlich, weil sie allein nicht von der Basis des gleichen wirthschaftlichen Rechts ausgeht, sondern eo ipso das Volk der Juden als das „auserwählte Volk" hinstellt, das als solches berechtigt, wie ein Parasit, von dem Schweiße anderer Völker zu leben. Dies Volk ist aristokratisch und die „goldene Internationale" hat ganz Europa bereits so weit in ihre Botmäßigkeit eingefangen, daß ihm die Tausende Millionen der Staatsschulden, die Eisenbahnen, die Münzregalien (im Papiergeld) und die tausendfältigen Zinsverpflichtungen vorzugsweise gehören, die man im Allgemeinen Geld-Kapital nennt. Es ist diese Herrschaft weit schlimmer als jede frühere Feudalherrschaft des Mittelalters. — Sie haben zu Gunsten des mobilen Kapitals jede Gesetzgebung zugeschnitten und das Actienprivilegiengesetz ist die Krone desselben, das die Juden denn auch brav ausgenutzt haben, um auch unsere deutschen Wirthschaftszustände gründlich genug zu ruiniren. —

Freilich haben wir ihnen oft harte Worte gesagt, sie haben aber auch in ihrer maßlosen Gier nach heimlicher Ausbeutung und Prozentchenmacherei bei uns das Möglichste geleistet, so daß das Maß voll — ja zum Ueberlaufen ist. Wir 98,5 Prozent der Christen im deutschen Land wollen auch nicht noch zuletzt von jüdischen Ministern regiert, von jüdischen Richtern gerichtet, von jüdischen Reichs-Gesundheitsärzten als gottähnlicher irdischer Vorsehung behütet und

bewahrt werden, wie es in der unstreitigen Absicht dieser Alliance israëlite universelle liegt.

All' die Privilegien und Regalien, die sie mit vieler Kunst dem Staat oder dem gemeinen Wesen entwunden und der geldaristokratischen Ausbeutung überliefert, als: das Bahn- und Notenmonopol, die Steuerfreiheit ihrer Geschäfte, die rücksichtslose Ausschlachtung des Grund und Bodens, die Ausbeutung der Menschenkraft, der Zinswucher, das Versteckspiel mit der rechtlichen Verantwortlichkeit im Aktiengesetz, die Legalität des Bankerottmachens ohne unehrlich zu werden, die Maaß- und Münzfälschung ohne Ende, die dem betrüglichen Handel den weitesten Spielraum giebt: Alles dies muß dem Semitismus genommen werden, damit er seine Handhabe verliert, mit der er so ausgiebig einen Theil des Christenvolks zum Mitmachen an der Bevorzugung verführt und so das deutsche Volk — „verjüdelt".

Es wird auch Zeit, denn sonst geht der preußische Staat und mit ihm das Deutsche Reich zu Grunde. In der Banknoten- und Falschmünzerfrage liegt, so paradox dies auch klingen mag, die verhängnißvollste Klippe für den Bestand und die Aufrechthaltung unseres Heeres.

Woher dies komme? Nun wenn die Bankjuden mit der Notenpresse soviel Geld in Cours setzen, daß z. E. seit 6 Jahren 1 Thaler auf den Werth eines halben Thalers gefallen ist, so muß der Heeresetat wohl um das Doppelte in seinen Anforderungen steigen, wenn nur die alten früheren Bedürfnisse von vor 6 Jahren befriedigt werden sollen. Unser Bankschatz betrug aber 1867 nur 60 Millionen Thaler und höchstens 150 Millionen Papiergeld liefen um. Heut hat ihn Hr. Camphausen auf mehr als das Doppelte erhöht, denn jetzt sind 1223 Millionen Mark oder 408 Millionen Thaler Papier in den Cours gesetzt. Wenn man das Münzmaß mit dem Längenmaß vergleicht, so heißt das: diejenige Elle, welche früher 2 Fuß maß, ist ganz sacht und fein immerdar so verkürzt worden, daß sie nun noch kaum einen Fuß lang ist und doch heißt sie „eine Elle", und wir lassen uns von den Bank- und Börsenblättern vorreden, als wären wir doppelt so reich geworden.

Hieraus resultirt das Steigen aller Preise, hieraus resultirt, daß der Staat nimmermehr genug Geld in seinem Tresor vorfindet, um genügend seine Beamten, sein Heer zu besolden; hieraus resultirt ein ohne Ende fortgesetzter immerwährender Betrug des redlichen Volks, weil der Jude stets mit dem noch geltenden größeren Maß für sich einmißt

und mit dem verkleinerten Maße ausmißt. Dann freilich ist's eine wohlfeile Manier, deren sich gerade stets die Judenblätter befleißigen, auf den Staat zu schimpfen, daß dessen Civil- und Heeresverwaltung so riesige Summen verschlinge, während sie doch selbst erst durch die Geldentwerthung die einmal nothwendige Etatssumme zu dieser Höhe aufbauschten.

Diesen Geist der Lüge und der Volksverführung haben wir rastlos bekämpft, und unser Streben zur Wiedereinführung einer redlichen Volkswirthschaft, dieses Streben, dem Staat seine Hoheits- und Aufsichtsrechte wieder zu verschaffen, die ihm so schändlich entrissen, werden die beiden Juden Lasker und Bamberger vergebens als Socialismus verketzern. Sie sind unsere Gegner, das ist natürlich, allein anstatt uns zu widerlegen und sich in einen akademischen Streit mit uns einzulassen, schimpfen sie und verleumden sie uns als Halbwisser und Ignoranten. Niemals gehen sie auch auf eine sachliche Entgegnung ein, obwohl doch unser Programm ihnen und aller Welt offen vorliegt und solches ihnen selbst gar wohl bekannt ist; auch wieder in ihren Reden vom 27. Januar beschuldigen sie uns nur dunkel des Sozialismus und der Aufreizung gegen gewisse Klassen der Bevölkerung (d. i. gegen die Juden!), aber nicht einmal so weit öffnen sie das Visir, daß sie das Wort: „Juden" aussprächen. Von „Kaufleuten" spricht einmal Hr. Bamberger und bedauert, daß nicht noch ihrer mehr im Reichstag wären und ferner: wir entflammten den Haß des Grundbesitzes gegen das bewegliche Kapital; was wir einfach als Unsinn bezeichnen, und ebensoviel heißt als: wir achteten das Eigenthum nicht als heilig, wenn wir einen Betrüger verfolgen, der den errafften Betrugsgewinnst schon als sein legitimes Eigenthum betrachtet. Wir machen Front gegen die Privilegien des mobilen Kapitals und gegen Diejenigen, die sich diese Privilegien zugelegt haben. Das ist Alles.

Diese inhaltlosen Beschuldigungen sind nur die Auswüchse des maßlosen Stolzes und der Ueberhebung dieser Judenklasse unter uns; und ihr gegenüber ist hiermit zwischen uns und ihr das Tuch zerschnitten; wir werden nicht eher ruhen, als bis sie, wie es Juden geziemt, wieder bescheiden geworden sind, und bis das alte Bild sich wieder verwirklicht hat, das zur Illustration der Veränderung unserer sozialen Zustände ein alter Bauer so treffend, wie folgt kennzeichnete:

„Als ich noch Kind war, sagte er, saß der Bauer am eichnen Holztisch, sein Knecht neben ihm bei vollen Schüsseln.

— Der Handelsjude kam gebückt herein — und wollte. . . „In die Ecke, Jude, herrscht der Knecht, siehst Du nicht, daß der Bauer ißt?“ Der Bauer schweigt — und der Jude setzte sich gehorsam in den Winkel und aß das Stück Brot, das er beim vorigen Handel sich als Ueber-Profit erbettelt. — Heut geht der Bauer in Stiefeln und Sporen, er wohnt in Zimmern voll Goldrahmen und feinster Möbeln. Er ist ein Herr geworden — und doch in schweren Sorgen und mißvergnügt. Sein Knecht und Gesinde sitzen im besonderen Gesinderaum und ihr Gebahren ist die personifizirte erhobene Faust des Widerspruchs und der Unzufriedenheit; der Jude aber fährt in der Karosse vor und der Herr öffnet mit entblößtem Haupt und dem gehorsamsten Diener ihm die Kutschenthür, denn da kommt der wirkliche Herr und der Gott des Hofs durch die Zinsverpflichtung, die er über den Hof errungen. Der Bauer war Sohn seines Vaters, der Jude war Sohn jenes demüthigen Juden. Das ist der Unterschied.“

So ging's im Leben unserer Altvordern zu, als der redliche Erwerb noch ungeschmälert die Frucht seiner Arbeit genoß und nicht an allen Ecken und Enden darin heimlich übervortheilt wurde.

Es ist jene Manchesterdoctrin auch Unsinn, „daß der Dumme durch Schaden klug werden müsse“. Wer emsig und fleißig und unverrückt zu arbeiten gezwungen ist, der hat nicht Zeit dazu, sich in der Gaunerfreiheit ebenso auszulernen, wie der Gründer und Prozentchen-Abschneider, der sich dieses Geschäft zur Lebensaufgabe gemacht, darum muß den ersteren der Staat durch seine Gesetze schützen, anstatt gerade dem Betrug durch expreß darauf zugeschnittene Gesetze Thür und Thor zu öffnen und dessen Praktik eine Art rechtlicher Weihe zu geben, indem er gewisse Diebstähle nicht mehr zu strafen für Recht befindet.

Diese ganze Art der Gesetzgebung und Denkweise stammt aber, das haben wir nachgewiesen, aus dem „Talmud“, und dessen Vertreter haben die Grundlehren desselben in die moderne Gesellschaft eingeführt; darum mögen die Herren Lasker und Bamberger nur weiter beim Reichstag sich beklagen: Noch sind sie nicht Richter und Herrscher im Deutschen Reich, um unsern Mund verstummen zu machen.

(D. Lds.-Ztg., 6. Januar 1876)

Wieder einmal ein „Au waih!“ Die „Voss. Ztg.“ schreibt: „Bei dem preußischen Justiz-Ministerium ist jetzt eine vom Ausschuß des deutsch-israelitischen Gemeindebundes zu Leipzig aufgesetzte Petition eingetroffen, die sich gegen die ultramontane Judenhetze (!) richtet. Der Bonifacius-Verein kolportirt nämlich durch Rheinland und Westfalen ein Pamphlet: „Nicht Judenhatz, sondern Christenschutz“, welches, wie die Petition ausführt, in seinen Invectiven gegen die Juden alles bisherige Maß überschreitet. Der ganze Inhalt der Broschüre von Anfang bis zu Ende sei offenbar lediglich zu dem Zwecke geschrieben, um die christliche Bevölkerung Deutschlands zum Haß und zu Gewaltthätigkeiten (!!) gegen die Juden anzureizen. Es seien dadurch die §§ 130 wie 166 des deutschen Strafgesetzbuches verletzt und bitten die Petenten das Justizministerium, die competente Königl. Staatsanwaltschaft mit Anweisung zur strafrechtlichen Verfolgung der Broschüre zu versehen.“

Was das doch für freche Leute sind! Was haben die liberalen Blätter täglich im „Culturkampf“ auf die Katholiken geschimpft und gehetzt, was hat unsere Berliner Großpresse sich über jede protestantische geistliche Versammlung, über die Synoden des unfläthigsten Witzes bedient, man denke nur an den Vers des „Rumor“, daß es nicht eher besser würde im deutschen Reich als

— bis an des letzten Mönches Darm
Die letzte Nonne hängt.

Man denke ferner an die vorgekommenen Geiferartikel gegen die christliche Trauung! Und nun schreien schon die Juden selber: „Herr Staatsanwalt, hilf! schreite gegen die Broschüre ein!“ weil ihnen eine Broschüre mißfällt, die nicht ihre Religion, sondern ihr wirthschaftliches Treiben angreift. — Nur in etwas eine Bezahlung in gleicher Münze können doch diese Juden durchaus nicht ertragen und das Deutsche Reich betrachten sie, als ob es nur für sie da wäre: das Reich, das 40½ Millionen christliche Deutsche zählt und nur ½ Million Juden.

Die „Neue Stettiner Ztg.“ leitartikelt ebenfalls „die Conservativen und die Socialdemocratie“ im Sinne des Hrn. Bamberger. Zunächst grollt sie mit dem Protest des Abg. Lucius, wobei sie höchst naiv fragt: ob man denn nicht hinlänglich genug wisse, daß die Freiconser-

vativen eigentlich „Liberale" seien? Ein hübsches Geständniß, das wir Hrn. Lasker zu Gemüthe führen, damit er unterscheiden lernt: wer zur conservativen Partei gehöre und wer nicht, — wenn er wieder einmal eine Gründerrede halten will. Dann wird die „Kreuz-Ztg." vorgenommen, dann die „Eisenbahnzeitung" und dann natürlich auch die „Landes-Ztg." Dabei wird immer von der Voraussetzung ausgegangen, als ob die Mitglieder der conservativen Partei sich als nicht identisch mit der conservativen Presse betrachteten, während doch die Sache nur so liegt: daß Hr. Bamberger wie immer so feig war, nach seiner Philippica die Ausflucht zu suchen: Die conservativen Parteien habe er nicht „gemeint". Dann heißt es: „Vollends fragen wir, wer sind die Patrone der Landes-Ztg.? Laden dieselben nicht mit Namensunterschrift zum 22. d. M. ein?" (Folgen einige Namen.) „Was soll es also heißen, ruft sie empört, wenn die parlamentarischen conservativen Parteien die Miene annehmen, jede Solidarität mit diesen ihren Freunden von sich zu weisen?" Ja freilich, der „N. Stett. Ztg." und allen ihren Genossen würde es gar lieb sein, wenn die „D. Lds.-Ztg." gar keine Leser und Anhänger hätte, dann wäre ihnen der große Schmerz erspart, daß diese Zeitung existirt, denn sie wissen sehr wohl, daß zu jeder Zeitung Leser gehören. Dann heißt es weiter: „Es ist nichtswürdig (!), wenn beispielsweise in dem Niendorf'schen Aufrufe von Beamtencorruption in einer Verbindung gesprochen wird, als böte unser deutsches Beamtenthum nach jener Richtung auch nur den allergeringsten Vergleichungspunkt mit den amerikanischen . . ." Woraus wir mit Staunen vernehmen, daß diese unsere ganz leichthin geworfenen Aeußerungen über Amerika sehr viel böses Blut gemacht haben. Dann geht's weiter: „Es ist in der That die höchste Zeit, daß sich eine Liga (wie katholisch!) aller anständigen (!!) Leute wenigstens zu dem Zweck bildet, um aus dem politischen Parteikampfe die Mittel absoluter Gemeinheit auszuschließen. Nichts schmälert das Ansehn, die Ehre eines Staates mehr als der Klassenhaß seiner Bürger." — Da haben wir's, die Juden haben wir beleidigt. —

Aber, verehrte Stettinerin, wie steht's denn in Ihren Spalten mit den „Junkern und Pfaffen??" Wie hundert, tausendmal haben Sie da denselben „Klassenhaß" geschürt und „denselben Staat geschädigt??" Natürlich ruft sie dann zuletzt auch die Regierung zu Hilfe, sie soll einschreiten — natürlich mit dem Staatsanwalt gegen den Klassenhaß! — Sehr erbaulich. Dabei wird auch gethan, als ob der liberalen

Partei gar verboten sei, den Klassenhaß zu schüren, — etwa in der religiösen Frage? Summa summarum: Wir vertheidigen uns nur gegen die Ueberhebungen der Juden und Judengenossen, und die „N. Stett. Ztg." möge zuerst den Spruch beherzigen lernen: was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thu' Du ihnen auch nicht.

(D. Lds.-Ztg., 4. Februar 1876)

Die Juden in Berlin. Wohlgefällig verkünden die Zeitungen: Nach den neuesten Angaben zählt die Berliner jüdische Gemeinde 6700 steuerzahlende Mitglieder. Die Gesammtzahl der der Synagogengemeinde angehörigen Familienväter beläuft sich auf 15,000, die jüdische Bevölkerung überhaupt auf ca. 50,000 Seelen. Nun betrug nach der offiziellen Zählungsstatistik 1867 die Zahl der Juden (bei 702,426 Gesammt-Einwohnern) 27,607 Juden. 1875 betrug bei 956,000 Einwohner die jüdische Bevölkerung, wie wir oben sehen, 50,000; während also die christliche Bevölkerung nur um den vierten Theil zunahm, hat sich die jüdische nahezu verdoppelt. Während 1867 in Berlin erst auf 26 Christen ein Jude kam, kommt heutzutage auf je 19 Christen schon ein Jude. Dies beweist an sich schon, wie eifrig die Juden die Gunst der Großstadt suchen gegenüber dem normalen Bevölkerungsverhältniß in ganz Preußen, wo 1 Jude auf 82 Christen kommt.

(D. Lds.-Ztg., 12. Februar 1876.)

Immer zu! Den geldliberalen Großstadt-Zeitungen ist ordentlich unbehaglich zu Muth, daß der „Culturkampf" seit Jahresfrist keine neuen Aufregungen mehr hervorruft. Als wir das Wort aussprachen: „Das deutsche Volk möge seinen religiösen Frieden wieder finden", verschrie man uns als ultramontan. Dennoch liegt die Frage nahe: was soll aus den endlosen religiösen Wirren werden? Soll das deutsche Volk sich ewig in diesen Parteiungen zerfleischen? Ist es möglich, 15 Millionen deutscher Nation etwa aus Deutschland zu exiliren? Es muß doch endlich Friede werden, gleichviel wie!

Doch davon sind unsere „Culturkämpfer" weit entfernt, sie wollen den Streit als solchen, denn das Volk muß durch solche äußeren Dinge beschäftigt sein, damit hinter den Coulissen — sagen wir's offen: das Judenthum seine großartigen Geldschneidereien ungestört ausführen kann.

Das Judenthum in seiner Herrschaft strebt nach dem religionslosen Staat, es will, es muß Alles daran setzen, um die beiden großen Kirchen, welche vorhanden sind, vollends zu zerstören; es träumt, einen neuen humanistischen Judenritus einzuführen, in dem das auserwählte Volk über die auserwählten Privilegien des Handels, der Regierung, des Richteramts, der Medizin und eines eudämonistischen Cultus nach Herzenslust gebieten könnte.

Darum darf der „Culturkampf" nicht ruhen; darum ertönt schon wieder der Ruf nach Abänderung des § 24 der Verfassung, damit die Schule zum neuen Staatsinstitut erhoben oder — zu dessen Magd erniedrigt werde. — Wie werden unseren liberalen Herren, welche Verfassungsartikel und Rechte so billig geben, wie Brombeeren — trotzdem ihr drittes Wort der „Rechtsstaat" ist — noch einmal die Augen aufgehen!

Dem Wissenden ist es bereits klar: eine fremde heimathlose, hergelaufene Nation von der Minorität des achtzigsten Theils des deutschen Volks sucht die geistige und physische Herrschaft über uns zu erraffen, und zwar nicht blos bei uns, ihre Verbindungen reichen über ganz Europa, und wenn Don Carlos in Spanien fällt, so jubelt sie: „unser liberales Prinzip hat gesiegt!" und wenn die Wahlen in Frankreich republikanisch ausfallen, so erschallt voll Selbstbewußtsein und Prahlerei über den Fortschritt ihrer Herrschaft derselbe Ruf.

In Oesterreich will jetzt dieselbe Macht die Minister zwingen, daß den österreichischen Juden im Handelsvertrag mit Rumänien das Recht gewährt werde, in Rumänien Grundbesitz zu erwerben, während nach den Gesetzen dieses Landes solches den dortigen Juden nicht erlaubt ist. Darum erst recht soll der Trumpf draufgesetzt werden, dieses verhaßte Gesetz in Rumänien künstlich zu durchbrechen.

Diesem consequenten Vorgehen des internationalen Judenthums gegenüber muß man verwundert fragen: hat denn das „Volk der Dichter und Denker", das berühmte Deutsche, Augen und Ohren verloren, daß es von allem diesem freventlichen Treiben nichts merkt? . . .

(D. Ldz.-Ztg., 2. März 1876.)

Das Chasaren-Reich. O. Glagau schließt seine Gründer-Vorrede mit den Worten:

„Die ganze Weltgeschichte kennt kein zweites Beispiel, daß ein heimathloses Volk, eine physisch psychisch und entschieden

degenerirte Race, blos durch List und Schlauheit, durch Wucher und Schacher über den Erdkreis gebietet."

Wir wollen seiner Geschichtskenntniß zu Hilfe kommen.

Das Rad der Weltgeschichte dreht sich, und Alles ist schon dagewesen.

Im 7. Jahrhundert hatten die Chasaren*), ein türkisches Volk, das seit alter Zeit an den Nordabhängen des Kaukasus und an den Mündungen der Wolga angesessen war, ihre Macht weit nach Osten, Westen und Norden ausgedehnt. Sie geboten vom Jack und der Emba, über den Dnieper bis an die Karpathen, nördlich bis an die Oka. Zwei Drittel des heutigen Rußland waren ihnen tributär. Die Schiffe der Chasaren befuhren das Chasaren-Meer, i. e. die kaspische See, das Asowsche und das schwarze Meer; sie gingen die Wolga, den Don und den Dnieper hinauf. Der Handel blühte in Cherson, in Kiew, in Tauris und Aswid, vor Allem in der Chasarenhauptstadt Balangiar an der Mündung der Wolga.

Wo Handel blüht, da erscheinen die Juden. Die Geschichte sagt nicht, woher sie gekommen, aber sie waren plötzlich da. Sie waren nicht blos da, sie waren bald auch die Großen im Reich, sie beherrschten den Staat und den Chagan, den Chasarenkaiser.

Als der Einfluß der Juden-Barone fest begründet war, trat im Jahr 740 der Chagan Bulan selbst zum Judenthum über. Seitdem war er ein Gegenstand religiöser Verehrung, er wohnte im kaiserlichen Palast, aber er durfte sich nicht öffentlich zeigen, durfte sich in keine Regierungs-Angelegenheiten mischen und nur in den wichtigsten Dingen erlangte man Zutritt zu ihm. —

Der jüdische Major Domus befehligte das Heer und die Juden-Barone regierten das Reich. Sie gesellten sich wohl noch einige Muselmänner, Christen oder Götzendiener zu. Wenn aber einer dieser Beamten ihnen nicht gefiel, so mußte der Chagan sprechen: „Geh, stirb!" Und derselbe ging nach Hause und tödtete sich.

Nur eins gestatteten sie noch dem Chagan: Er durfte an alle Potentaten, bis an den Kalifen Abderrahman von Kordowa, Rabbi's mit Briefen senden, daß die Chasaren das größte der Völker seien, und daß in ihrem Lande Jeder das glauben dürfe, was ihm am vortheilhaftesten sei.

---

*) Diese rein geschichtlichen Daten sind aus: „Karamsin, Band I.", Selig, Cassel: „magyarische Alterthümer" und Neumann: „südrussische Völker" entnommen.

Des Chagan heiliges Leben wurde nur manchmal auf unfreundliche Art gestört.

Wenn bei sengender Hitze die Melone vertrocknete, oder Heuschrecken die Ernte verzehrten, oder die sibirische Pest die Heerden heimsuchte, oder die Wolga die fruchtreichen Gärten überschwemmte, dann zog das erzürnte Volk vor den Palast, und der Major Domus und die Judenbarone schnitten dem Chagan den Kopf ab, um sofort einen neuen Chagan, aus der kaiserlichen Familie, auf den Thron zu setzen.

Griechische Baumeister wurden verschrieben, um eine neue Hauptstadt, Sarkel am Don, zu erbauen. Da wurden die Steuern verändert, weil Staat und Handel mehr Geld brauchten. Früher gab man vom Rauchfang ein Schwerdt — daß jede Familie aber auch die Faust stellen mußte, das Schwerdt zu führen, versteht sich ja von selbst — jetzt mußte jedes Haus ein Zobelfell liefern. Das brachte Geld. Das Chasarische Reich war ja schon so groß, was brauchte es der vielen Schwerdter!

Da kamen die stolzen Kaufherren von Groß-Nowgorod und setzten sich an der Kljäsma fest. Die Chasaren-Juden drohten, aber die Nowgoroder wichen nicht.

Da kamen Oleg und die Waräger (Normannen) und eroberten Kiew, und die benachbarten Poljänen streckten ihnen die Hände entgegen: Erlöse uns von den Steuern der jüdischen Chasaren.

Da, als die Stunde gekommen war, stiegen die Moslem über die Pässe des Kaukasus, und Sarkel, und Balangiar, und der Judenkaiser und die jüdischen Barone, sowie das ganze Chasarenreich stürzte und verschwand unter dem krummen Säbel des Islam, denn jüdische Geldaristocratie zerfrißt wie ein Schwamm sehr rasch jedes Staatsgebäude. Es fällt beim leisesten Anstoß zuletzt in sich zusammen.

W. v. K.-St.

(D. Lds.-Ztg., 2. März 1876.)

Herr Ludwig Bamberger hat in Dresden (im dortigen Reichsverein) wieder eine Rede geredet, in der die alten Vorwürfe gegen die sozialistischen Ausschreitungen der conservativen Presse eine große Rolle spielten. Die Berichte sagen wörtlich darüber:

„Der Redner zeigte, wie die verschiedenen ractionären Coterien das sozialistische Verhetzungssystem für ihre Zwecke ausgebeutet und nachgeahmt, durch dieses planmäßige Sy-

kophantenthum aber in der That unser öffentliches Leben bereits mit theilweisem Erfolg vergiftet (!!) haben. Daß in dieser Thatsache eine wirkliche Gefahr für unser junges nationales Gemeinwesen liege, wurde des Näheren ausgeführt. Dieselbe wirksam zu bekämpfen, sei es dringend nothwendig, eine Coalition aller anständigen (!!) Leute zu bilden. Besonders aber wurde von dem Redner die Nothwendigkeit eines engen Zusammengehens aller liberalen und reichstreuen Parteien betont."

Diese „Coalition aller anständigen Leute" wird nachgerade zu einem ergötzlichen Stichwort, da wir nur solche angegriffen haben, welche sich am Gründungs- und Prozentchenschwindel betheiligt haben, so folgt daraus von selbst, daß Herr Bamberger wünscht, alle diejenigen „anständigen Leute", welche gegründet haben, sollten sich coaliren, und so werden wir es denn erleben, daß sich zuletzt die „anständigen Gründer" der „Vereinigung der ehrlichen Leute" gegenüberstellen, das sind: Juden und Judengenossen, welche das formale Gesetz erfüllten, und Christen, welche von der „Buchstabengerechtigkeit" in Beziehung auf die Sittlichkeit andere Ansichten haben. — Die Sache kann interessant werden, so setzt eben jetzt die Wilmanns'sche Broschüre von der „göldenen Internationalen" die ganze Börsen- und Judenschaft in Aufregung; wie kann ein Richter, so sagen sie, sich erlauben, so Etwas zu schreiben! — (Diese Broschüre, ein Abdruck aus der D. Lds.-Ztg., welche in allermäßigster Form gestützt auf Autoritäten das Elend unserer Zeit bespricht, erregte derart bei den Juden Anstoß, daß die Vorsteherschaft der berliner Judengemeinde beim Justizminister und Oberstaatsanwalt auf Disciplinaruntersuchung gegen Herrn Wilmanns antrug. Zugleich wurde eine Denunziation beim Gericht eingereicht. Die Juden wurden in beiden Fällen abgewiesen. Anmerk. d. H.)

(D. Lds.-Ztg., 2. März 1876)

Zur Physiognomie unserer Zeit. Am Kölnischen Gymnasium in Berlin wurden 7 Abiturienten zu Ostern d. J. entlassen. Darunter sind 6 jüdischer Conf. und 1 Evangelischer. Letzterer studirt Medicin. 5 Juden sind als „Jura studirend" und 1 Jude als Mediciner aufgeführt. — Wenn das so fort geht, erfreuen wir uns in etwa 10 Jahren zu zwei Dritteln jüdischer Gerichte im ganzen Land. Es ist ein artiger Zukunfts-Gedanke, daß die deutsche Nation aus der Hand der jüdischen ihr „Recht" empfangen soll.

(D. Lds.-Ztg., 7. März 1876.)

Aus Krakau schreibt man dem „Vaterl.“: Ueber das Steigen des jüdischen Reichthums nur ein Beispiel: Vor dreizehn Jahren kam ein blutarmer Judenjüngling, Namens Mosche Lautmann, nach Krzywotuly, Kreis Stanislawow, und handelte mit Nähnadeln und Zwirn. Später pachtete er die Schankwirthschaft daselbst. Jetzt besitzt er dort über 200 Morgen Land und hat überdies in letzter Zeit die Besitzung Przybylow gekauft — für 105,000 Gulden, natürlich lauter „ehrlich erworbenes“ (!!) Geld. Sonderbar bleibt dabei nur, daß fast sämmtliche Bauern des Dorfes zu Säufern geworden und an den Bettelstab gekommen sind!

(D. Lds. Ztg., 23. März 1876.)

„Geh' in's Wasser und ersäufe Dich!“ ... Wir hörten neulich eine Gründerbiographie erzählen und schade, daß wir sie nicht stenographiren konnten, denn bunt bewegt, kraus, reich, arm, hochgeehrt und — tief gefallen schloß sie mit dem Refrain: „Was willst Du? Geh' in's Wasser und ersäufe Dich.“ Der Held der Erzählung war ein Mann, der vor der Gründerzeit auf weit langsamerem Wege an der Getreidebörse und im Häusergeschäft wirklicher Millionär geworden war. Er war von germanisch-christlichem Geblüt und hieß Stahlschmidt. Ein so reicher Mann war für die jüdischen Gründer ein unwiderstehlicher Anziehpunkt, die ja ohne Staffage von Namen und Mitteln nichts unternehmen konnten, und so ward er von dem größten jüdischen Genie, was damals noch hungriger Agent einer Lebensversicherung alias Seelenfänger war und als solcher gar nichts besaß, zu allen den genialen Transactionen verleitet und reichlich dabei auf seine Kosten betheiligt, während der geniale Herr G .... den Rahm abschöpfte und dem Compagnon soviel Molken übrig ließ, daß er sich nun darin ersäufen kann. Stahlschmidt war der „gute solide“ Mann, der die Gründungsgelder hergeben mußte bei „Friedrichshain, Aquarium „Großer internationaler Pferdebahn“ (die heut weder Pferd noch Bahn aufweist), Westfälischer Union, Harkort's Brückenbau-Gesellschaft, Cuxhavener Immobilien-Gesellschaft (diesem Ideenkinde von Herrn Braun-Wiesbaden's Cuxhavener Bahn- und Hafen-Gesellschaft mit 12 Millionen Kapital), der Victoria-Gesellschaft auf Nickel im fernen Schweden (weil wir von Herrn Bamberger mit dem Nickel beglückt wurden) und — der Berliner Centralstraßen-Actiengesellschaft.“ — Ueberall zeigte sich das

unzertrennliche Dioskurenpaar Eduard Stahlschmidt und H. G., Einer schien ohne den Andern nicht leben oder vielmehr nicht „gründen" zu können, die unsichtbare Seele war H. G., der sichtbare Körper E. Stahlschmidt. Aber Letzterer genoß auch hohe Ehren, er hat bei den geheimsten Transactionen der Disconto-Gesellschaft zu Gevatter gestanden, — und — immer und immer ging er darauf aus, viel, sehr viel verdienen zu wollen, um schließlich geschickt von den Consortien derart geleimt zu werden, daß er heute, von den Gläubigern verfolgt, arm, entblößt von Allem, in der Dachstube sitzt. Er soll noch gute Forderungen an H. G. haben, aber dieser ist ein mächtiger Mann, der auf Gummirädern fährt, der das Courtage- und Prozentchenabschneiden aus dem ff verstand, der „nicht unterging, wenn auch die Gründungen Pleite machten"; wie käme der verarmte Millionär St. gegen diesen auf? Der besitzt einen Blanquo-Credit von 100,000 Thlrn. bei der Reichsbank, denn er hat sich sogar Verdienste um den Staat zu erwerben gewußt und ist überall der „große Mann." — „Geh in die Spree und ersäufe Dich! . . ." Armer Christenmensch und Judengenoß, lerne erkennen: Wenn man mit dem Juden als seinem Gegenpart einen Handel abschließt, so wird man immer nur einmal betrogen, wenn man aber mit dem Juden in Compagnie handeln will, muß man zehn- und hundertfach Haare lassen; man wird Alles verlieren und kann den Trost daheim mitnehmen: „Geh in die Spree und ersäufe Dich! . . ."

(D. Lds.-Ztg., 24. März 1876.)

Herrn Nathan Schlesinger's „Gedungene Berliner Revolverpresse". Aufrichtigkeit ist doch eine schöne Sache! Das mußten wir uns gestehen, als wir das Vorwort des von dem Herrn Nathan Schlesinger verübten „Zeitbildes": „Die gedungene Berliner Revolverpresse" gelesen. Nachdem Nathan Schlesinger eine Anzahl von Bildern in angenehmer Abwechslung vorgebracht, welche der nächtlichen Straßenreinigung entlehnt sind, bekennt er ganz offen, er sei im öffentlichen Leben „gewöhnt worden, selbst Pfüffe und Stöße anständiger Leute zu ertragen". (Wer denkt da nicht an das bekannte: „Laß Dich staußen, laß Dich schlagen!")

Wenn Jemand daran gewöhnt ist, Püffe und Stöße anständiger Leute zu ertragen, so muß er doch schon häufig gezüchtigt worden sein, und da es zum Wesen der anständigen Leute gehört, nur Dem Züchtigungen angedeihen zu lassen,

der sie verdient, so folgt daraus ganz natürlich, daß Nathan Schlesinger's Betragen durchgehend prügelnswerth sein muß.

Die Wahrheitsliebe, welche somit Nathan Schlesinger mit Bezug auf seine eigene Person bekundet, leidet allerdings sofort Schiffbruch, wenn er auf Andere zu sprechen kommt. Um unsere Leser, namentlich diejenigen, welche über die geschäftlichen Verhältnisse unserer Zeitung unterrichtet sind, in den Stand zu setzen, selbst über Nathan Schlesinger zu urtheilen, lassen wir den betreffenden Passus hier unverkürzt folgen:

„Das literarische Haupt der sogenannten Agrarier, welche ein Gemengsel von socialistischem Feudalstaat anstreben, ist jener berüchtigte Marc Anton Niendorf. Was die politische Vergangenheit dieses Mannes anbetrifft, so hat derselbe seiner Zeit ein Abgeordneten-Mandat von der Fortschrittspartei sich zu erschleichen (!) gewußt. Als er aber im Parlament saß, da buhlte er um die Gunst der conservativen Landwirthe und verkaufte ihnen natürlich für ein gutes Stück Geld Leib und Seele. Er gründete nun mit dem Geld der Junker verschiedene politisch-landwirthschaftliche Zeitungen, in welchen er mit dem Fanatismus eines Renegaten seine früheren Parteigenossen, sowie alle Liberalen besudelte. Seine Schreibweise ist eine ausnehmend plebejische und erinnert in der Art ihrer Aufreizungen an die socialdemokratische Presse. Gegenwärtig redigirt Herr Niendorf die in Berlin erscheinende „Deutsche Landes-Zeitung" und constatiren wir nach den uns gewordenen Berichten, daß der Renegat Niendorf mit seinen verschiedenen Zeitungsgründungen einen Kostenaufwand von etwa 600,000 Mark seinen neuen Freunden verursacht hat. Nebenbei sei bemerkt, daß ein bedeutender Theil der Auflage der „Deutschen Landeszeitung" umsonst in den Provinzen vertheilt wird, um so für die Agrarier Propaganda zu machen."

Seht, Ihr Agrarier, Euch geschieht ganz recht, konntet Ihr nicht geben lieber so grausige Massematten an Herrn Nathan, Itzig, Meyer, Cohn, was hätten damit machen können ein sehr feines Geschäft und was hätten damit gepriesen Lasker, den graußen Lasker, den gerechten Lasker und Bamberger und all' die graußen Redner, welche erstreben die Freiheit*) des Volkes?!

Doch Scherz bei Seite; unsere Freunde wissen recht wohl, welche im Verhältniß mäßigen Summen uns zur

*) Anm. des Setzers: Soll doch wohl heißen: die Vogelfreiheit des deutschen Volkes?

Verfügung gestanden haben, unter den derzeitigen Zeitungsverhältnissen stehen mußten und noch stehen.

Wie wir bereits vor einigen Wochen an dieser Stelle mitgetheilt, sind die Artikel, welche Herr Nathan jetzt gesammelt herausgiebt, ursprünglich im Vareler „Gemeinnützigen" (richtiger „Judennützigen") erschienen. Während nun unter Journalisten durchweg der Gebrauch herrscht, wenn sie eine Anzahl von Artikeln gesammelt in einem Separat-Abdruck erscheinen lassen, diese von den Flüchtigkeitsfehlern, welche nothwendiger Weise die Tagesschriftstellerei mit sich bringt, zu säubern, nicht aber wesentliche Ausführungen wegzulassen, hat nun Herr Nathan, dessen Stylübungen den bekannten Leistungen von Karlchen Mießnick ebenbürtig sind, es vorgezogen, eine der schönsten Stellen seiner Arbeit in dem Separat-Abdruck wegzulassen. Obwohl wir bereits früher diese Stelle zum Besten gegeben, so wollen wir dieselbe, damit sie der Nachwelt nicht verloren gehe, hier nochmals wiederholen:

„Wenn wir nun diese Interessen-Gruppen etwas näher betrachten, so gewahren wir zunächst die alten oder vielmehr veralteten Agrarier, welche unter einer neuen Firma als Steuer- und Wirthschaftsreformer auftreten.

„Dieselben haben eben unter der geistigen Mitwirkung des famosen Herrn Niendorf in Berlin einen Congreß abgehalten. Auf demselben stellten sie die Grundlagen einer christlichen, d. h. offenbar pietistischen Volkswirthschaft fest; die angeblich unerträgliche Ueberbürdung des ländlichen Grundeigenthums soll durch eine neue Steuergesetzgebung auf das bewegliche Capital abgewälzt werden; das sogenannte Arbeits-Einkommen soll einer viel geringeren Steuer unterliegen, als das Renten-Einkommen; der Staat soll in allen seinen Einrichtungen die christliche Gemeinschaft herauskehren u. s. w.

„Das Recept der neuen Partei ließe sich also dahin angeben: wirf einen Socialdemocraten, einen Vollblutjunker und einen Frömmler in einen Mörser, zerstoße diese Ingredienzen recht tüchtig und es wird sich dir ein Niendorf'scher Steuer- und Wirthschafts-Reformer darbieten. Diese Herren erheben nun gar den Anspruch, von den Candidaten zum künftigen Reichstag statt eines politischen Programms ein Glaubensbekenntniß auf diese nagelneue Volkswirthschaftslehre zu verlangen."

Herrn Nathan erwiderten wir bereits damals in Bezug auf seine Volkswirthschaftslehre Folgendes: „Wirf unter 99

manchesterliche Doctrinäre einen Juden in einen Mörser, zerstoße diese Ingredienzen und mische nach Möglichkeit, so bist du sicher, daß hundert Juden und Judengenossen aus dem Mörser hervorgehen, die wie ein Heuschreckenschwarm das ganze Staatsgebiet ausfressen."

Fragen wir schließlich nach dem Zwecke, den Nathan mit der Veranstaltung des Separatabdrucks seiner Stylübungen verfolgt, so müssen wir zugeben, daß er mit der den Juden eigenthümlichen Anlage zum „Profitchenmachen" hier eine ganz talentvolle („Gott, wie talentvoll sind doch unsere Leut!") Schädigung seiner Gegner in Scene gesetzt hat. Die Gegner werden sich, wie Nathan ganz richtig voraussieht, das Opus kaufen um koschere 20 Pfennige. Und was bekommen sie dafür? Einen halben Druckbogen des schlechtesten Papiers mit den albernsten Sachen bedruckt. Daher bei den Gegnern großer Aerger über den Verlust der auf jede andere Art besser angewandten 20 Pfennige, bei Nathan „grauße" Freude über den Aerger der Gegner und über das gemachte „schaine Profitche". W—f.

(D. Lds.-Ztg., 25. März 1876.)

Die Wilmanns'sche Broschüre: „Die goldne Internationale und die Nothwendigkeit der Bildung einer socialen Reformpartei" ist soeben in zweiter Auflage in 4000 Exemplaren erschienen, aber durch Vorausbestellungen bereits wieder zur Hälfte vergriffen. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde hat, als er die Denunciation gegen den Verfasser einreichte, gewiß nicht daran gedacht, daß er nicht nur nicht erreichen würde, was er bezweckte, sondern daß er sich sogar zum unfreiwilligen Verbreiter des von ihm auf den Index gesetzten Buches machen würde. Mit der sonst so viel „berühmten" jüdischen Schlauheit war es diesmal also nicht besonders weit her; denn man hätte es, wenn man nicht allzusehr in fortgesetzter Prätension befangen gewesen wäre, doch vorher wissen können, daß man sich durch einen solchen Schritt „unsterblich" blamiren mußte.

(D. Lds.-Ztg., 26. März 1876.)

— Der Novellist Sacher-Masoch ist, wenn wir nicht irren, ein Kind galizisch-jüdischen Stammes, indessen hat er das Capitalverbrechen begangen, in seinen übrigens lesenswerthen Novellen nicht immer stammesangemessen von seinen Brüdern zu sprechen, der „Jude" ist in seinen

Novellen nicht immer der „Gutmacher, der idealsittliche Held, der edle Menschenfreund und Wohlthäter," sondern gar oft der Jude, wie er leibt und lebt. Darob großer Verdruß in der ganzen Judenpresse, und der arme Sacher-Masoch kommt uns just so vor, wie Joseph, als ihm seine Brüder „den bunten Rock" auszogen und in die Grube warfen, indem wir Folgendes lesen, was wir dem „Berl. Börs. Courier", also des Herrn Davidsohn's Feder entnehmen:

„Bescheidenheit ziert den Jüngling, ehrt den Mann" — besonders wenn derselbe ein Schriftsteller ist. Herr Sacher-Masoch, der Mann der unverwüstlichen — Bescheidenheit, übersendet uns mit der Bitte um Aufnahme die folgende Notiz: „Die „Revue des deux mondes" hat soeben eine sehr eingehende Literaturstudie über Sacher-Masoch und seine Werke publicirt, in welcher das Pariser Weltblatt nicht allein den deutschen Novellisten als einen Dichter ersten Ranges bezeichnet, sondern sein Talent sogar über jenes des Amerikaners Bret-Harte und des Russen Turgenjew stellt. Nun weiß Deutschland doch, auf welchen seiner Söhne es stolz zu sein hat!"

Soweit der „Berl. Börs.-Courier." Wir haben es in der Circularsendung des Sacher-Masoch mit einer jener Reclamen zu thun, die die Herren Schriftsteller in eigener Sache machen, mit denen Hr. Paul Lindau, Jul. Rodenberg, Berthold Auerbach und so viele Juden und Judengenossen so Erstaunliches für ihren Ruhm geleistet. Sind diese von Eigenlob stinkenden Reclamehelden der Judenpresse angenehm (weil sie gar hübsch im Judenring mitmachen!), so werden die Reclamen redactionell aufgenommen und der Ruhm der Herren erschallt von Memel bis Basel und von Posen bis Aachen. Aber der harmlose Sacher-Masoch, der's ebenso machen wollte, fiel grimmig rein! — Der Haß gegen ihn muß schon groß sein, daß man dies kleine Exposé nicht in den Papierkorb warf und todtschwieg, sondern so hämisch glossirt abdruckte. — Wir theilen diese kleine Episode nur mit, um dem Leser einen Einblick in ein anderes Feld der Corruption thun zu lassen: wie nämlich die Juden „grauße Leut" als Schriftsteller, Musiker, Schauspieler werden und so auch dies Gebiet zu ihrer Geschäftsausbeutung beherrschen.

(D. Lds.-Ztg., 27. März 1876)

Eine hiesige ansehnliche und namentlich sehr alte solide Firma Berlins sendet uns folgende Zuschrift:

„Sie waren vor einigen Tagen so freundlich, mir eine Anzahl Exemplare Ihrer geschätzten Zeitung zu übersenden. Indem ich Ihnen hierfür meinen besten Dank abstatte, bitte ich Sie mir dieses Blatt (D. Landes-Zeitung) vom 1. April ab regelmäßig täglich zugehen und den Abonnementbetrag bei mir einziehen zu lassen. Vielleicht haben Sie auch die Güte, mir die Nummern vom 19. und vom 24. bis ult. März incl., welche ich des angefangenen Eingangsartikels halber gern besitzen möchte, nachträglich abzulassen.

Ich kann hierbei nicht unterlassen, einige Worte der Freude über die mit Ihrem trefflichen Blatte gemachte Entdeckung hinzuzufügen.

Nach dem Lesen Ihres „Talmudjuden" und der Wilmanns'schen „goldenen Internationale", welche die große Gefahr, in der unser Volk schwebt, mir erst zum Bewußtsein brachten, habe ich nur einen Gedanken und einen Wunsch: der Reformpartei, der ich aus vollster Seele angehöre, nützlich sein zu können. Möchte doch jeder Deutsche ebenso denken, möchte Jeder doch diesem Gedanken Hand und Herz unterthänig und ihn zum Ziel und Ausgangspunkt seines Lebens machen und endlich möchten doch Ihr treffliches Blatt und die einschlägigen Schriften die denkbar weiteste Verbreitung finden!

Aber mit den Wünschen allein ist Nichts gethan. Wenn nicht jeder Einzelne mit aller Kraft und nie erlahmender Consequenz das Seinige thut, so werden wir das Parasitenvolk, welches unser Vaterhaus zur Ruine zu machen droht, nie vertreiben. Ein Jeder muß es sich zum Gesetz, zur heiligen Pflicht machen, nie von einem Juden Etwas zu kaufen, auch dann nicht, wenn er ihn wirklich nöthig hat. Ich befolge diesen Grundsatz seit Jahren und kann versichern, daß ich nie schlecht dabei weggekommen bin, abgesehen von der inneren Befriedigung, meine Brüder unterstützt zu haben. Beachtet der Handwerker, der schon fast alle seine Materialien vom Juden kaufen muß, beachten namentlich aber die Frauen, die sich ohne den Juden kaum kleiden zu können der Meinung sind und ihm darum ein ungeheures Geld zuführen, diesen Grundsatz, so ist schon viel gewonnen, die Juden verziehen sich dann nach und nach von selbst. —

Mit schlauer Berechnung haben sie nicht nur den Geldhandel an sich gebracht, sondern sich vorzüglich aller Rohproducte und wahren Consumartikel bemächtigt. Rohe

Häute, gegerbtes Leder, Seiden-, Wollen-, Baumwollen-, Leinenwaaren, Getreide, Mehl, Metalle und Butter ꝛc. kann man kaum noch consumiren, ohne dem Judenthum Gewinn zuzuführen. Darum muß auch der Produzent, der ja in jedem Falle ein Deutscher ist, seinen Bruder bevorzugen, und nur, wenn es durchaus nicht anders gehen will, an den jüdischen Händler verkaufen. Das Landvolk aber muß sich garnicht mit ihm einlassen, denn es bedarf seiner am wenigsten und bietet ihm nur zu viel Gelegenheit sich aussaugen zu lassen. So von zwei Seiten eingeengt kann er gar nicht widerstehen. Dies durchzuführen ist jedes Deutschen Pflicht und es anzubahnen, eine ehrenvolle Aufgabe Ihres werthen Blattes. Setzen sie diesen Grundsatz an die Spitze desselben, so wird er gute Früchte tragen. Gelingt es die einschlägigen Schriften in einer ganz billigen Volksausgabe zu verbreiten und dadurch dem Volk zugänglicher zu machen (denn die Buchhändler verstecken sie geradezu und die Zeitungen schweigen über sie), so habe ich keine Sorge mehr; der Reinigungsprozeß muß sich dann an der Hand wirksamer Gesetze von selbst vollziehen. — Nennen Sie mich nun immerhin einen Narren, es genügt mir zu wissen, daß ich keiner bin. Ich habe hiermit ausgesprochen, was ich seit Jahren auf dem Herzen trage und bitte um Verzeihung, wenn ich sie gelangweilt haben sollte. Vorschriften wollte ich Ihnen keinesfalls damit machen.

Mit ernstem Willen läßt sich alles erreichen, das lehren unsere Feinde. Adoptiren wir also den besten Theil ihrer Geschäftsreligion, damit uns unsere edle Toleranz, an die sie uns so gern erinnern, nicht an den Bettelstab und in Knechtschaft bringe!

Mit vorzüglicher Hochachtung B.

(D. Lds.-Ztg, 3. April 1876.)

Man erzählt sich in Berlin folgenden Witz. Ein Fremder fragte Unter den Linden sehr bescheiden einen Spaziergänger: Können Sie mir nicht sagen, ich will nach der Jüdenstraße, nach welcher Richtung hin liegt sie? . . . Entschuldigen Sie, antwortete der Gefragte, ich bin selbst fremd, aber so viel habe ich schon gemerkt, in Berlin giebts überall „Jüdenstraßen".

(D. Lds.-Ztg., 13. April 1876.)

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Die Sittenlehre des Talmud 1
II. Von den Folgen der talmudischen Lehre 42
III. Der Classiker Tacitus über die Juden 78
IV. Von der Präponderanz der Juden in den Hauptstädten . . 85
V. Baron Anselm v. Rothschild 89
VI. Der Tendenzprozeß Ofenheim 97
VII. Baron Schmule 110
VIII. Das Judenthum im eigenen Hause 125
IX. Das Judenthum vor der Welt 130
X. Miscellen zur Judenfrage 139

Buch- und Zeitungsdruckerei von M. Ant. Niendorf, Berlin, Alte Jakobsstraße 132.

Oesman Werner Bibliothek
Israel. Kultusgemeinde München

USHMM LIBRARY
01 0001 0051 2994